This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

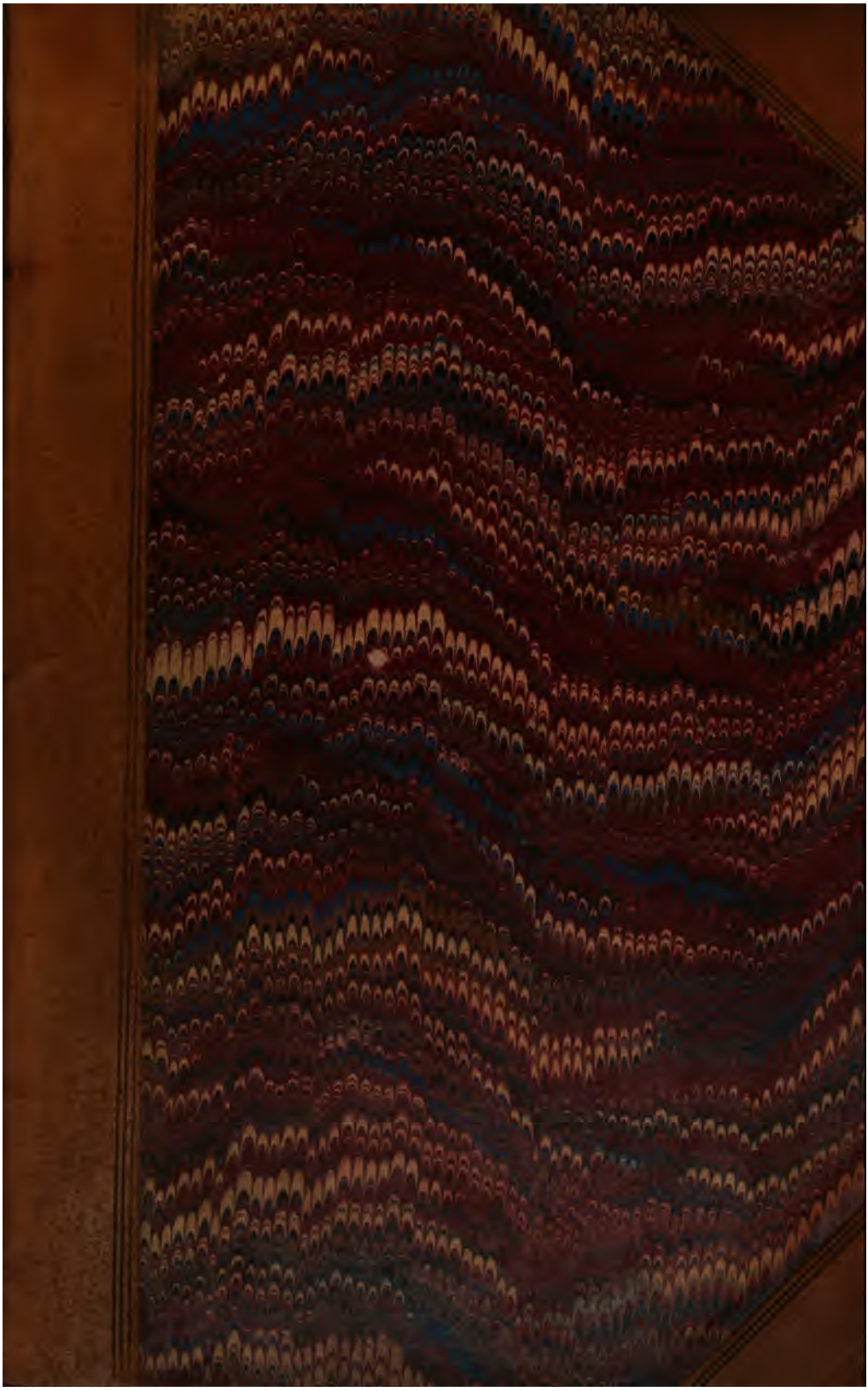
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



47. e. 22

Sagen

aus

Hapſal, der Wiek, Öſel und Runö.

Geſammelt und kurz erläutert

von

C. Rußwurm,
Inſpector der Schulen zu Hapſal, mehrerer gelehrten Geſellſchaften Mitgliede.

Reval, 1861.
Verlag von Franz Kluge.

Der Druck wird gestattet, mit der Anweisung, nach Vollendung desselben die gesetzliche Anzahl von Exemplaren an das Riga'sche Censur-Comité einzusenden.

Riga, am 21. April 1860.

Dr. C. E. Napiersky,
Censor.

Inhalt.

Seite

1. Salme und Linda 1

1. Geburt und Jugend . . . . . —
2. Salme's Hochzeit mit dem Sternensohne 2
3. Linda's und Kalew's Hochzeit 4

Aus Kreutzwalds Kalewipoeg, in den Verhandlungen der gelehrten Ehstnischen Gesellschaft zu Dorpat 1857, vierter Band, Heft I, S. 28 bis 67; Heft II, S. 88—91. Kreutzwald folgt meistens Liedern der Ehsten in Pleskau. Reinthals Uebersetzung ist benutzt, doch mit größerer Berücksichtigung der Alliteration im Originale. Vergl. über Salme, die für eine Wassergöttin gilt, Neus Volkslieder S. 9 ff. 273. Linda erinnert an den Namen des Gutes Linden bei Hapsal, welches wohl von den steilen Kalkfelsen bei Pullapä (ehstn. linda, lind, Fels, german. klint, Abhang) so benannt ist. S. Ed. Pabst im Inlande 1855, Sp. 744.

2. Kalew 7

1. Kalew und Neider . . . . . —
2. Kalew's Steine 8
3. Kalew's Tod 9

Aus Ösel vom Kronslandmesser Al. Jacobsohn, ehstnisch. Vgl. Inland 1856, Sp. 140. Kalew's Thaten und Tod besingen viele Volkslieder der Ehsten und Finnen. Neider ist vielleicht identisch mit Leigre in Nr. 4.

3. Kalewipoegs Steine 10

Aus Wenden in der Wiek, ehstn. Den Suurkiwwi schätzt man auf 11000 Kubikfuß oder 15000 Centner. Auch auf dem Steine im See von Weißenfeld bei Hapsal soll man Kalewipoegs Fußtritte sehen.

4. Leigre . . . . . —

Aus Dagö, ehstn. und schwed. S. Eibofolke, § 390, 6. 393, 3. Vgl. Nr. 2, 1.

Der Druck wird gestattet, mit der Anweisung, nach Vollendung desselben die gesetzliche Anzahl von Exemplaren an das Riga'sche Censur-Comité einzusenden.

Riga, am 21. April 1860.

Dr. C. E. Napiersky,
Censor.

Inhalt.

Seite

1. Salme und Linda 1

1. Geburt und Jugend . . . . . —
2. Salme's Hochzeit mit dem Sternensohne 2
3. Linda's und Kalew's Hochzeit 4

Aus Kreutzwalds Kalewipoeg, in den Verhandlungen der gelehrten Ehstnischen Gesellschaft zu Dorpat 1857, vierter Band, Heft I, S. 28 bis 67; Heft II, S. 88—91. Kreutzwald folgt meistens Liedern der Ehsten in Pleskau. Reinthals Uebersetzung ist benutzt, doch mit größerer Berücksichtigung der Alliteration im Originale. Vergl. über Salme, die für eine Wassergöttin gilt, Neus Volkslieder S. 9 ff. 273. Linda erinnert an den Namen des Gutes Linden bei Hapsal, welches wohl von den steilen Kalkfelsen bei Pullapä (ehstn. linda, lind, Fels, german. klint, Abhang) so benannt ist. S. Ed. Pabst im Inlande 1855, Sp. 744.

2. Kalew 7

1. Kalew und Neider . . . . . —
2. Kalew's Steine 8
3. Kalew's Tod 9

Aus Ösel vom Kronslandmesser Al. Jacobsohn, ehstnisch. Vgl. Inland 1856, Sp. 140. Kalew's Thaten und Tod besingen viele Volkslieder der Ehsten und Finnen. Neider ist vielleicht identisch mit Leigre in Nr. 4.

3. Kalewipoegs Steine 10

Aus Wenden in der Wiek, ehstn. Den Suurkiwwi schätzt man auf 11000 Kubikfuß oder 15000 Centner. Auch auf dem Steine im See von Weißenfeld bei Hapsal soll man Kalewipoegs Fußtritte sehen.

4. Leigre . . . . . —

Aus Dagö, ehstn. und schwed. S. Eibofolke, § 390, 6. 393, 3. Vgl. Nr. 2, 1.

Seite

5. Töll 11

1. Töll und seine Brüder . . . . . —

Zusammengestellt von E. Pabst aus Luce's Ösel u. anderen Quellen. Vgl. Inland 1836, Sp. 837; 1837, Sp. 163 ff. Eibofolke § 393, 5. — Töll ist mit Tell verwandt und in einer ehstnischen Sage kommt sogar eine Art Tellsschuß vor. Inland 1856, Nr. 33 und 39. Vielleicht war der germanisch klingende Töll ein Name für einen Heros der schwedischen Bewohner von Eysysla (Ösel), der später von Kalew verdrängt wurde, wie die Schweden von den Ehsten. Vgl. Eibofolke § 72—76. 192.

2. Der große Töl 13

Nach A. v. Schmidts Mittheilung im Inlande 1858, Nr. 9. Unter dem Namen Suremees (suur mees, der große Mann) ist die Sage poetisch behandelt in den Gedichten aus Dorpat, 1845, S. 63 ff., auch in E. Pabst's Bunten Bildern (Reval 1856) II, S. 18 ff.

3. Hans Töllus 14

Mündlich aus Saulep, ehstnisch.

4. Töll's Grab 15

Mitgetheilt von C. Steinbach in Arensburg und von A. v. Schmidt in Mohn. Inland 1850, Sp. 319 f. 526. 1858, Sp. 145.

5. Pil 16

Nach Inland 1836, Sp. 584, wo Pil und Töl verwechselt sein werden.

6. Riesen auf Ösel 17

Luce in Kotzebue's Blättern für Geist und Herz (1786) II, S. 215. Er giebt seiner Mittheilung die Überschrift: Frage an Naturforscher, und vergleicht den talmudischen König Og von Basan, in dessen Schenkelknochen Moses mit dem ganzen Heere einen Tag lang marschirte, dessen Fußsohlen 40 Meilen lang waren und der in einer Mahlzeit 1000 Ochsen verzehrte.

7. Hünen . . . . . —

Aus Ruckö, schwedisch. In Eibof. § 393, 4 angedeutet.

8. Der Ellernriese 18

Aus Worms, schwedisch. Vgl. Mélanges russes II, S. 617. Grimm K. M. Nr. 90 und III, S. 159 f.

9. Tharapita 19

Aus Heinrich aus Lettland (Origines Livoniae XXIV, 5, lateinisch. Die Lesart Tharapilla ist verschrieben, Tharapita ist Taar awwita, Thara hilf! Der Flug nach Ösel bedeutet wohl, daß der Cultus des Gottes sich vom festen Lande dahin verbreitet und daselbst am längsten erhalten habe. Vgl. auch Adam von Bremen, Cap. 75.

10. Tara . . . . . —

Aus Röthel, ehstn. Vgl. Eibof. § 352. Kreutzwald Boecler S. 11.

Seite

11. Der Götzenprieſter 19
Aus St. Michaelis, deutſch. Vgl. Myth. Lieder S. 10 ff. Eibof. § 353.

12. Yngwar 20
Snorro Ynglingaſaga, Cap. 36 f., isländiſch.

13. Der Höllenberg . . . . . —
Aus Saſtama, deutſch u. ehſtniſch. Vgl. Eibof. § 81.

14. Das Grab bei Kidepä 21
A. Nach J. v. d. Smiſſen in Bunge's Archiv IV, S. 155 . . . . —
B. Aus Kidepä, deutſch . . . . . —
C. Aus Röthel, ehſtn. . . . . .
Bei Puiſt war ſonſt eine zu Röthel gehörige Kapelle.

15. Swegder 22
Snorro Ynglingaſaga, Cap. 15, isländ. Vgl. Nr. 12. Da Swegder wie Yngwar, welche die ſchwediſchen Hiſtoriker in die erſten Jahrhunderte nach Chriſto verſetzen, mythiſche Perſonen ſind, hat man bei dem Orte Stein ſchwerlich an Kiwidepä, d. i. Steinkopf, zu denken.

16. Olaf Tryggweſon . . . . . —
Olaf Tryggweſon's Sage, Cap. 1—7, isländ. Fornmanna Sögur I, cap. 43—47. Rägu oder Räagu iſt der ehſtniſche Name für das Gut Hohenheim in der Wiek.

17. Erik Jarl 26
Olaf Tryggweſons Sage, Cap. 97, isländ.

18. König Frotho 27
Saxo Grammaticus, ed. Klotz, p. 27 f., lateiniſch. Die Schiffe ſind vielleicht die durch die Kraft des Sommergottes zerſchmelzenden Eisſchollen; das Trockenlegen des Fluſſes bewirkt wieder der Gott des Sommers. Die Feſtung Rotala hat Saxo wohl aus der Landſchaft Rotalia, d. i. die Wiek, gebildet; der Name hat ſich in dem der Kirche Röthel erhalten. Zwar iſt daſelbſt kein Fluß, — Frotho ſoll ihn ja auch ausgetrocknet haben! — Unter Rutenen ſind wohl Ruſſen und nicht Schweden (Rodſen, ehſtn. rootsid) zu verſtehen.

19. Rotala 28
A. Aus Röthel, ehſtniſch und deutſch . . . . . —
B. Nord. Miſcell. St. 15—17, S. 742 und Neue Nord. Miſc. St. 9. 10, S. 532 29

20. Die Belagerung Hapſals . . . . . —
Aus Hapſal, Ruckö und Taibell, ſchwediſch und ehſtniſch. Eibo-folke § 397, 1. Sagen aus Hapſal und der Umgegend 1856 Nr. 1. Vgl. Nr. 21. 22.

21. Der polniſche General 30
Aus Pönal und Taibell, ehſtniſch.

Seite

22. Der Polenfürſt 31
Aus Hohenheim, ehſtniſch. Vgl. Eibof. § 127 und unten Nr. 50. Der Stein mag wohl ein altheidniſcher Opferſtein geweſen ſein.

23. Das vermauerte Weib 32
Aus Hapſal, deutſch. Al. von Sternberg (Erinnerungen I, S. 57) erzählt, daß er das Gerippe eines Ritters in einer Mauerniſche entdeckt habe. Vgl. Nr. 29 und Nord. Miſcell. St. 18. 19, S. 575.

24. Der Vatermörder 33
Aus Hapſal, deutſch. Vgl. Arndt II, S. 241. Nord. Miſc. 22, S. 449 f.

25. Der todte Hund 34
Aus Hapſal, deutſch.

26. Der Eichbaum 35
Aus Hapſal, deutſch. Andere erzählen dies von Leal.

27. Amen . . . . . —
Aus Hapſal, deutſch. Vgl. Sagen aus Hapſal Nr. 50.

28. Arensburg 36
Aus Saulep, ehſtn. und aus Arensburg, deutſch.

29. Der vermauerte Ritter 37
Aus Arensburg, deutſch, gebildet nach der Auffindung des Ritters; ſ. Nord. Miſc. 13, S. 508; 18, S. 576 ff. und 20, S. 422 ff. Livona 1815, S. 53 f. Luce in den Rigaer Mittheilungen V, S. 443 f.

30. Pank 38
Luce Öſel, S. 112 f. u. Rig. Mitth. V, S. 458. Kruſe Urgeſchichte S. 33. 335. Der Name pang oder pank bedeutet auf Öſel Steinklippe, Erdklump, ſ. Nord. Miſc. 22 u. 23, S. 339.

31. Die öſelſchen Thurmzieher und die Sühneburg 39
A. Nach Nyenſtädt in der revalſchen Handſchrift, die etwas von Tielemann's Ausgabe (Monum. Livoniae II, S. 9) abweicht. Vgl. E. Pabſt Meinhart I, S. 36 ff.
B. Arndt II, S. 98. Die ehſtniſchen Worte würde man heutzutage ſchreiben: „Oota, oota, isa, härged (härgjad) läksid (lähhewad) taewasse," d. i. Wart, wart, Vater, die Ochſen gingen (gehen) gen Himmel.
C. P. E. Körber im Inlande 1839, Sp. 465 f. Ueber Sühneburg, Soneborg, nicht Sonneburg, ſ. Rüſſow, Bl. 16. Vielleicht hat zu der Sage vom Thurmziehen (ſ. auch Orig. Livon. I, 6) das Siegel des Biſchofs Kuband von Öſel († 1432) Anlaß gegeben, das eine mit einem Bande an einen Thurm oder eine Säule befeſtigte Kuh darſtellt. Daß der Kalk mit Milch gemiſcht geweſen, wird auch von einem Thurme des Schloſſes Marienburg in Preußen erzählt, der noch der Buttermilchsthurm heißt.

32. Kirchen auf Öſel 40
Aus Luce's Öſel S. 162 f., ehſtniſch.

Seite

33. Die Glocken zu Jerell 41

Buxhöwden, Güter Öfels, S. 22; Inland 1854, Sp. 387. Vgl. Nr. 63.

34. Philippus von Naceburg 42

Nach Heinrich dem Letten XIX, 5. 6 und der Sage Nr. 33 frei bearbeitet von Ed. Pabſt. Der Abdruck im Inlande 1854, Sp. 387 f. gab einen verſtümmelten Text.

35. Mohn 44

Aus Mohn und Saulep, ehſtniſch. Den Bauern gab W. v. Plettenberg 1532 einen Freibrief, ſ. Rig. Mittheilungen III, S. 114 ff. Über die Aufopferung vgl. Ed. Pabſt, Bunte Bilder I, S. 107.

36. Runö 45

Aus Runö, ſchwediſch. Der Schluß aus Rogö, ſchwediſch. S. Eibof. § 57. 44.

37. Herzog Wilhelm 46

Aus Runö, ſchwediſch. Ekman Runö, S. 137 ff. Eibof. § 59. Inland 1855, Sp. 696.

38. Elderbuſk 47

Aus Runö, ſchwediſch. Eibof. § 60.

39. Dag der Weiſe . . . . . —

Snorro Ynglingaſaga Cap. 21, isl. Der Zug nach Oſten und der Tod des Königs iſt mythiſche Hindeutung auf den Auf- und Untergang der Sonne. Nach Saxo (V, S. 134) gab Frotho III. dem Unterkönige der Ruthenen, Dag, das Land Heſtia, welches offenbar ein Oſtland (Orientales, Osti, Aestyi, Ὀστιαῖοι) bezeichnet. Eibofolke § 41. 94. Bei Wörwa erinnert Arw. Moller an die ehſtn. Benennung des Sperlings, warblane und an das Gut Werpel (ehſtniſch Warbla-mois) in der Südwiek.

40. Dagö 48

Aus dem Anhange zu Guta-Lagh, ed. Schildener, S. 107 f., altſchwediſch. Thielvar iſt Thialfi, Thor's Begleiter, ſ. Uhland's Thôr S. 56. Thorsborg liegt auf Gotland, die Far-Inſeln nördlich davon; Dagaithi iſt offenbar Dagö. Von den Burgen ſpricht auch Thorgny in Olaf des Heiligen Saga Cap. 81.

41. Hioma 49

Nach dem Berichte des Ehſten Seppa Ado in den Ehſtn. Verhandl. II, C, 61 f. Vgl. Nr. 6. Richtiger iſt wohl die Ableitung von hio, hiis, der heilige Hain. A. Moller kennt auch ein Hioma auf dem feſten Lande, vielleicht das alte Schwedengebiet. Inland 1855, Nr. 42.

42. Die drei Brüder . . . . . —

Aus Kertell, ſchwediſch. Eibof. § 110. Die Dreitheilung kommt in vielen germaniſchen Urſagen vor, ſ. Uhland Thôr S. 58, Anm. Jornandes 3, Paul. Diac. I, 2.

Seite

43. **Die Seeräuber** 50
Aus Kertell, schwedisch. Eibofolke § 94.

44. **Die Schweden auf Dagö** . . . . . —
Aus Kertell, schwedisch und deutsch. Hupel I, S. 390. Eibofolke § 111 ff. 200.

45. **Neckmannsgrund** 51
Aus Dagö und Nuckö, schwedisch. Neckmannsgrund ist eine Untiefe von 8 Fuß unter der Oberfläche, etwa 20 Werst von Hohenholm. Der Name ist wohl von dem Wassergeiste N e c k abzuleiten. Der polnische Kammerherr O. R. Ludwig Baron Ungern-Sternberg wurde 1804 nach Sibirien geführt und starb 1811 in Tobolsk.

46. **Der Kreuzberg** 52
Nach A. H. Neus in der Ehstona I, Nr. 51. Ähnlich aus Kertell, schwedisch, s. Eibof. § 398, 1. Stätten, wo ein Verbrechen begangen ist, bezeichnet der Ehste durch Kreuze, Steine und Reisig und nennt sie Rju. S. Luce's Ösel, S. 114.

47. **Pühhalep** 53
Nach der Erzählung des Seppa Ado in den Ehstn. Verhandl. II, C, S. 62. Eibof. § 397, 8.

48. **Köppo** 54
Aus Röiks, schwed., und aus dem Consist. Archiv zu Reval von 1641 und 1709. Vgl. Paucker, Ehstlands Geistlichkeit, S. 322.

49. **Zere** 55
Aus Kertell, schwedisch. Eibofolke § 356.

50. **Die Tataren auf Worms** 56
Aus Worms, schwedisch, und nach dem Kirchenbuche. Eibofolke § 119, 127, 398. Vgl. Nr. 22, 69.

51. **Der schlafende König** . . . . . —
Aus Worms, schwedisch. Eibof. § 132.

52. **Das Kreuz bei Hullo** 57
Aus Worms, schwedisch.

53. **Der Selbstmörder auf Söderby** 58
Aus Worms, schwedisch. In Eibof. § 325 kurz erwähnt.

54. **Die Brautsteine** 59
Aus Nuckö und Worms, schwedisch. S. Eibof. § 398, 2. Vgl. Nr. 65. Etwas über die Ehsten S. 47. Boecler S. 36.

55. **Die Nonne** . . . . . —
Aus Hapsal, deutsch. Ähnliches wird von Linden erzählt.

56. **Der Naseneid** 60
Aus Ryby, ehstnisch. Ähnlich machten es die Kuren nach Brand (Reise S. 103) und die Letten nach Olearius S. 112. Strauß Reise S. 66. Vgl. die Sitte der Bundesbrüderschaft bei den Skandinaviern. S. Rußwurm Nordische Sagen S. 317.

Seite

57. **Odinsholm** 60
Nach A. H. Neus in der Ehstona 1829, Nr. 24. Vgl. Eibofolke § 181. Inland 1848, Sp. 527.

58. **Kirche zu Goldenbeck** 61
Aus Hapsal, deutsch, doch wohl nach Überlieferungen der Ehsten. Göseken leitet den Namen der Kirche, die er Goldenberg nennt, von dem gelben Sandberge in der Nähe ab, den man für einen alten Opferberg hält. Paucker, Ehstlands Geistlichkeit S. 262. Ueber das Gold vgl. Grimm, S. 653. Nord. Sag. S. 368. Mannh. Götterw. S. 103. 221.

59. **Der Mönch in Lode** 62
Aus Hapsal, deutsch. Über Lode vgl. Paucker, die Herren von Lode, Dorpat 1852. Petri's Ehstland I, S. 173 f.

60. **Kirche zu Röthel** . . . . . —
Aus Röthel, ehstnisch, und aus Hapsal, deutsch. Das Bild über der Thür scheint Maria Magdalena vorzustellen, welcher die Kirche geweiht ist. Der Gang führt wohl nur aus der Sakristei auf den Kirchenboden.

61. **Die Teufelssteine** 63
A. Nach Graf Rehbinder im Inlande 1850, Sp. 136 f. Vgl. Eibof. § 390, 4. Andere schreiben die Spuren dem Kalewipoeg zu. Vgl. Nr. 3 —
B. Nach Joh. v. d. Smissen in Bunge's Archiv IV, S. 153 f. Grimm S. 502 ff. 65

62. **Die Teufelsstadt** . . . . . —
Aus St. Martens, ehstnisch.

63. **Die Glocken von Rude** 66
Aus St. Martens, ehstnisch. Vgl. Nr. 33.

64. **Kirrefer** . . . . . —
Aus Leal, deutsch. Laurentius Jacobi wurde 1601 Pastor in Kirrefer und erschlug einen Bauern, weshalb das Gut Klosterhoff die der Kirche verliehenen 2 Haken Landes einzog, doch 1632 restituirte. Der Pastor war 1627 seit 10 Jahren blind und starb 1638. Im Jahr 1710 wurde Kirrefer mit Leal vereinigt. Paucker, Ehstl. Geistlichkeit S. 276 ff.

65. **Die Steine bei Kirrefer** 67
Nach dem Gedichte von R. F— —g im Inlande 1846, Nr. 22, Beilage. Vgl. Nr. 54.

66. **Die Falschmünzer in Leal** . . . . . —
Aus Hapsal, deutsch. Ähnliches erzählt man von Hapsal und vielen Orten.

67. **Das Salzschiff** 68
Nach Seppa Ado in den Ehstn. Verhandl. II, C, 64, f. Vgl. Eibofolke § 15.

68. **Claus Homburg zu Ullast** 69
Aus Sastama und Karusen, deutsch. Vgl. Eibof. § 82.

Seite

69. **Die Tataren bei Saulep** 70
Aus Saulep, ehſtniſch. Vgl. Nr. 50.

70. **Begräbnißplatz zu Sorjanöm** 71
Aus Saulep, ehſtniſch.

71. **Kaſpar von Sternberg** 72
Aus Hapſal, deutſch nach dem Berichte des Jeſuiten Joh. Danner über das Geſchlecht der Grafen Sternberg. S. Nord. Miſc. 15—17, S. 243. Hjärn S. 110. Brewern, Studien, S. 47. Bunge und Toll, Briefladе, Nr. 1022. Arndt II, S. 198. Rig. Mitth. II, S. 156. Neue Nord. Miſc. 9 u. 10, S. 9 f.

72. **Herzog Magnus** . . . . . —
Nach Dionysius Fabricius S. 116 f., lateiniſch. Magnus kam 1560 nach Öſel, nannte ſich König von Livland, wurde aber durch Iwan II. von Rußland abgeſetzt und ſtarb 1583 zu Pilten. Er war einäugig; ſ. Archiv III, S. 199. Der Gänſefuß iſt mythiſch. Grimm S. 258. Mannh. Götterw. S. 296.

73. **Jacob de la Gardie** 73
Aus Worms, Ruckö und Finnland, ſchwediſch. Eibofolke § 391, 6. 7. 8. Afzelius IV, S. 38. Dalin II, S. 625. Inland 1850, Sp. 678 ff.; 1852, Sp. 208. Kreutzwald, Kalewipoeg V, 404.

74. **Peter I. in Linden** 75
Aus Hapſal, deutſch. Meiſtens hiſtoriſch. Inland 1836, Sp. 577 ff. 1852, Sp. 541 f. (Rigby) Balt. Briefe II, S. 55 f. Sagen aus Hapſal, S. 35.

75. **Die Peſt auf Dagö** 79
Aus Kertell, ſchwed. Eibof. § 395, 3. Ähnlich auf Worms.

76. **Der Peſtherr auf Runö** 80
Aus Runö, ſchwed. Eibof. § 395, 2. 17. Ekman Runö S. 203.

77. **Der blutrothe Hahn** . . . . . —
Aus Worms, ſchwediſch. Eibof. § 395, 12.

78. **Das Peſtbuch** 81
Aus Worms, ſchwediſch. Eibof. § 395, 10.

79. **Die Harfe** . . . . . —
Aus Hohenheim, ehſtniſch. Die Bauerharfe, Kandel, finn. Kantele hat vier Saiten, ähnlich der talharpa. Eibof. § 305.

80. **Die Salzſäulen** 82
Aus Kertell, ſchwediſch. Eibof. § 396, 6.

81. **Die Schweinepeſt** 83
Aus Kertell, ſchwediſch. Eibof. § 396, 3.

82. **Die Viehſeuche** . . . . . —
Aus Kertell und Worms, ſchwediſch. Eibof. § 396, 4. Auch wirft man ein todtes Lamm aufs Dach. Vgl. Boecler S. 118. Script. rer. Livon. II, S. 678. Grimm D. M. S. CXXIII, 69.

Seite

83. Die Schöpfung 84
Aus Wenden, ehſtniſch nach Erzählungen von ruſſiſchen Altgläubigen. Vgl. Wolf's Zeitſchrift für deutſche Myth. I, S. 179.

84. Die Schöpfung Schwedens 85
Aus Hapſal, deutſch nach dem Berichte eines ſchwediſchen Schiffscapitains.

85. Die Mondleute 86
A. Aus Worms, ſchwediſch. Eibof. § 353.
B. Aus Öſel, ehſtniſch. S. Luce's Öſel S. 105.
C. Aus Hohenheim, ehſtniſch.

86. Der Biſe . . . . . —
Aus Worms und Nuckö, ſchwediſch. Eibof. § 380. Ueber die rothen Thiere vgl. Nr. 167.

87. Tulispaſk 88
A. B. Aus Hohenheim, ehſtniſch. Vgl. Inland 1851, Nr. 6. Eibof. § 392.

88. Die Windknoten 89
Aus Worms, ſchwediſch. Eibof. § 392. Ähnliches wird von Finnen und Lappen, auch ſeit Äolus Zeiten von anderen Völkern erzählt. Vgl. Grimm S. 606 f.

89. Die Windſteine 90
Aus Nuckö, ſchwediſch.

90. Die Steininſel 91
Aus Dagö, ehſtniſch. Man erzählt auch von einem Magnetfelſen im finniſchen Meerbuſen, der die Nägel aus den Schiffen ziehe.

91. Die Enten 92
Nach N. Graf Rehbinder im Inlande 1850, Nr. 13. Ähnliches erzählt man in Rickholz im Kirchſpiel Nuckö, ſchwediſch.

92. Die tanzenden Pferde . . . . . —
Aus Nuckö, ſchwediſch. Eibof. § 382, 9. Der Geſang des Necken oder Strömkarls iſt im ganzen Norden berühmt und die Neckenpolska oder Strömkarlsſlag hat eine Abtheilung, die man nicht ſpielen darf, wenn nicht Tiſche und Stühle, Flaſchen und Gläſer, Meſſer und Gabeln mit anfangen ſollen zu tanzen. Das Gedicht von E. Meyer iſt nach Grimm 461 f. und Afzelius II, S. 153; ſ. Rußwurm, Nord. Sagen S. 26.

93. Der Geiſt als Fiſcher 93
Aus Dagö, ehſtniſch. Vgl. Eibof. § 381, 5.

94. Die blaue Kuh 94
Aus Hohenheim, ehſtniſch. Vgl. Eibof. § 382, 5. 6.

95. Busby 95
A. Aus Worms, ſchwediſch. Eibof. § 381, 9. Vgl. den Rattenfänger zu Hameln und ähnliche Sagen, worüber Mannh. Götterw. S. 123 —
B. Von Ed. Pabſt in ſeinen Bunten Bildern I, S. 75 96

Seite

96. **Die Karmunkar** 99
Aus Worms, schwedisch. Eibofolke § 393, 7. Inland 1851, Sp. 413 ff. Der Name ist vielleicht aus Karl (Strömkarl?) und Munkar (Mönche) zusammengesetzt und später mit den Kalmucken in Verbindung gebracht. Die geheimnißvoll lebenden und wirkenden Mönche wurden nach der Reformation mit verschiedenen Wasser- und Erdgeistern verwechselt. Rußwurm, Nordische Sagen S. 279. Vgl. Müllenhoff S. 403. Grimm's K. M. Nr. 15. Hyltén-Cavallius I, 12 ff.

97. **Seewanderung** 100
Aus Piersal, ehstnisch. Die Sage vom See Eim s. Rev. Almanach 1856, S. 93 ff. Inland 1853, Nr. 7; 1847, Nr. 43.

98. **Die Geldkiste** 102
Aus Kertell, schwedisch. Der Knabe ist offenbar ein Neck. Die Flammen und das Schweigen beim Heben des Schatzes begegnen sehr häufig. S. Eibof. § 372, 10.

99. **Die Brautkronen** . . . . . —
Aus Worms, schwedisch. Eibof. § 372, 9, ähnlich.

100. **Das Geldfeuer** 103
Aus Worms, schwedisch. Eibof. § 372, 5. Vgl. Müllenhoff S. 356 f. Grimm S. 923. In Island brennt auf Schätzen eine blaue Flamme, hauga-eld. S. Gullthori's Saga, cp. 3.

101. **Das Feuerrad** 104
Aus Ruckö, schwedisch und deutsch. Eibof. § 372, 3.

102. **Das Herzblut** . . . . . —
Aus Echmes, ehstnisch und deutsch. Vgl. Nr. 116.

103. **Das Goldstück** 105
Aus Karusen, deutsch.

104. **Die Blitzsteine** . . . . . —
Aus Puttkas, ehstnisch. Der Schluß aus Arensburg, ehstnisch. Vgl. Kreutzwald Boecler S. 114.

105. **Der Zauberstab** 106
Aus Hapsal, deutsch. Die Brücke soll bei Narwa sein.

106. **Der Skrat** 107
Aus Ruckö, schwedisch. Eibof. § 377. Ehstn. Verhandl. I, B, 89 f. Rehbinder Ehstl. Skizzen. Grimm S. 447 f.

107. **Die Rache des Skrat** 108
Aus Hapsal und Ruckö, schwedisch. Eibof. § 373. Der Krüger Jakob auf Kumara starb an der Auszehrung am 1. November 1847 und wurde am 5. November beerdigt. Auf diese Einwendung erwiderte der Erzähler: „Der Pastor kann wohl Viel davon wissen, was in dem Sarge sich befindet!"

108. **Der Hausgeist** . . . . . —
Aus Hapsal und der Umgegend, deutsch u. schwed. Eibof. § 375.

Seite

109. **Die Feuersbrunst** 109
Aus Hohenheim, ehstnisch. Eibof. § 376.

110. **Die beiden Hausdrachen** 110
Aus St. Michaelis, ehstnisch. Vgl. Grimm D. S. I, 93 und das Gedicht von Trinius.

111. **Das frische Brot** 111
Aus Worms, schwedisch. Eibof. § 375.

112. **Das Bohrloch** 112
Aus Kertell, schwedisch. Eibof. § 385. Reval. Almanach 1855, S. 90. Vgl. Balladen und Lieder. Dorpat 1846, S. 115.

113. **Die Erdgreise** 114
Aus Worms, schwedisch. Eibof. § 384. Die Ehsten nennen die Unterirdischen ma-allused, und schreiben ihnen allerlei Krankheiten zu, weshalb man die Flechten und andere Hautausschläge auch ma-allused nennt.

114. **Der Unterirdische** 115
Aus Worms, schwedisch. Eibof. § 384, 3.

115. **Das Schatzmännlein** . . . . . —
Aus Worms, schwedisch. Eibof. § 384, 4.

116. **Die kleinen Männer** 116
Aus St. Martens, ehstnisch. Vgl. Nr. 102.

117. **Das Rattengespann** . . . . . —
Aus Hohenheim, ehstnisch.

118. **Der Wechselbalg** 117
Aus Worms, schwedisch. Eibof. § 386, 3.

119. **Der Espenklotz** 118
Aus Nuckö, schwedisch. Eibof. § 386, 5.

120. **Der Blocksberg** 119
Aus Worms, schwedisch. Eibof. § 361, 9; Grimm 1004 f.

121. **Der silberne Becher** 120
Aus Worms, schwedisch. Eibof. II, S. 401.

122. **Blåkulla** . . . . . —
Aus Worms, schwedisch. Der schwedische Blocksberg wird bald an die Küste von Westergötland, bald nach Lappland, bald nach Finnland oder auf einen Felsen bei Öland versetzt.

123. **Die Maus als Reitpferd** 121
Aus Luce's Ösel, S. 59, ehstnisch.

124. **Die ausgeschlagenen Zähne** . . . . . —
Aus Luce's Ösel, S. 59 f., ehstnisch.

125. **Die Wiedergänger** 122
A. Aus Kertell, schwedisch.
B. Aus Worms, ehstnisch.
C. Aus Nuckö, schwedisch. Eibof. § 388, 4. 6. 7. Die Redensart: „Fara te ylwen i mynnen! d. i. Geh' zum Teufel!" kommt noch

Seite

jetzt bei den Schweden in Kertell und Worms vor. Odins Hunde, die Wölfe, vertilgen die böſen Geiſter, daher ein ſchwediſches Sprüchwort ſagt: „Wore icke wargar till, sa wore werlden af trollen full.“ Afzelius III, S. 193. — Der Fenriswolf war ein Bruder der Hel oder des Todes, der die Seelen verſchlingt. Grimm S. 948.

126. **Die weißen Geſtalten** 123
A. und C. aus Worms, B. aus Ruckö, ſchwediſch.
D. aus Saulep deutſch. Eibof. § 387, 3. 5; 389, 1—3.

127. **Die Todtenmütze** 124
Aus Hapſal, ſchwediſch. Eibof. § 388, 16. Vgl. Kreutzwald Boecler S. 69. Müllenhoff S. 550.

128. **Der Krüppel** 125
Aus Worms, ſchwediſch. Eibof. § 388, 13.

129. **Der Bettelknabe** . . . . . —
Aus Ruckö, ehſtniſch.

130. **Das Geiſterſpiel** 126
Aus Worms und Ruckö, ſchwediſch. Eibof. § 387, 6. Die Anm. aus Dionys. Fabricius p. 106 f. in Script. rer. Livon. II, S. 471. Inland 1851, Nr. 22. Markgraf Wilhelm verwaltete das Erzſtift Riga von 1529 bis 1563.

131. **Der erſchlagene Diener** 127
Aus Hapſal, deutſch.

132. **Des Todten Griff** 128
Aus Hapſal, ſchwediſch und deutſch. Eine ähnliche Begebenheit iſt als Novelle bearbeitet von dem Dr. Schücking (L. v. Gall) in Gutzkow's Unterhalt. am häusl. Herde 1854, II, S. 484 ff.

133. **Der verlorene Herr** . . . . . —
Aus St. Martens, ehſtniſch.

134. **Der Schmied** 129
Aus Worms, ſchwediſch. Eibof. § 389, 4. Offenbar Erinnerung an Thor's Hammer, mit dem er die böſen Geiſter vernichtet.

135. **Augenverblendung** . . . . . —
Aus Kertell, ſchwediſch. Eibof. § 389, 8. Grimm XCIV, 657.

136. **Des Teufels Haus** 130
Aus Worms, ſchwediſch.

137. **Die Teufelsſchmiede** . . . . . —
Aus Dagö, ſchwediſch und ehſtniſch. Eibof. § 391, 1.

138. **Der kleine Thomas** 131
Aus St. Michaelis durch C. v. Kettler, ehſtniſch.

139. **Des kleinen Thomas Dudelſack** 132
Aus St. Michaelis durch C. v. Kettler, ehſtniſch. Sollte Thomas aus dem ſchwed. tomte, ehſtn. tont, Hausgeiſt, entſtanden ſein? Wie der Teufel von Thomas oder einem Skrat (ſ. Nr. 145) begleitet wird, ſo hat der ehſtniſche Donnergott (Pikne) den Liſon

Seite

bei ſich, der ihm die Donnertrommel (mürristaja mäng) wieder verſchafft. Inland 1858, Sp. 89, f.

140. Der Dudelſack 134
Aus Dagö, ehſtniſch. Ueber den Dudelſack ſ. Eiboſ. § 305. Neus Volkslieder S. 437. Vgl. Nr. 95.

141. Der Muſikant im Walde 135
Aus St. Michael und Saulep, ehſtniſch.

142. Die Hochzeitsgäſte . . . . . —
Aus St. Michaelis, ehſtniſch. Vgl. Grimm 503. Afzelius Sagohäfder II, S. 158. Petrus iſt hier Stellvertreter Thor's.

143. Iſſiteggi 136
Aus Dagö, ehſtniſch. Rev. Almanach 1856, S. 76 f. Grimm 979 f. Deecke lüb. Sagen S. 176.

144. Die gerettete Seele 138
Aus St. Martens, ehſtniſch nach der Erzählung eines Soldaten.

145. Des Teufels Arbeit 139
Aus Worms, ſchwediſch. Eiboſ. § 391, 4. Vgl. Grimm 565. E. Pabst Emma rediviva S. 10. Castrén nord. resor I, S. 102.

146. Das ſchwarze Buch . . . . . —
Aus Arensburg, deutſch nach Akten des Conſiſtorial-Archivs von 1770. Vgl. auch Eiboſ. § 363, 1, 2.

147. Krankheiten 140
Aus Nuckö und Hapſal, ſchwediſch. Eiboſ. § 362. 365 f.

148. Wanna Möller 141
Aus dem Conſiſtorial-Archive in Reval, deutſch v. 1639. Der Paſtor klagt noch 1647, daß die zwei Zauberer ungeſtraft umhergehen. S. Eiboſ. § 361, 6. 7.

149. Viehzauber 143
Aus Worms, Dagö, Nuckö und St. Martens, ſchwediſch und ehſtniſch. Ein Lostreiber iſt ein Tagelöhner ohne Land. Der Kleetenkerl hat die Aufſicht über die Kleete, das Vorrathshaus, ruſſiſch Клѣть. Vgl. Eiboſ. § 364, 3. 4. 12. 13.

150. Der Hexenwurm 145
Aus Nuckö, ſchwediſch. Eiboſ. § 362. 11.

151. Die Eidechſen . . . . . —
Aus Hapſal, deutſch. Eiboſ. § 362, 18.

152. Der Wurm im Branntwein 146
Aus Kertell, ſchwediſch. Eiboſ. § 362, 9.

153. Blutzauber . . . . . —
Aus Worms, ſchwediſch. Eiboſ. § 362, 14.

154. Der Ring 147
Aus Nuckö, ſchwediſch. Eiboſ. § 363, 6.

155. Hitti Peter . . . . . —
Aus dem Conſiſtorial-Archive in Reval, deutſch. Eiboſ. § 363, 17.

Seite

Der Name Hitti oder Hütti ist von der früheren Glashütte auf Dagö abzuleiten, s. Eibof. § 107.

156. **Die verschluckte Schlange** 148
Aus Worms, schwedisch. Eibof. § 362, 7. Grimm 650. Kirsch, Curiöser Künstler (Nürnberg 1719), S. 193.

157. **Der Roßkäfer** 149
Aus Worms, schwedisch. Eibof. § 361, 15. Grimm 1036. Snorro Ynglinga-Saga 7. Paul Diacon. III, 34. Harald Hardr. Saga 37. Inland 1854, Nr. 10 ff.

158. **Der Prophetenstein** . . . . . —
Aus den Akten der Untersuchungs-Commission in den Archiven zu Arensburg und Kergell; Einiges aus mündlichen Nachrichten.

159. **Die blinde Seherin** 151
Aus Hapsal, deutsch. Größtentheils historisch.

160. **Der rothe Knochen** 153
Aus Hapsal, ehstnisch. Berührt der Mörder die Wunden des Gemordeten, so fängt das Blut wieder an zu fließen. Nibelungenlied Str. 1076. Deecke lüb. Geschichten und Sagen S. 311.

161. **Die Neujahrsnacht** . . . . . —
Aus Hapsal, deutsch. Vgl. Eibof. § 298.

162. **Vorbedeutungen** 154
Aus Worms, schwedisch. Eibof. § 369. Auch durch Reiben von Vogelbeerbaumholz sucht man die Zukunft zu erforschen; bringt man dasselbe in Brand, so wird der Wunsch erfüllt oder das Gedachte wahr. Vgl. Grimm 570 ff. Mannh. Götterw. S. 198.

163. **Die Todesstunde** . . . . . —
Aus Worms, schwedisch. Ähnliches aus Hohenheim, ehstnisch.

164. **Mensch und Hund** 155
Aus Wenden, ehstnisch nach Erzählungen von russischen Altgläubigen (Raskolniks oder Starowerzen).

165. **Des Teufels Thiere** . . . . . —
Aus Linden, ehstnisch. Ähnliches wird in Ruckö erzählt. Vgl. Grimm K. M. II, Nr. 148. III, S. 232. Über den Dudelsack vgl. Nr. 140.

166. **Die Hausthiere** 156
Aus Ruckö, schwedisch. Vgl. Neus Volkslieder S. 435 ff. Grimm XXXV, wo Perkunos das Pferd bestraft und das Rind belohnt. S. Teitau und Temme, Sagen aus Ostpreußen, S. 29. Nieritz Volkskalender 1852, S. 72.

167. **Die bunten Kühe** 157
Aus Ruckö, schwedisch. Beim Schätzegraben verlangt der Teufel kohlschwarze Thiere, s. Eibofolke § 372, 13. Die Art der Verwandlung erinnert an 1 Mos. 30, 37. Über das Ungeziefer s. Nr. 197.

Seite

168. **Das dachte ich mir wohl** 158
Aus Röthel, ehſtniſch.

169. **Der Bär als Fiſcher** . . . . . —
Aus Suttlep, ſchwediſch. Vgl. Roſenplänter Beitr. VIII, 125, ehſtniſch. Reineke Fuchs 3625 ff., worin der Wolf den Schwanz verliert (Grimm K. M. Nr. 73) und Bechſtein's Märchenbuch S. 127, wo der Fuchs bethört wird. S. auch Runa 1848, S. 43. Grimm K. M. III, 372.

170. **Der Bär und der Bauer** 159
Aus Roſenplänters Beiträgen VIII, S. 131, ehſtniſch. Ähnlich ebd. S. 127 und bei den Schweden in Suttlep, aber unvollſtändig. Ebenſo betrügen die Araber den Teufel nach Rückert, vgl. Grimm K. M. Nr. 189. III, S. 259. Müllenhoff S. 278.

171. **Der Bär und der Fuchs** 161
Aus Suttlep, ſchwediſch.

172. **Der Bär, der Wolf und der Fuchs** . . . . . —
Aus Roſenplänters Beitr. VIII, S. 123 f., ehſtniſch. Ähnlich in Dagö, ehſtniſch. Vgl. Grimm K. M. Nr. 48. III, S. 80.

173. **Der Wolf auf der Hochzeit** 162
Aus Roſenplänters Beitr. VIII, S. 122 und 136. Vgl. Hoffmann's Märchen für Jung und Alt, S. 235.

174. **Erſchaffung der Wölfe** 163
Aus Worms und Ruckö, ſchwediſch, und aus Röthel, ehſtniſch. Eibof. § 359, 6. Vgl. Nr. 125. Wolf Zeitſchr. I, S. 179.

175. **Die Schleifſteine** 164
Aus Worms, ſchwediſch. Eibof. § 359, 7. Vgl. Grimm 882 f. Mannh. Götterw. S. 113. Nach Boecler S. 40 (Script. rer. Livon. II, S. 678) werden ihnen „dicke Stücke Wolken" zugeworfen. Nach der Anſicht der Ehſten beſtehen die Wolken aus Gallert, und man findet nach Gewittern zuweilen Wolkenſtücke (pilwe-tükkid) auf der Erde, wahrſcheinlich eine Art Flechte, Tremella Nostoc.

176. **Der Werwolf und das Füllen** 165
Aus Worms, ſchwediſch. Vgl. Eibof. § 360. Grimm 1048 ff.

177. **Der Knecht als Werwolf** 166
Aus Worms, ſchwediſch. Ähnlich iſt eine ruſſiſche Erzählung von Somow, überſetzt in Ehſtona I, Nr. 42. 46 ff.

178. **Des Teufels Werwölfe** . . . . . —
Nach dem Protokolle des Wier. und Jerwenſchen Manngerichts vom 16. Juni 1651 im Inlande 1839, Nr. 17.

179. **Die Korndiebe** 168
Aus Ruckö, ſchwediſch. Eibof. § 360, 6.

180. **Der Fuchs und der Haſe** 169
Aus Suttlep, ſchwediſch.

Seite

181. **Der Hase** 169
Aus Suttlep, schwedisch. Ähnlich Krylows Fabel: Зайцы и Лягушки, der Hase und die Frösche.

182. **Die gefangene Katze** 170
Aus Ruckö, schwedisch. Eibof. II, S. 402, § 383 und 364, 7, wo die Hexenkatze als Alp erscheint, welcher wiederum als Schmetterling (Buttervogel) sich sehen läßt. Grimm 1036.

183. **Der rothe Seehund** . . . . . —
Aus Kertell und Worms, schwedisch. Vgl. Eibof. § 232. Die Seehundsjäger, besonders die Runöer, nennen den Seehund fisk.

184. **Der Schwarzspecht** 171
Aus Ruckö und Worms, schwedisch. Kurz angedeutet Eibofolke § 358, 4. Grimm 639.

185. **Hahn und Birkhahn** 173
A. Aus Ruckö, schwedisch. Die Federn sind dem Birkhahn fast bis an die Fußzehen gewachsen.
B. Ed. Pabst in den bunten Bildern I, 110 ff. W. Menzel in seinem Literaturblatte nennt es ein artiges „schwedisches Volkslied"!

186. **Die Birkhühner** 176
A. Aus Dagö, ehstn. Eibofolke § 391, 2. 3.
B. Warelius in Baer und Helmersen's Beitr. XIII, S. 92.

187. **Der Frosch auf der Hochzeit** 177
Aus Suttlep, schwedisch.

188. **Tödtung der Schlangen** . . . . . —
Aus Dagö, ehstnisch. Vgl. Eibof. § 357, 4. Grimm K. M. III, S. 379. Ueber die weißen Schlangen s. Eibof. § 357, 10—12. Grimm K. M. Nr. 17.

189. **Die Hausschlange** 178
Aus Ruckö und Worms, schwedisch. Eibof. § 357, 6. Grimm 651. Vgl. Herodot VIII, 41. Luce Ösel S. 64.

190. **Die Freundin** 179
Aus Worms, schwedisch. Eibof. 357, 8. Grimm 650. K. M. III, S. 366. Rußwurm Nord. Sagen S. 368. Mannh. Götterw. S. 103, 65.

191. **Das Schlangenhalsband** . . . . . —
Aus Ruckö, schwedisch. Eibof. § 357, 9.

192. **Der Schlangenkönig** 180
A. B. Aus Worms, schwedisch. — C. Aus Dagö, ehstnisch. — D. Aus Karusen, deutsch. — E. Aus Ruckö, schwedisch. S. Eibof. § 357, 13. 14. Grimm 651. Runa 1845, S. 100.

193. **Die Schlange und der Aal** 182
Aus Kertell und Wichterpal, schwedisch. Eibof. § 356, 8. Die Verwandlung der Schlangen in Aale berichten Ehsten aus der Gegend von Hapsal.

Seite

194. Die goldenen Fische 183

Aus Röthel, ehstnisch. In B. sind die Fische offenbar Wassergeister. Über den silbernen Fisch s. Inland 1840, Sp. 67 nach der Aufzeichnung des Pastors Frey in Pyha auf Ösel.

195. Fischzauber 184

Aus Kertell, schwedisch. Eibof. § 356, 9. Von den Schollen aus Matzal, ehstnisch. Vgl. Müllenhoff S. 136 f.

196. Die Ameise . . . . . —

A. Aus Worms, schwedisch. Eibof. § 356, 3. Die ehstnische Sage s. in Rosenplänters Beiträgen XIII, S. 140 f. Ähnliche Sagen bei den Litauern und in Weißrußland, fast ganz übereinstimmende bei den nördlichen Tschuden im Gouvernement Olonetz.

B. Von E. Pabst, Bunte Bilder I, 62 f.

197. Das Ungeziefer 186

A. Aus Ruckö, schwedisch. Eine ähnliche Begegnung des Herrn, doch ohne die Strafe, berichtet Hans Sachs I, 165.

B. Aus Taibell, ehstnisch. Eine Krügerin vertrieb durch Worte und Medicin die Wanzen, so daß sie schaarenweise über die Schwelle hinausliefen. Vgl. Eibof. § 356, 4.

198. Die Bäume 187

A. Aus Ruckö, schwedisch. B. Aus Hohenheim, ehstn. Grimm 619. Über die ehstn. Baumelfen (puu-halijad) s. Kreutzw. Boecler S. 112 ff.

199. Heilige Bäume 189

A. Aus Taibell, ehstnisch und aus dem Consistorial-Archive in Reval. — B. Aus Ösel, deutsch und ehstnisch. Über die Espenhaine s. Eibof. § 355. Runa 1848, S. 16. Vgl. Nr. 26 u. Eibof. § 168. — C. Aus Ruckö, schwedisch und ehstnisch. S. auch Inland 1857, Nr. 17.

200. Teufelsabbiß 190

Aus Luce, Heilmittel der Ehsten (1829) S. 13. Auch in Deutschland herrscht die Sage, daß der Teufel die Wurzel der Scabiosa succisa aus Mißgunst zur Hälfte abgebissen habe. Die Anm. von Dr. G. S. (Schulz) im Inlande 1852, Nr. 45. Vgl. Nieritz Volkskalender 1852, S. 62 ff. Mannh. Götterw. S. 151.

Citirte Quellen.

Afzel. — Swenska Folkets Sago-Häfder af A. A. Afzelius. Stockholm 1839 ff.

Archiv. — Dr. F. G. v. Bunge, Archiv für die Geschichte Liv-, Ehst- und Kurlands. Dorpat.

Arndt. — Livländische Chronik von J. G. Arndt. Halle 1747, 53.

Boecler. — Der Einfält. Ehsten abergläubische Gebräuche, Weisen und Gewohnheiten — v. J. W. Boeclero — abgedr. in Scr. rer. Livon. II, 665 ff., s. Kreutzwald Boecler.

Bunte Bild. — E. Pabst, Bunte Bilder, d. i. Geschichten, Sagen und Gedichte ꝛc. 2 Hefte. Reval 1856.
Dalin. — Olof Dalin, Geschichte des Reichs Schweden übersetzt. Greiffswald 1756.
Eibof. — Eibofolke oder die Schweden an den Küsten Ehstlands und auf Runö — von C. Rußwurm. Reval 1855.
Ehstn. Verhandl. — Verhandl. der gelehrten ehstn. Gesellschaft zu Dorpat. 1840 ff.
Grimm. — Deutsche Mythologie von Jakob Grimm, 2. Ausg. Berlin 1844.
Grimm, D. S. — Deutsche Sagen, herausgegeben von den Brüdern Grimm. 2. Bd. Berlin 1816, 18.
Grimm K. M. — Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Gebrüder Grimm. 5. Aufl. Göttingen 1843. III. 3. Aufl. Gött. 1856.
Hjärn. — Th. Hjärn, Ehst, Liv- und Lettländische Geschichten, ed. Dr. C. E. Napiersky. Riga, Dorpat und Leipzig 1835 ff. Monum. Livon. I.
Heinrich v. L., s. Orig. Livon.
Hupel. — A. W. Hupel, Topographische Nachrichten von Liv- und Ehstland. Riga 1774 ff.
Inland. — Das Inland, Wochenschrift für Ehst-, Liv-, und Kurlands Geschichte ꝛc. Dorpat 1836 ff.
Kreutzw. Boecler. — Der Ehsten abergl. Gebr. von J. W. Boecler, beleuchtet von Dr. Fr. R. Kreutzwald. St. Petersburg 1854.
Luce. — Dr. J. Luce, Wahrheit und Muthmaßung. Beitrag zur älteren Geschichte der Insel Ösel. Pernau 1827.
Mannh. Götterw. — Dr. Wilhelm Mannhardt, die Götterwelt der deutschen und nordischen Völker. Berlin 1860.
Mittheil. — Mitth. aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Ehst- und Kurlands, herausgegeben von der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der russischen Ostseeprovinzen. Riga 1837 ff.
Mon. Livon. — Monumenta Livoniae antiquae. Samml. von Chroniken, Berichten, Urkunden über Liv-, Ehst- und Kurland I—V. Riga u. Leipzig 1835 ff.
Müllenhoff. — Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, herausgegeben von Karl Müllenhoff. Kiel 1841.
Neus Volksl. — Ehstnische Volkslieder. Urschrift und Übersetzung von H. Neus I—III. Reval 1849 ff.
Nord. Misc. — Hupel Nordische Miscellaneen. Riga 1792 ff.
Orig. Livon. — Origines Livoniae sacrae et civilis ed. Gruber 1740. Abgedruckt in Script. rer. Livon. I. Enthaltend die Chronik Heinrichs des Letten oder Heinrichs von Lettland.
Rig. Mitth. s. Mitth.
Runa. — Runa. Swenska fornsamlingar utg. af R. Dybeck. Stockh. 1847 ff.
Rußw. Nord. Sag. — Nordische Sagen, der deutschen Jugend erzählt von C. Rußwurm. Leipzig 1842.
Saxo. - Saxonis Grammatici historiae Danicae L. XVI e rec. Stephanii ed. E A. Klotzius. Lpz. 1771.
Scr. Livon. — Scriptores rerum Livonicarum. Sammlung der wichtigsten Chroniken und Geschichts-Denkmale von Liv-, Ehst- und Kurland. Riga und Leipzig 1848 ff.
Uhland Thôr. — L. Uhland, der Mythus von Thôr. Augsburg u. Stuttgart 1836.
Wolf Ztschr. — J. W. Wolf Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. Göttingen 1853 ff.

1.

Salme und Linda.

1. Geburt und Jugend.

In der Wiek lebte einsam und still eine junge Wittwe, die an einem Sonntage beim Austreiben der Heerde am Wege ein verlassenes Küchlein, das Ei eines Birkhuhns und eine junge Krähe fand. Mitleidig nahm sie das Küchlein auf, verbarg das Ei an ihrem Busen, in der Hoffnung, durch die Erziehung der Vögelchen ihre Einsamkeit zu versüßen, warf auch die junge Krähe in ihre Schürze und brachte sie nach Hause, wo sie ihnen in der Kleete (Vorrathskammer) ein Nest bereitete. Den Brutkorb hob sie auf den Kasten und setzte die junge Krähe in den Winkel hinter dem Kasten hin. Das Hühnchen setzte sich auf das Ei des Birkhuhns, brütete dasselbe aus und beide wuchsen täglich größer, wuchsen empor bis in den vierten Monat. Als nun die Wittwe wieder in die Kleete trat, nach ihren Pfleglingen zu schauen, fand sie unter dem Deckel des Brutkorbes statt des Huhns ein schönes Mägdlein, statt des Eies ein zweites Mägdlein, statt der jungen Krähe ein drittes Mädchen. Ersteres nannte sie Salme, das zweite Linda, letzteres aber war den andern unähnlich und wurde als Dienerin behalten, des Hauses Geschäfte zu besorgen, das Feuer auf dem Herde zu schüren und im Eimer Wasser herbei zu tragen.

Fröhlich und frisch wuchsen die Mädchen heran, geliebt von der Mutter und von allen Nachbarn. Wenn Linda in der Blüthe ihrer Jugend erschien, so gewann sie sich die Herzen Aller, die zu festlichen Schmäusen zusammen kamen. Waren sie allein mit der Mutter, so

vergnügte ſie ſich heiter wie ein unſchuldiges Vöglein auf der Schaukel oder ſtreifte fröhlich durch das Wäldchen und durch Hof und Koppel bei der wiekſchen Pflegemutter.

Birkhuhns junge Tochter tragend,
Schwang die Schaukel ſich im Schwunge,
Flog mit Luſt hoch in die Lüfte.
Laut erklang das Lied der Linda;
Alſo ſang des Hauſes Hühnchen:
„Biedre Schaukler, brave Brüder,
Laßt die Schaukel ſchneller ſchwingen!
O wie herrlich! hoch von oben
Schau' ich ſchaukelnd auf die Erde.
Laßt mich fliegen in die Lüfte,
So daß ich der Sonn' erſcheine,
Mich die Meereswellen ſehen,
Wolken küſſen meinen Kopfſchmuck,
Flatterbänder aufwärts fliegen;
Daß mein Kleid dem Kunglakönig,
Sein Beſatz dem Donnergotte
Und den Sternen ſichtbar werde!
Dann verſammeln ſich die Freier,
Werben um mich Mond und Sonne
Sammt dem ſchönen Sternenknaben,
Kommt ſelbſt Kalew, kühn im Kampfe."

2. Salme's Hochzeit mit dem Sternenſohn.

Salme wurde von Freiern beſtürmt, doch wies ſie dieſelben ſämmtlich ab. Dann aber kamen hohe Freier, erſt der Mond, dann die Sonne, endlich auch der Sternenknabe. Der Mond erſchien als zarter, bleicher Jüngling, kam heran mit funfzig Roſſen und mit ſechzig Roſſelenkern, ſich die Jungfrau Salme zum Weibe zu verloben. Salme aber hörte ſein Begehren und rief ihm ſchon von Weitem aus der Kleete zu:

„Nicht wünſch' ich den Mond, den Nachtwandler, zum Gatten; denn zu viel hat er zu ſchaffen, Abends ſpät und Morgens früh am Himmel zu ſtehen und zuweilen noch am Tage Wache zu halten." Traurig und bleich ging der Mond nach Hauſe.

Bald erſchien die Sonne, ein feuriger Jüngling mit funfzig Roſſen und ſechzig Roſſelenkern, um Jungfrau Salme zu werben.

Salme aber erwiderte ihm: „Noch weniger als den Mond wünsch' ich mir die Sonne zum Gatten, diesen unbeständigen Gesellen, der oft in der schönsten Heuzeit uns mit Regen überrascht, Hafer und Gerste verdorren läßt, den Flachs niederbeugt, Erbsen, Linsen und Haidekorn verbrennt und die Roggenernte durch übermäßige Hitze oder durch Regen verdirbt." Tief gekränkt und zornig ging die Sonne davon.

Endlich kam der dritte Freier, des Polarsterns ältestes Söhnchen, auch mit funfzig Rossen und sechzig Rosselenkern, um Jungfrau Salme zu werben. Sobald Salme ihn von Weitem erblickte, rief sie aus der Kleiderkammer:

„Stellt das Roß des Sternenknaben
Schnell zur besten Streu im Stalle,
Reicht ihm reichlich reines Heu hin,
Holt ihm von dem besten Hafer,
Tränkt es mit dem reinsten Tranke,
Mischet Mehl in reichem Maße,
Quirlt es quellend auf zu Schneeschaum,
Legt ihm um das lind'ste Linnen,
Bietet ihm bequem das Bette,
Deckt's mit dichter seid'ner Decke;
Hüllt das Haupt in hellen Sammet,
Und in Haferspreu die Hufen.
Freude führet dieser Freier,
Meine Hand gehört dem Sterne.
Gern will ich ihm Gattin werden!
Sternenauge strahlt so stille,
Sternensinn steht so beständig!
Sterne stören nicht die Saaten,
Und verheeren nicht die Ernte.
Setzt den Sternenfreier gastlich
An die Tafel mit dem Tischtuch!
Traget auf den Tisch, was theuer,
Fisch und Fleisch stellt ihm recht nahe,
Reichet reichlich ihm die Kuchen
Und den lautern Lindenhonig!
Bier im Becher bietet ferner,
Und den kühlen Meth im Kruge!"

Freundlich lud die Mutter den Stern ins Zimmer, mit Speise und Trank ihn zu erquicken. Er aber sprach, heftig aufgeregt, so daß die Waffen und Sporen erklirrten, und den Boden stampfend,

also: „Mütterchen, ich will nicht essen, mag, o Mütterchen, nicht trinken, kann nicht heitern Sinnes werden, wenn ihr nicht meine geliebte Salme hereinführt.“ Salme bat aus ihrer Kammer um so viel Zeit, sich zu kleiden und zu schmücken. Geschäftig brachte Linda der Schwester den Brautschmuck, die zarten Seidenhemdchen mit den goldgewirkten Aermeln, die Strümpfe mit den bunten Zwickeln, die Linnentücher mit goldenen Flittern und die buntgewürfelten Seidentücher. Ungeduldig harrte der Freier, bis endlich Salme ins Zimmer trat, prächtig geschmückt, so daß kaum die eigene Mutter sie erkannte. Herrlich wurde die Vermählung mit vielen Gästen gefeiert, der Tanz wirbelte, daß der Kiessand Funken sprühte und die Diele ächzend dröhnte, da der Sternenknabe mit Jungfrau Salme lustig die Hochzeit hielt.

3. Linda's und Kalew's Hochzeit.

Während des lauten Hochzeitsjubels im Hause der Wittwe erschien der Mond zum zweiten Male, die Birkhuhnsjungfrau Linda sich zur Braut zu werben. Die Hochzeitsburschen und Salme priesen ihr den Freier, Linda aber mochte den Mond nicht, sondern ließ aus der Badstube von ihrem weichen Lager sich so vernehmen: „Nicht will ich den Mond, den König der Nächte, zum Gatten; denn zu viel hat er zu schaffen. Manchmal steht er früh am Himmel, manchmal am Tage; bald versinkt er im Nebel, oder verbirgt sich hinter den Wolken; zuweilen kommt er gar nicht und läßt das Reich der Nacht ganz ohne Wächter.“ Traurig und voll Kummer ging der Mond von dannen, während die Hochzeitsgäste lustig weiter Salme's Hochzeit feierten.

Auch der zweite Freier, die Sonne, kam zum Feste auf feurigem Rosse, um die Birkhuhnsjungfrau Linda sich zum Weibe zu gewinnen. Linda aber erwiderte: „Nicht werde ich die Sonne, den Herrn des Tages, zum Manne nehmen; denn er thut viel Böses, läßt den Flachs nicht wachsen und verbrennt das Getraide, giebt im Sommer übermäßige Hitze und erwärmt doch im Winter nicht die Stube.“ Zornig wandte die Sonne sich davon, während der laute Hochzeitsjubel fortdauerte.

Als dritter Freier erſchien der Waſſerkönig auf herrlichem waſſergrauem Roſſe, um Linda zur Gattin ſich zu freien. Ungeachtet der Zureden der Hochzeitsgäſte ſprach Linda aus der Badſtube von ihrem weichen Lager: „Ich will nicht den Waſſerfreier zum Gatten; denn ſchrecklich iſt der Woge Rauſchen, furchtbar des Meeres Tiefe, überfließend das Waſſer der Ströme, dagegen nur ſparſam die rieſelnde Quelle!“ Der Waſſerkönig, dem Weinen nahe, rauſchte traurig durch die Pforte und wälzte ſich betrübt nach Hauſe, während der Hochzeitstanz und die Feſtfreude fortgeſetzt wurde.

Der vierte Freier war der Wind, der auf dem Sturmhengſte reitend, herangewirbelt kam, um Linda zu werben. Wohl prieſen ihn die Hochzeitsburſchen und Salme, aber Linda wollte nicht den Wind zum Manne, ſondern rief ihm aus der Badſtube von ihrem weichen Lager zu: „Nicht will ich den luftigen Wind zum Manne; denn wie ſollte mir das Heulen des Sturmes und das Toben der Orkane gefallen?“ Heulend zog der Wind von dannen, während der Hochzeitsjubel fortdauerte; doch vergaß der Wind leichten Sinnes bald ſeinen Kummer.

Ein fünfter Freier kam auch noch während der Hochzeit, der Sohn des Kunglakönigs, auf einem Goldhengſt reitend, um Linda zu werben. Die Hochzeitsburſchen prieſen den Freier, Linda aber erwiderte aus der Badſtube von ihrem weichen Lager, ſie wolle den Sohn des Kunglakönigs nicht, da die böſen Töchter des Königs ſie als eine Fremde haſſen und verachten würden. Zornig und fluchend ging der Freier aus der Pforte; der Hochzeitstanz und der Feſtjubel dauerten fort.

Endlich erſchien der ſechſte Freier, der rieſenkräftige Kalew, mit funfzig ſtarken Pferden und mit ſechzig Pferdeknechten, wie die anderen Freier, er ſelber auf feurigem Hengſte, und bewarb ſich um die Hand der Birkhuhnsjungfrau Linda. Alle Hochzeitsgäſte murrten, und auch die Mutter war dagegen, Linda aber fühlte anders. Aus der Badſtube rief ſie von ihrem weichen Lager:

„Mir gefällt der kühne Kalew. Nehm' den Mächt'gen gern zum Manne!“ Kalew wurde nun aufgefordert, an dem reichbeſetzten Hochzeitstiſche Platz zu nehmen, aus der Silberkanne und dem

goldnen Becher Bier und Meth zu trinken und von dem Hochzeitskuchen zu genießen. Er aber, innerlich erbebend, daß das Schwert in seiner Scheide, und die Kette und die Sporen, ja das Geld im Beutel klirrte, weigerte sich zu essen und zu trinken, bevor seine geliebte Linda im frohen Hochzeitskreise erschienen sei. Linda rief ihm zu, er möge nur so lange ihr Zeit gönnen, bis sie sich gekleidet und geschmückt. Mit Hülfe der Dienerin, der jungen Krähe, kleidete sich Linda in ein neues Nebelhemd, schmückte sich mit dem grünen Gürtel, dem ausgenähten Mieder, dem bunten Halstuche, dem goldgewirkten Rocke und dem goldbetreßten Diademe. Kalew aber, ungeduldig harrend, trank nicht einen Tropfen, stärkte sich mit keinem Bissen, nahm auch nicht Theil am Hochzeitsjubel. Da endlich brachte man das Mädchen, die Birkhuhnsjungfrau Linda, in das Zimmer, so herrlich geschmückt, daß selbst die eigne Mutter sie nicht kannte, sondern zweifelnd fragte: „Ist es der Mond oder die Sonne oder des Abendsternes Tochter?" Linda aber, die Jungfrau aus dem Birkhuhnei entsprungen, wurde nun dem Kalew zum Weibe gegeben, daß er sie zu seines Hauses Hühnchen mache, sie stets auf seinen Händen trage und zärtlich mit dem Lieblinge kose. So wurde denn die Hochzeit ausgerüstet, viele der Gäste geladen und unter Tanz und Jubel die Vermählung gefeiert.

Mit Trauern nahm Salme nebst ihrem Gatten Abschied von der Mutter, daß sie zum Sterne umgewandelt, nur von Ferne vom Abendhimmel ihren Lieben Grüße sende.

Kalew's Hochzeit aber ging ungestört weiter, die Gäste tanzten lustig und sangen fröhliche Weisen. Dann schickte Kalew sich an zur Rückkehr und mahnte sein Weib, aufzubrechen und aus dem Vaterhause zu scheiden. Linda ließ die Rosse tränken, das Geschirr auflegen, den Schlitten anspannen und vor die Thür des Hauses fahren. Dann wandte sie sich zu der Wittwe und nahm von ihr Abschied, indem sie sprach:

„Lebe wohl, du liebe Mutter!
Schmerzlich scheide ich auf immer!
Ach wie schwer der Schmerz der Trennung
Von dem Menschen meiner Liebe,

Von den Plätzen meines Plauderns,
Von den hellen Heimathshöfen!
Fort vom frohen Kreiſe muß ich,
Fort vom Hochzeitsfeſt zur Trennung;
Darf nicht mehr mit euch die Mahlzeit
Traulich an der Tafel theilen!"

Schnell ſprang ſie in den Schlitten zu dem lieben Gatten, der ſich an ſein Weibchen ſchmiegte, mit dem rechten Fuße ſteuernd. Bewegten Herzens gedachte Linda der verlaſſenen Verwandten; in der Hoffnung aber, daß Gott Ukko ſie ihr erſetzen werde, wurde ſie ruhig.

Sie vergaß des Scheidens Schmerzen,
Zog mit dem geliebten Gatten
Unter ſeinem ſichern Schutze
Schnell durch weite Schneegefilde,
Fort durch finſtre Föhrenforſte,
Tags im hellen Schein der Sonne,
Mitternachts vom Mond beleuchtet
Weit dahin zu Kalew's Wohnung,
Wo in ſtiller, ſeidner Stube
Ihr das weiche Kiſſen winkt,
Süß erſehnten Schlummer bringt.

2.

Kalew.

1. Kalew und Neider.

Kalew war ein ungeheurer Rieſe, deſſen große Thaten in ganz Ehſtland und Finnland berühmt ſind. Zu Zeiten hat ſich Kalew mit ſeiner Gattin und einem ſeiner Söhne auf Öſel in der Gegend von Karmel aufgehalten und von da aus nach verſchiedenen Gegenden hin abenteuerliche Reiſen unternommen. Vorzüglich hat er einem Rieſen Neider, der auf Dagö wohnte, öftere Beſuche abgeſtattet, weil dieſer nach der Behauptung der dagdenſchen Leute dem Kalew an Körperkraft und Anſehen überlegen geweſen. Deshalb habe es auch Neider unter ſeiner Würde gehalten, jemals den Kalew in Öſel aufzuſuchen.

Die erste Bekanntschaft mit Neider wollte Kalew durch seinen Sohn machen, indem er ihn nach Dagö sandte. Kalewipoeg, ein noch nicht erwachsener Jüngling, war aller Wahrscheinlichkeit nach von Neider unsanft behandelt worden, weil er späterhin, als der Vater ihn wieder mit einem ähnlichen Auftrage beehrte, keinen Muth zeigte, diese Reise zu unternehmen. Hierauf begab sich der Alte selbst auf den Weg und steckte zum Beweise seiner Kraft (vielleicht auch um sich unterwegs daran zu stärken) zwei Branntweinsfässer in die beiden Hosentaschen. Bei seiner Ankunft in Dagö wurden Kraftproben unternommen, wobei Kalew seinen Gegner als gleich stark erkannte, sich aber dadurch veranlaßt sah, seinen Besuch zu wiederholen. Als er eines Tages wieder zu Neider gehen wollte, forderte er auch seinen Sohn zur Begleitung auf. Da dieser sich weigerte, so steckte er ihn ohne Weiteres in die Hosentasche und trat die Reise an. Nachdem er Neider getroffen, begannen sie den Kampf mit Ringen und schlugen sich mit Fehmerstangen (Deichseln), doch blieb es unentschieden, wem von beiden der Sieg zuzuschreiben sei. Auf dem Rückwege sagte der Sohn, der während des Kampfes in der Hosentasche des Vaters gesessen und daselbst nicht geringe Angst ausgestanden hatte: „Das war wohl eine harte Arbeit!“ Der Vater erwiderte: „„Ja, es war wohl eine harte Arbeit, aber noch härter war Neiders Stange (ais).““

2. Kalew's Steine.

Den Weg nach Dagö hatte Kalew immer zu Fuß durch den Söälа-Sund zurückgelegt. Das Wasser, welches noch gegenwärtig an der schmalsten Stelle gegen neun Fuß Tiefe hat, reichte ihm nur bis zur Kniescheibe, stieg aber bei hohem Wasserstande ihm zuweilen bis an den Gürtel. Durch letzteren Umstand geschah es nicht selten, daß er Wasser in seine langen Wasserstiefel bekam. Um dies zu vermeiden und einen beständig trocknen Uebergang zu der Nachbarinsel zu gewinnen, wollte Kalew's Frau einen aus Sworbe nach Karmel gebrachten großen Stein mit einer Lehne, der ihrem Sohne zum Sessel gedient hatte, in ihrer Schürze in den Söälasund tragen und an der tiefsten Stelle versenken. Kurz vorher aber, ehe sie an den

Strand gelangte, riß das Schürzenband; der Stein fiel zur Erde und blieb da liegen. Noch gegenwärtig wird er Kalew's Stein (Kalewi kiwwi) genannt und bildet die Grenzmarke zwiſchen dem zu Laisberg gehörigen Dorfe Pammerort und dem Kronsforſte.

Einen noch größeren Stein trug Kalew ſelbſt bei ſich, entweder zu demſelben Zwecke, oder um das Feſtungsthor von Arensburg zu verſperren. Bei einem Liebesabenteuer überraſcht, ließ er den Stein liegen, der noch jetzt unter dem Namen Kalew's Stein bei Karmel am ſöälaſchen Wege liegt. Auf denſelben legt jeder Vorüberziehende einen Baumzweig oder ein Aeſtchen, ſo daß oft eine hohe Schicht Reiſer ſich darauf befindet, welche den Hirten bei den kalten Frühjahrs- und Herbſtwinden auf der waldentblößten Weide zur Unterhaltung ihres Feuers dienen.

Als das Schloß Arensburg vollendet war, wurde der Rieſe Kalew, der damals in Öſel gewaltig war, ſehr erbittert über die Kühnheit der Menſchen, dergleichen Feſtungen anzulegen. Deshalb ergriff er einen ungeheuren Felsblock, um ihn vor das Feſtungsthor zu legen und ſomit jegliches Aus- und Eingehen zu hindern. Glücklicher Weiſe aber veranlaßte ihn eine Ueberraſchung bei einem für ihn nicht ehrenvollen Handel, den Stein bei Karmel liegen zu laſſen und ſich beſchämt davon zu machen.

3. Kalew's Tod.

Nachdem Kalew lange gelebt und viele rühmliche Thaten vollbracht hatte, ritt er einſt einen ihm unbekannten Weg. Eine Stimme vom Himmel rief ihm zu: „Kalew, wohin reiteſt du?“ — Kalew antwortete: „„Gutes unten, ein Beſſeres darauf, ſo ſchiebe ich weiter. (Hea al, parras peal, lükkan päle, d. i. auf dem guten Pferde ſitzt ein beſſerer Reiter und bewegt ſich langſam auf- oder vorwärts!)““ Die Frage wiederholte ſich, er antwortete daſſelbe und ſetzte ſeinen Weg fort. Endlich vernahm er deutlich in ſeiner Nähe einen Lärm oder Geſchrei der Hölle (pörgolaste kissa olli jo lahti kuulda olnud). Da wurde die Frage zum dritten Mal an ihn gerichtet, worauf er antwortete: „„Gott ſelbſt weiß nicht, wohin ich gehe (Ei Jummal teab, kus ma lähhän)!““ Da ſagte die Stimme

zu ihm: „Hebe die Hände auf (tösta käed ülles)!“ Er folgte dieſem Befehle; in demſelben Augenblicke aber war das weiße Pferd (der alte Teufel) unter ihm verſchwunden und er blieb mit den Händen an dem oberſten Rahmen der Höllenpforte (pörgo wärrawa wanna päle) hängen, woſelbſt er in derſelben Stellung noch jetzt ſich befinden ſoll, zur Strafe für die gegebene Antwort, daß Gott ſelbſt nicht wiſſe, wohin er gehe.

3.

Kalewipoeg's Stein.

Als die Kirche des Schloſſes zu Hapſal vollendet war, ergrimmte der Teufel oder der Rieſe Kalewipoeg über das Glockengeläute und beſchloß, ſie mit einem Wurfe zu zertrümmern. Auf dem Wetterberge bei Widdra, nicht weit von Nyby, fand er einen ungeheuren Felsblock, erhob ihn und ſchleuderte ihn gegen das hapſalſche Schloß. Doch mochte er ihm zu ſchwer geweſen ſein; denn er entglitt ſeiner Hand und fiel etwa auf dem halben Wege auf die kleine Inſel Wönno-Saar nieder, zerbrach aber in zwei Stücke, von denen das größte noch jetzt unter dem Namen Suurkiwwi oder großer Stein die Verwunderung der Vorbeifahrenden erregt. Vor Zeiten war er weich, daher man in ihm noch die Fußtapfen urweltlicher Schafe und Ziegen ſieht.

4.

Leigre.

Bei Leigre auf Dagö wohnte ein Rieſe Leigre, der zu Fuß von Öſel durch den Sund von Söäla gekommen war und auch oft wieder dahin ging, ſeine Verwandten zu beſuchen. Um durch einen Moraſt zwiſchen Keinis und Hohenholm trocken hindurch gehen zu können, legte er an die tiefſte Stelle einen ungeheuren Stein, der noch jetzt daſelbſt zu ſehen iſt. Einſt kam er an die Kirche von Keinis, ſteckte mit Mühe ſeinen Kopf durch die Kirchenthüre und rief: „Was iſt das für eine Hundehütte?“

Bei Iſſapöl begegnete ihm einſt der Teufel, der ihn mit höhniſchen Reden zum Zorn reizte. Leigre ergriff einen Felsblock und ſchleuderte ihn nach ſeinem Gegner, der aber ihm in gleicher Weiſe vergalt. Nach hartnäckigem Kampfe mußte jedoch der Teufel den kräftigen Steinwürfen des Rieſen weichen und die Flucht ergreifen. — Mit dem Rieſen Kalew auf Öſel hatte er öfter Wettkämpfe zu beſtehen, aus denen er jedoch niemals als Beſiegter hervorging, und obgleich ſie meiſtens unentſchieden blieben, ſtand doch Leigre bei ſeinen Landsleuten in höherem Anſehen, als der ungeheure Kalew. Sein Grab ſoll auf der Halbinſel Köppo wie eine große und tiefe Grube zu ſehen ſein.

5.

Töll.

1. Töll und ſeine Brüder.

Auf Öſel ſoll in alter Heldenzeit ein wackerer Held gelebt haben, deſſen Name war Töll oder, wie Einige ſagen, Tölle oder Tell, und es ſind im Munde der dortigen Ehſten allerlei Erzählungen über ihn, von Vater auf Sohn überliefert, bis zum heutigen Tage im Schwange geblieben. —

Töll war ein ungeheuer großer Rieſe und, wie Viele meinen, zugleich ein Oberhaupt, Fürſt oder Landesälteſter (wannem) auf beſagtem Eiland. Am berühmteſten iſt er geworden durch ſeine Stärke und Tapferkeit, die er als gewaltiger Krieger und Heerführer in manchem Kampfe bewährte. Seine gewöhnlichſte Waffe war ein Hahnbalken aus einer Rien (darin man das Getraide zu dörren und zu dreſchen pflegt), ein Dachſparren oder ein Wagenrad; aber auch ohne dieſelben hat er mit mächtigem Fauſtſchlag Häuſer zertrümmern und Bäume entwurzeln können.

Auf der kleinen Inſel Runö mitten im Rigaſchen Meerbuſen hatte Töll ſeinen Kohlgarten. Wollte er nun einmal Kohl eſſen, ſo ſetzte er zu Töllift auf Öſel den Keſſel auf's Feuer, watete erſt dann die neun Meilen weit durch des Meeres Tiefen gen Runö und

kehrte bereits, wenn das Waſſer im Keſſel zu kochen anhub, mit ſeinem Kohle zurück. Sein gewöhnlicher Sitz war zu Tölliſt im Kirchſpiel Pyha. Wenn nun der gewaltige Mann auf ſeinem Stuhle (iste) in Tölliſte, d. i. Töll's Stuhl, geſeſſen, ſo haben ſeine Füße auf dem Hofe von Kölljall, welches eigentlich Töll-jallamois, d. h. des Töllsfußes Hof, gehrißen hat und ſo auch genannt werden muß, geruht, obwohl dies Gut eine ſtarke Meile von Tölliſt entfernt liegt. Freilich konnten Beine, mit denen Töll das Meer bis Runö hin durchſchritt, nicht viel kürzer ſein.

Der große Töll ſoll noch zwei Brüder ähnlichen Schlages gehabt haben, deren einer zu Wolde auf Öſel, der andre dagegen auf Dagö gewohnt, auch ſie Landesälteſte, wenigſtens der zu Wolde. Mit Letzterem bediente ſich Töll eines und deſſelben Spatens; hatte dieſen nun der Bruder zu Wolde nöthig, ſo pfiff er, worauf Töll ihm das Geräth von Tölliſt her durch die Lüfte hinüberſchleuderte; auf demſelben Wege warf ſein Bruder daſſelbe von Wolde wieder zurück, ſobald Töll gepfiffen hatte. Auch mit dem Bruder auf Dagö ſoll Töll in beſagter Weiſe correſpondirt haben.

Dieſer ſtarke Held hat gleichwohl ſpäter in einer Hauptſchlacht wider die Feinde ſein Kriegsheer und zugleich ſeine Burg Tölliſt ſammt dem größten Theil ſeines Landes verloren, worauf er ſich nach der Landzunge Sworbe zurückgezogen und dieſe Gegend dann bis an ſeinen Tod behauptet. Da hat ſein Land den Strom Naswa und die große Einwiek unter Arensburg zur Grenze gehabt und iſt nordweſtwärts gegen Tirimetz hinausgegangen, während ſich heutzutage die Halbinſel Sworbe nur bis zum Salmſtrom erſtreckt. Als es zum Sterben mit ihm kam, mag wohl laute Klage erſchollen ſein, daß man dieſen großen, tapfern Mann nun verlieren ſollte. Er aber hat ſeine trauernden Freunde da getröſtet mit dieſen Worten: „Wenn der Feind kommt, ſo tretet nur zu meinem Grabe und rufet: Töll, der Feind kommt! — ſo will ich aufſtehen und euch helfen!“ Nun lag er im Grabe. Der Feind kam ſo geſchwinde nicht, — vielleicht weil noch ſeines Namens Schrecken wirkſam war. Aber neugierige Buben, die in der Nähe ſeines Grabes das Vieh hüteten und um ſein teſtamentariſches Verſprechen wußten, wollten doch ver-

ſuchen, ob Töll auch Wort halten werde. Sie traten zum Grabe hin und riefen: „Töll, der Feind kommt!“ Der Held richtete ſich aus ſeinem Grabe auf. Er ſchaute um ſich, er merkte, daß er ohn' alle Noth geweckt und geneckt worden war. Da voll Unmuths über den Muthwillen, legte er ſich wieder ſchlafen und iſt ſeit dieſem Tage ſo boshaft, daß er nicht mehr aufſteht, wenn gerufen wird: „Töll, der Feind kommt!“ Längſt drückt den Ehſten des Inſellandes das Joch der Fremdherrſchaft, — der Volksheld iſt nimmer zu Hülfe gekommen.

2. Der große Töl.

Der große Töl (suur Töl), der ſeinen Wohnort in der Nähe des im Kirchſpiel Pyha liegenden Gutes Tölliſt (Tölluste-mois) gehabt hat, war ein gewaltiger Kriegsheld oder Heerführer der Öſeler (maa-söa-kunningas), der durch ſeine rieſige Länge, Körperkraft und gewaltige Kriegsthaten berühmt geworden iſt. Einen großen Wagen für's Ochſengeſpann (härg-rattad) konnte er mit ſeinem Zeigefinger, den er durch das am Deichſelende zur Befeſtigung des Geſpanns beſtimmte Loch ſteckte, mit Leichtigkeit um ſich herum ſchleudern (omma ümber öritada). In einem Kriege mit dem Feinde kämpfend, riß er aus einem Riengebäude in der Gegend, wo jetzt das Gut Kergelhof ſteht, einen langen, ſtarken Streckbalken (rehhe-puu) heraus, mit dem er tapfer unter die Feinde hieb, bis er das feindliche Lager erreichte, das in Sörru-nöm auf der Grenze der Kirchſpiele Anſekülll und Kergel ungefähr hundert Schritte links vom Wege ab aufgeſchlagen war, wo noch gegenwärtig über zehn Ofenſtellen, die der Feind zum Brotbacken benutzte, zu ſehen ſind, obgleich in ſpäteren Zeiten ſehr viele Steine von dort abgeführt worden ſind. Hier vom weiteren Vordringen durch die große Dichtigkeit der Feinde abgehalten, richtete er mit ſeinem Balken ein ſolches Blutbad unter ihnen an, daß ein dreitägiges Füllen (kolme-päine wars) im Blutpfuhle ertrank.

Als es endlich dem Feinde gelang, ihm den Kopf vom Rumpfe zu ſchlagen, ſchleuderte er in letzter Wuth den Rienbalken von der Anhöhe Kangromäggi unter die Feinde mit ſolcher Kraft, daß derſelbe durch die Luft ſchwirrend nicht weit von Arensburg zwi-

ſchen Lode und Raswa in die Vogelwiek (linno-laht) oder nach Andern in den See Awa-ſoo aufrecht ſtehend niederfiel, wo er noch zu ſehen iſt. Seinen abgehauenen Kopf mit der Spitze des Degens von ſeinem Pferde herab aufnehmend, ritt er eine gute Strecke Weges weiter fort. Ein ihm begegnendes Weib rief ihm zu: „Pfui Schande! ein Mann reitet ohne Kopf!" Töl erwiderte: „„Nicht iſt es Schande, ohne Kopf zu reiten, wohl aber Schande, wenn ein Weib mit entblößten Beinen (palja särtega) Kühe melkt.""" Durch ſtarken Blutverluſt ermattet, konnte er ſeinen Degen nicht mehr aufrecht erhalten, der Kopf fiel ihm von deſſen Spitze auf die Erde nieder und er ſelbſt einige Faden weiter an die Stelle, wo jetzt ſein Grab gezeigt wird. Im Niederſinken ſprach er das Wort: „Iſt einſt wieder Krieg im Lande (maa-södda), dann rufe man: Töl, Töl, ſtehe auf (Töllo, Töllo, touse ülles)! und ich werde auf dieſen Zuruf auferſtehen und dem Volke zu Hülfe eilen."

Einſt ließen ſich Hüterkinder einfallen, in ihrem Muthwillen auszurufen: „Töl, Töl, ſteh' auf! Es iſt Krieg im Lande (Töllo, Töllo, touse ülles! Waen on maal)!" Da erhob er ſich bis zur Bruſt (rinnast sadik), nach Anderen bis an die Kniee (pölwest sadik); blutroth (werre punnased) waren ſeine Hände anzuſchauen, und er fragte: „„Wo iſt der Krieg (kus on waen)?"" Die Kinder antworteten: „In Mohn (Muhho-maal)!" Als er aber um ſich ſchauend weder in Mohn noch ſonſt im Lande Rauch aufſteigen ſah, noch Kriegsgetümmel (mürrinat) hörte, legte er ſich unwillig wieder ins Grab und ſprach erzürnt ob ſolcher Neckerei (wihhastud selle narrimisse pärrast) die Worte: „Von nun an ſoll nie und nimmer im Volke ſchwinden Taubheit, Unzucht und Dieberei (kurt, hoor ja wargus ei pea ilmas rahwoo sees ärra kadduma), und ich werde auf den Hülferuf nicht eher wieder auferſtehen, als bis der Wachholder ſich mit Laub bekleidet (kui kaddakas lehte aiab)."

3. Hans Töllus.

Gott ſchenkte dem Hans Töllus oder Töll ein Stück Land auf Öſel, woſelbſt er ſich niederließ und ſich gegen ſeine Feinde vertheidigte. Seine Kraft war ungemein groß. Als er einſt Holz

führte, konnten die Ochſen nicht weiter kommen, daher faßte er mit einem Finger das Joch an und zog die Ochſen und Holzwagen mit leichter Mühe heraus. — Seine Feinde wollten ihn umbringen und trugen ihm auf, einen Brunnen zu reinigen und zu kalfatern. Dann warfen ſie große Mühlſteine auf ihn, um ihm die Hirnſchale zu zerſchmettern. Er aber fing die Mühlſteine auf, und als er wieder herauskam, warf er einen Stein nach dem andern hin, ſo daß ſie wie Räder rollten.

Einſt trug er 700 Bretter auf dem Rücken. Ein anderer Rieſe begegnete ihm und fing mit ihm Streit an, mußte aber, nachdem Töll ſämmtliche Bretter auf ſeinem Kopfe zerſchlagen, nachgeben, und Töll ſteckte ihn in ſeine Taſche. Da er ihm hierin unbequem wurde, zog er ihn wieder heraus und ſchleuderte ihn ſo hoch in die Luft, daß er erſt nach langer Zeit wieder zur Erde kam. — Mit einem anderen Rieſen kämpfte er, indem ſie ungeheure Steine gegen einander ſchleuderten. Zwei dieſer Steine ſind noch zu ſehen, und es liegt der eine derſelben bei Sandell, der andere bei Töllist, etwa 7 Werſt von einander.

Vor einer großen Schlacht beſtellte er ſich eine gute Portion Eſſen. Man bereitete ihm Grützbrei und füllte damit ſieben Ochſenhäute. Nachdem er Alles verzehrt hatte, meldete man ihm die Ankunft der Feinde; er nahm eine Ochſenhaut und ſchlug ſo kräftig auf die Feinde los, daß ſie bald die Flucht ergriffen. — Ehe er ſtarb, verſprach er ſeinen Landsleuten, wieder zu kommen, wenn man ihn in großer Noth rufe. Er wurde beerdigt und ein Kreuz auf ſein Grab geſetzt, das war ſo groß, wie ein ganzer Wald. Bald nachher hatten Hüterknaben ein großes Feuer von Wachholderbüſchen auf dem Grabe angemacht und riefen: „Töll, Öſel iſt in Noth!“ Er ſtand auf, ſah nichts und ſagte: „Meinetwegen mag nun ganz Öſel verbrennen, ich werde mich nicht wieder in meiner Ruhe ſtören laſſen!“

4. Töll's Grab.

Im Kirchſpiel Pyha auf Öſel wird eine etwa fünf Faden lange und, wie die Bauern verſichern, eben ſo tief hinabreichende Vertiefung in dem mergel- und ſchieferhaltigen Boden für Töll's

Grab ausgegeben und über die Umstände beim Tode des Helden noch etwas Absonderliches hinzugefügt. Hier lag Töll begraben, als die Hüterjungen ihn muthwilliger Weise riefen. Er erhob sich, fragte, wo der Feind sei, gewahrte, daß man schier aus Uebermuth ihn geneckt habe, und sprach: „So wieder ins Leben zurückzukehren, ist mir nur ein einziges Mal vergönnt!“ Voll Ingrimm über das, was nun einmal geschehen war, griff er nach seinem Schwerte und schleuderte es empor, so daß es weithin flog, noch mehrere Werst über die Gegend von Arensburg hinaus, wo es in einen kleinen See fiel, in welchem es noch jetzt gesehen wird. Nachdem nun Töll sein Schwert geworfen, stürzte er mit Riesengewalt wieder in sein Grab zurück, dessen Länge sein ungeheurer Leib ausfüllte und das durch den gewichtigen Fall des furchtbaren Körpers auch fünf Faden tief wurde. In der That hat die Vertiefung oben ein Aussehn, als wäre sie durch einen riesigen Körper verursacht, der sich hier, den rechten Arm unter den Kopf gelehnt, niedergesenkt habe. Ein anderes Grab Töll's befindet sich in der nördlichen Ecke des Kirchspiels Ansekülll im Gebiete von Tirimets auf dem halben Wege nach Käsal in dem Winkel, wo ein von Westen herziehender Weg mit der Straße zusammentrifft. Noch lange soll das Grab jährlich von Ehsten besucht worden sein.

5. Pil.

Auf Ösel hat vor Zeiten ein gewaltiger Riese gelebt, dem das Wasser im Meere rings um die Insel her nur bis zum Gürtel reichte. Dieser ungeheure Mann hat Pil geheißen. Er kam vom festen Lande, durchwatete den Sund und herrschte lange Zeit auf Ösel, bis er sich endlich unter einem großen Stein daselbst verbarg. Hier schläft er noch, aber zuweilen erwacht er aus seinem Schlafe und erscheint Demjenigen, der ihn zu einer bestimmten Jahres- und Tageszeit dreimal bei seinem Namen Pil ruft.

6.

Rieſen auf Öſel.

Ehemaliger Zeit müſſen auf Öſel viele ſehr große Menſchen gelebt haben. Noch jetzt kommen ſieben Fuß lange Leute vor und aus den Zeiten unſerer Großväter ſind noch viele von außerordentlicher Größe im Andenken, ſelbſt unter den Deutſchen, z. B. der Herr Großvater und Vater der jetzt lebenden Herren von Locle und Andere. Als das Beinhaus bei der Kirche von Kilekon aufgenommen und die Überreſte unſerer Vorfahren begraben wurden, fand man die meiſten Knochen faſt durchgängig dicker und länger, als ſie bei jetztlebenden Menſchen, deren Länge zwiſchen fünf und ſechs Fuß fällt, zu ſein pflegen, ja ſogar einige Knochen, die einem Manne von ſechs Fuß von der Ferſe bis beinahe an die Hüften reichten. Die Halbinſel Sworbe wird von Öſel durch einen Bach geſchieden, der Salmſtrom heißt und bei hohem Meeresſtande ſo anſchwillt, daß Sworbe in eine förmliche Inſel verwandelt wird. Dieſer Bach iſt dadurch entſtanden, daß einmal ein Rieſe ſein großes Meſſer dort niederwarf und damit einen tüchtigen Einſchnitt ins Land machte.

7.

Hünen.

In einem fernen Lande leben furchtbare Rieſen, die man Hünen (hiningar) nennt. Ein Soldat zog mit einem großen Kriegsheere gegen die Feinde und kam in eine furchtbar wilde und öde Berggegend, wo ſteile Felſen und große Wälder mit einander abwechſelten. In den Bergen waren tiefe Höhlen, und als man näher kam, ſah man erſchreckliche Menſchen daraus hervortreten, acht Ellen lang, mit ſchrecklichen Geſichtszügen, langen gebogenen Naſen und einem einzigen Auge vor der Stirn. An den Händen hatten ſie Krallen, wie die Fänge eines Adlers. Als Kleidung trugen ſie ein Thierfell loſe umgebunden, in den Händen eine Keule und ein langes Schwert.

Beim Herannahen des Heeres wichen ſie in ihre Höhlen unter die Erde zurück, wohin man ihnen nicht zu folgen wagte; aber als das Hauptheer vorüber war, fielen ſie über die einzelnen Nachzügler her, packten ſie und ſchlachteten ſie ab. Das Fleiſch zerhackten und brieten ſie; doch wagte man nicht ſie zu verfolgen.

8.

Der Ellernrieſe.

Ein Mann nahm einen Klotz von Ellernholz, hieb ihn mit dem Beile zu einer menſchenähnlichen Geſtalt zurecht und wiegte denſelben drei Jahre lang. Am Schluſſe des dritten Jahres ſchien derſelbe Leben zu bekommen, daher bereitete die Mutter des Mannes ihm einen wohlſchmeckenden Brei, den ſie der Figur in den Mund ſtrich. Nach kurzer Zeit begann dieſe, die Nahrung zu ſich zu nehmen, würde von Tage zu Tage kräftiger, ſtand auf und verzehrte die ihr zugetheilten Speiſen mit großem Hunger. Schnell wuchs nun das Kind empor, ſo daß bald weder ſein Vater noch ſeine Nachbarn mit ihm an Größe und Stärke ſich meſſen konnten. Da der junge Rieſe aber ſehr viel Nahrung brauchte, fürchtete man eine Hungersnoth und ſchickte ihn als Rekruten zum Kaiſer, damit er im Kriege Dienſte leiſte. Er wurde mit Freuden empfangen, bewaffnete ſich mit einer Stange von drei Faden Länge und einem Säbel von ſieben Liespfund Schwere, ging damit kühn auf die Feinde los und hatte ſie bald in die Flucht geſchlagen. Seinen Säbel nannte er ſeines Vaters Brotmeſſer.

Nachdem der Friede hergeſtellt war, wurde der unerſättliche Eſſer allmählich läſtig. Deshalb trug man ihm auf, die in einen tiefen Brunnen gefallene Pfeife des Kaiſers wieder herauszuholen. Kaum war er hineingeſtiegen, als man große Mühlſteine herbeiwälzte und ihm auf den Kopf warf. Er ſchrie von unten: „Was werft ihr mir für Sand und Steinchen auf den Kopf?“ Als er wieder herauskam, hatte er drei Mühlſteine als einen Ringkragen um den Hals hangen.

9.

Tharapita.

Der Priester der Letten an der Ymera ging in Begleitung des Priesters Theodorich ins Ehstenland, und sie tauften die Heiden in drei Dörfern an der Grenze Wierlands. Daselbst war ein Berg und ein sehr schöner Wald, in welchem, wie die Eingebornen erzählten, der große Gott der Öseler, den sie Tharapita nennen, geboren war; von da sei er nach Ösel geflogen. Der Priester aber hieb die Bilder und Gleichnisse ihrer Götter nieder, die daselbst gemacht waren; die Heiden wunderten sich, daß kein Blut herausfloß, und glaubten nachher mehr den Priestern.

10.

Tara.

In alten Zeiten war in Ehstland ein König des Landes, welchem alle Ehsten gehorchten. Er hieß Tara, mag auch vielleicht ihr Gott gewesen sein. Nach seiner Zeit aber kam ein anderer Glaube auf und dann ist die lutherische Lehre herrschend geworden.

11.

Der Götzenpriester.

Im Kirchspiel St. Michaelis lebte ein alter Mann, der aus dem heidnischen Priestergeschlecht stammte. In seiner Jugend war er einmal auf ein Feld gekommen, wo er seinen Großvater vor einem großen Steine kniend angetroffen. Auf die Frage, was er da mache, hatte der Großvater, ärgerlich über die Störung und Entdeckung seiner geheimen Gottesverehrung, ihm eine derbe Ohrfeige versetzt und gesagt: „Unterstehe dich nicht, irgend Jemand etwas davon zu sagen, daß du mich hier gesehen. Wisse aber, daß wir aus dem heiligen Geschlechte der Priester stammen und auf diese Weise unsere Götter

verehren ſollen.“ Der Knabe ging davon; nach dem Tode des Großvaters aber wurde die Verehrung des Steines nicht mehr fortgeſetzt, und jetzt hat man auch die Stelle dieſes Heiligthums vergeſſen.

12.

Yngwar.

Yngwar, König von Schweden, war ein mächtiger Kriegsmann, der oft mit ſeinen Kriegsſchiffen auszog gegen die Dänen und andern Oſtſeefahrer. Mit den Dänen ſchloß er Frieden und wandte ſich mit ſeinem Heere nach Oſten. In einem Sommer plünderte er in Ehſtland an einer Stelle, die man Stein (at Steini) hieß; da kamen die Ehſten (Eistir) an den Strand mit einer großen Heeresmacht, und es entſtand eine blutige Schlacht. Das Landheer war ſo zahlreich, daß die Schweden nicht zu widerſtehen vermochten; daher mußten ſie fliehen, und König Yngwar wurde erſchlagen. Sein Leichnam wurde begraben unter einem Grabhügel in Adalſyſſel. Die Uebrigen des Heeres kehrten nach Schweden zurück.

13.

Der Höllenberg.

Saſtama an der Einwiek, Kiwidepä gegenüber, war ſonſt eine Inſel, auf welcher ſchwediſche Bauern wohnten, und gehörte zu Matzal. Nicht weit vom Gute liegt ein von niedrigen, zuweilen überſchwemmten Heuſchlägen umgebener Hügel, der etwa zwanzig Fuß über den Waſſerſpiegel des Meeres ſich erhebt, und auf dem eine Menge faſt regelmäßig geſchichteter ungeheurer Steine bis zu einer Höhe von zwölf Fuß aufgethürmt iſt. Unten iſt dieſer Steinhaufe über funfzig Fuß lang, dreißig Fuß breit und läuft gegen Oſten ſpitz zu. Die Steine haben ſich durch die Länge der Zeit mit Moos überzogen, und zwiſchen ihnen wachſen hundertjährige Eichen, während die Umgegend baumlos iſt. Die Ehſten nennen den Berg

Porrimäggi, welches vielleicht Höllenberg bedeuten kann, da er vermuthlich für ein heidniſches Heiligthum gehalten worden iſt. Man glaubt, daß dieſer Hügel das Denkmal ſei, welches für den König Yngwar errichtet ſein ſoll.

14.

Das Grab zu Kidepä.

A.

Beim Dorfe Puiſt unter Kidepä oder Kiwidepäa lag ſonſt auf einem Felde, welches die Kapellkoppel genannt wird, ein großer Stein, ein roh behauener Granit, oben mit einer regelmäßig ausgehauenen länglich-viereckigen Vertiefung, in welche ein Kreuz eingeſenkt geweſen ſein ſoll. Später iſt der Stein auf den Hof eines Geſindes im Dorfe Puiſt gebracht worden, woſelbſt er vor einigen Jahren noch lag. In jenem Felde, erzählt man, liegt ein alter ſchwediſcher König begraben, dem zum Andenken man das Kreuz aufgerichtet hat.

B.

In Kidepä iſt ein ſteinernes Monument zu ſehen. Die Bauern erzählen, daß ein ſchwediſcher König darunter begraben liege. Als man einmal nachgraben laſſen wollte, hatte kein Bauer Luſt, ſich dazu herzugeben; ſie behaupteten, wer es thue, müſſe ſterben.

C.

Nicht weit vom Meeresſtrande beim Dorfe Puiſt iſt ein runder Hügel, auf welchem ein großer Stein liegt. Unter dieſem Hügel iſt ein alter ſchwediſcher König (wanna rootsi Kunningas) beerdigt, und ihm zum Andenken der Stein hinaufgewälzt worden. Er ſoll einen unermeßlichen Schatz mit ſich ins Grab haben legen laſſen, den man einmal zu heben verſuchte, weshalb man ein Loch oben in den Hügel grub, welches noch zu ſehen iſt. Ob man etwas

gefunden hat, ist unbekannt; jetzt aber würde man wohl nur auf Knochen stoßen.

15.

Swegder.

König Swegder von Schweden that ein Gelübde, Gudheim und den alten Odin aufzusuchen. Daher reiste er mit zwölf Männern in der Welt umher, kam nach Tyrkland und in das große Swithiod und kehrte erst nach fünf Jahren zurück. Nach einiger Zeit aber zog er zum zweiten Mal aus nach Gudheim. Oestlich in Schweden aber befindet sich eine Stätte, genannt Stein, da liegt ein großer Stein, der einem Hause gleicht. Abends nach Sonnenuntergang, da Swegder aus der Trinkstube in seine Schlafkammer ging, sah er, daß unter dem großen Steine ein Zwerg saß; Swegder aber und seine Leute waren schwer trunken und liefen auf den Stein zu. Der Zwerg, welcher in der Thür desselben stand, redete ihn an und forderte ihn auf einzutreten, wenn er Odin finden wolle. Swegder eilte hin zu ihm, trat in den Stein, und die Thür desselben schloß sich alsogleich, so daß er nicht wieder zurückkehrte. So singt darüber Thirdolf von Hwinwer: „Der lichtscheue Wächter der Wohnung des Zwergengeschlechtes betrog Swegder, da der hochgesinnte Enkel Dulsas dem Zwerge nachfolgte und Odins Stein, von Riesen bewohnt, dem Könige sich öffnete."

16.

Olaf Tryggweson.

Tryggwe war König in einem Theile Norwegens, wurde aber von Gudröd, Bruder Harald Graufell's, meuchelmörderisch erschlagen. Seine Wittwe Astrid flüchtete vor den Verfolgungen ihrer Feinde auf eine Insel im Moraft und hielt sich den ganzen Sommer daselbst verborgen. Hier gebar sie einen Sohn, den sie mit Wasser besprengte und Olaf nannte. Gegen den Herbst setzte sie

ihre Flucht fort, nur begleitet von ihrem Pflegevater Thorolf Luſaſkegg (Lauſebart), deſſen ſechsjährigem Sohne Thorgils und zwei Dienſtmägden. Beſtändig verfolgt kam ſie zu einem Bauern Thorſtein, der ſie auf einer kleinen Inſel in einem Landſee verbarg. In der Nacht langten die von der Königin Gunhild, Haralds Mutter, ausgeſandten Verfolger in Thorſteins Hofe an und fragten nach Aſtrid. Thorſtein erwiderte, es ſeien Leute dageweſen, aber ſchon wieder abgereiſt, doch wolle er am andern Morgen ihnen ſuchen helfen. Als ſie nun in den Wald kamen, führte er ſie abſichtlich irre, holte dann aus einem benachbarten Hauſe das Kind eines ſeiner Knechte, verſteckte es in einem Buſche und ging davon. Die Verfolger hörten im Gebüſche ein Kind ſchreien, eilten dahin und fanden das Kind des Knechtes. Als Thorſtein dazu kam, ſagte er: „Das ſcheint mir eher ein Sklavenkind als ein Königskind zu ſein, und es muß uns wohl Jemand zum Poſſen daſſelbe hierher gelegt haben.“ Da nun viel Zeit vergangen war und keine Ausſicht ſich zeigte, Aſtrid einzuholen, kehrten die Boten um. Aſtrid aber entkam glücklich nach Schweden zu einem Freunde ihres Vaters, Hakon dem Alten, der ſie zwei Jahre lang beherbergte. Gunhild ſandte Botſchaft an den König von Schweden und bat um Erlaubniß, Tryggwe's Sohn, den ſie ſelbſt erziehen laſſen wollte, mit Güte oder Gewalt nach Norwegen bringen zu laſſen. Der König geſtattete es, aber Olaf widerſtand den lockenden Verſprechungen und ſüßen Reden der Boten, und Aſtrid wollte ihren Sohn nicht fahren laſſen. Da die Boten aber Gewalt anwenden wollten, drohte ein Sklave des Wirthes, ihnen mit ſeiner Miſtgabel ſolchen Denkzettel zu geben, daß er ihnen zu ewiger Schande gereichen ſollte. Da zogen ſie ab, Aſtrid aber, reichlich unterſtützt von ihren Gaſtfreunden, begab ſich mit dem dreijährigen Olaf auf ein Schiff, um zu ihrem Bruder Sigurd zu fahren, der bei dem Könige Waldemar von Gardarike in hohem Anſehen ſtand.

Auf der Oſtſee aber kamen ihnen ehſtniſche Seeräuber (vîkingar, that voro Eistir) entgegen, die plünderten das Schiff, nahmen die Menſchen gefangen und ſchlugen ſie theils todt, theils behielten ſie ſie als Sklaven. Olaf wurde von ſeiner Mutter getrennt, die mehr-

mals verkauft, ſpäter aber von einem angeſehenen Norweger Lodin auf einem Markte in Ehſtland aufgefunden und losgekauft wurde; zurückgekehrt in ihre Heimath heirathete ſie ihren Befreier. Olaf aber nebſt Thorolf und deſſen Sohn Thorgils fiel einem Ehſten, Klerkon, zu; da dieſer Thorolf für zu alt und zu ſchwach zum Arbeiten hielt, es ihm auch nicht paſſend erſchien, ihn zum Hausaufſeher zu machen, ſchlug er ihn todt und verkaufte die beiden Knaben für einen ſchönen Bock an einen anderen Ehſten, Klerker. Dieſer verhandelte ſie für einen ſchönen (geſtickten?) Rock (nest edr slôgning) an einen dritten Ehſten, Reas, deſſen Frau Rekon und deſſen Sohn Rekoni hieß. Bei ihm blieb Olaf ſechs Jahre und wurde nicht wie ein Knecht, ſondern wie ein eigenes Kind behandelt; denn der Bauer liebte ihn ſehr, verweigerte ihm nichts und erlaubte ihm zu ſpielen und ſich zu unterhalten, wie er ſelbſt wollte.

Nun traf es ſich, daß Sigurd Erikſon als Abgeſandter König Waldemar's aus Holmgard (Nowgorod) nach Ehſtland kam, um die königlichen Steuern daſelbſt im Lande zu erheben. Er reiſte, wie reiche Männer pflegen, mit großem Gefolge und vielem Gepränge. Da er nun an des Bauern Reas Gehöfte vorbeikam, ſah er einen ſehr hübſchen Knaben daſelbſt mit andern Kindern ſpielen; derſelbe kam ihm entgegen und begrüßte ihn mit freundlichem Anſtande und mit kluger Rede. Sigurd betrachtete ihn verwundert, grüßte ihn und ſprach: „Ich ſehe, mein Kind, daß du aus einem fremden Lande biſt; denn deine Sprache iſt ausländiſch, und dein Ausſehen gleicht nicht dem dieſes Volkes. Sage mir deinen Namen und deine Herkunft, und in welchem Lande du geboren biſt.“ Olaf antwortete: „„Ich heiße Olaf und bin geboren in Norwegen; mein Vater hieß Tryggwe Olafsſon und meine Mutter Aſtrid Erikstochter!““

Da Sigurd das hörte und erkannte, daß er ſeiner Schweſter Sohn gefunden habe, ſtieg er vom Pferde, umarmte ihn und gab ſich zu erkennen als ſeiner Mutter Bruder, indem er ſagte: „Wahrlich, dies iſt ein Freudentag, da wir ſo unerwartet uns wieder gefunden haben.“ Dann fragte er ihn nach ſeinen Schickſalen, wie er nach Ehſtland gekommen und wo ſeine Mutter geblieben ſei. Olaf

gab auf Alles richtigen Beſcheid, ſo viel er davon wußte, und da Sigurd ihm ſeine Abſicht zu erkennen gab, ihn frei zu kaufen, antwortete er: „„Zwar habe ich es hier ſehr gut und mein Herr liebt mich ſehr, aber doch wünſche ich wieder zu meinen Verwandten und in mein Vaterland zu kommen, wenn du mich und meinen Pflegbruder zuſammen kaufen willſt.““ Sigurd verſprach keine Unkoſten zu ſparen, um ſie beide zu erlöſen. Unterdeſſen war auch der Bauer nach Hauſe gekommen und empfing Sigurd ſehr höflich, da er ihn als den Abgeſandten des Königs erkannte, der die Abgaben von jedem Hofe in der Gegend einſammeln und darauf achten mußte, daß Alles ordentlich bezahlt werde. Nachdem Sigurd ſein Geſchäft beendigt hatte, fragte er Reas, ob er ihm nicht die Knaben verkaufen wolle, da er gute Bezahlung dafür biete. Reas antwortete: „Den Aelteſten will ich Euch überlaſſen, wenn wir uns über den Preis einigen. Der Jüngere aber iſt mir nicht feil; denn er iſt klüger und ſchöner, und ich liebe ihn viel zu ſehr, als daß ich ihn von mir laſſen könnte. Nur unter der Bedingung, daß er nicht wieder verkauft, ſondern eben ſo gut gehalten werde, als ich ihn gehalten habe, könnte ich vielleicht einwilligen, ihn zu überlaſſen, wenn ein annehmlicher hoher Preis für ihn geboten würde.“ Sigurd fragte, wie hoch er ihn denn ſchätze; aber der Bauer wich immer aus, ſo daß Sigurd ſein Gebot immer höher ſteigern mußte. Endlich da Sigurd verſprach, Olaf wie ſein eigenes Kind zu halten, kamen ſie überein; Sigurd bezahlte für Thorgils eine Mark Goldes, für Olaf aber neun Mark, und doch ſchien es dem Bauern ſchwerer zu ſein, ſich von ihm zu trennen, als von dem älteren Knaben.

Sigurd nahm nun beide mit nach Rußland, wo er für ihre anſtändige Ausbildung alle Sorge trug. Bald nachher ſah Olaf auf dem Markte zu Holmgard den Ehſten Klerkon, der ſeinen Pflegvater ermordet hatte, und obwohl erſt neun Jahre alt, ſprang er doch auf ihn zu und hieb ihm mit einem kleinen Beile ſo in den Kopf, daß er todt niederſank. Man wollte ihn greifen und tödten, da der Friede ſehr heilig gehalten und ein Mörder alsbald wieder am Leben geſtraft wurde; doch nahm die Königin Allogia (Olga) ſich ſeiner an, bezahlte auch die Buße für den Erſchlagenen, und

ſeitdem genoß er des Schutzes und der Gunſt des Königs, der ihn gut erziehen und unterweiſen ließ. Als Olaf herangewachſen war, übertraf er an Schönheit, Kraft und Gewandtheit alle ſeine Altersgenoſſen; er warf mit zwei Speeren zugleich, vorwärts und rückwärts, er ging auf dem Rande eines ſchnellfahrenden Schiffes, ja auf den Rudern eines Schnellruderers, und ſpielte mit drei Schwertern, ſo daß immer eins in der Luft war und er das herabfallende am Hefte ergriff. Als er endlich Gardarike verließ, zog er lange umher auf Kriegs- und Raubzügen, ließ ſich endlich taufen und kehrte nach Norwegen zurück, gewann daſelbſt das Königreich und bemühte ſich eifrig, das Chriſtenthum in ſeinem Vaterlande einzuführen. Nach kurzer Regierung fiel er in der Seeſchlacht bei Swolder gegen Erik Jarl und die Könige von Schweden und Dänemark nach tapferer Gegenwehr im Jahre 1000.

17.

Erik Jarl.

Nachdem Hakon Jarl das Leben verloren und Olaf Tryggweſon ſich des Reiches in Norwegen bemächtigt hatte, flüchteten Hakon's Söhne aus dem Lande. Einer von ihnen, Erik, ging nach Schweden, wo ihm der König freien Aufenthalt und Güter zur Unterhaltung ſeiner Leute bewilligte. Im Frühjahr rüſtete er ſeine Kriegsſchiffe und ſegelte in die Oſtſee, um in Waldemar's Reiche zu plündern. Wohin er kam, da verwüſtete er das Land, tödtete und verbrannte, was ihm vorkam. Auch die Stadt Aldeigia (Ladoga) nahm er ein, tödtete daſelbſt viele Leute und zerſtörte und verbrannte die ganze Stadt. Dann übte er Feindſeligkeit aus weit umher in Gardarike. Als er nach fünf Jahren Gardarike verließ, fuhr er feindlich einher über Adalſyſſel und Eyſyſſel; daſelbſt nahm er vier Kriegsſchiffe der Dänen und ſchlug die ganze Beſatzung. So heißt es in der Vandadrapa: Erik Jarl, der Seeheld, brach die Spieße tapfer in dem Eyaſunde, ſiegend mit dem Schwerte. Vier

der Dänenschiffe überwand der Kämpfer, seinen Freunden milde, schnell die Schlacht entscheidend.

Anm. Eyfyffel ist Ösel, Adalfyffel wahrscheinlich das gegenüber liegende feste Land, wo der Name sich vielleicht in der Benennung des Gutes Wattel erhalten hat; Eyafund wird der Sund zwischen Mohn und dem festen Lande sein.

18.

König Frotho.

Nachdem König Frotho von Dänemark die Cureten besiegt hatte, zog er weiter und stieß auf Tranno, den Fürsten des rutenischen Volks. Um die feindlichen Schiffe zu verderben, versah er sich mit einer Anzahl von hölzernen Pflöcken, belud einen kleinen Kahn damit und fuhr dann bei nächtlicher Weile nahe an die Fahrzeuge, deren unteren Theil er mit einem Bohrer durchlöcherte. Damit jedoch das Wasser nicht stracks hineindringe, verstopfte er die Löcher wiederum mit jenen Pflöcken und erst, als er glauben durfte, der Löcher seien genug, zog er die Hölzer wieder heraus, öffnete dem Wasser den Eingang, welches mit Macht hineinstürzte, und eilte darauf, die Flotte mit der seinigen zu umzingeln. Von zwiefacher Noth bedrängt wußten die Rutenen nicht, ob sie erst gegen die Geschosse Frotho's oder gegen die Wogen ankämpfen sollten.

Denn wer des Feindes Eisen
Von sich mochte weisen,
Ward ein Raub der Meereswogen,
Die ihn stille niederzogen;
Wer den Wogen mocht' entgegenringen,
Dem begegneten die scharfen Klingen,
Da ward schwellender Wasser Fluth
Roth gefärbt von Feindes Blut.

Nachdem also die Rutenen überwunden waren, fuhr König Frotho nach seiner Heimath zurück. Später sandte er seine Botschafter nach Rußland, die Steuer zu holen. Aber die treulosen Einwohner griffen die Männer und ließen sie eines erbärmlichen

Todes sterben. Als Frotho Solches vernahm, ward er über die doppelte Unbill schier entrüstet. Er kam und begann die Stadt Rotala mit enger Einschließung heimzusuchen. Weil aber ein gar tiefer Fluß vor derselben herströmte, der einer raschen Eroberung im Wege stand, leitete Frotho die gesammte Wassermasse in unterschiedliche neue Betten ab und fuhr so lange mit dieser Arbeit fort, bis überall nur seichtes Wasser in Bächen floß und es möglich machte hinüberzugehen. Nachdem er so den Strom gebändigt, ließ er seine Kriegsleute den Angriff machen, und kein Hinderniß stellte sich ihnen weiter entgegen; die Stadt Rotala fiel ohne Mühe in Frotho's Gewalt.

19.

Rotala.

A.

Auf der Anhöhe Tubbra-Mäggi nicht weit von der röthelschen Kirche hat früher eine Stadt (lin) gestanden, die in einem großen Kriege abgebrannt und zerstört ist. Noch jetzt pflügt man zuweilen behauene Steine, Kalkstücke, Holzkohlen und Nägel heraus, früher aber traf man an vielen Stellen auf große Steine und Stufen, die bei Gelegenheit des Baues eines Wohnhauses auf Pargel ausgebrochen und verwandt wurden. In der Mitte des Hügels, da wo jetzt die eine der beiden Windmühlen steht, war sonst ein sehr tiefer Brunnen, in welchem ein großer Schatz verborgen sein soll, den ein rother Hund bewacht. Doch hat man die Stelle noch nicht aufgefunden. Am Abhange des Hügels ist ein kleines Gebüsch, in welchem die Heiden sonst geopfert haben und aus welchem man kein Holz hauen durfte.

An den Hügel stößt eine große zum Theil morastige Fläche, die früher vom Meere überschwemmt gewesen sein soll. Damals kamen sogar Schiffe bis in die Nähe der Stadt und vor nicht langer Zeit hat man in einem Heuschlage bei Pargel Ueberreste eines Schiffes gefunden.

B.

Auf den Hofsfeldern des Gutes Pargel nicht weit von der Kirche zu Röthel finden ſich ſehr zerſtümmelte Überbleibſel einer Burg von der Bauart Warbola's. Wenn man die Lage der daſigen ganzen Gegend betrachtet, ſo ſieht man einen bis an die Oſtſee ſich erſtreckenden großen Moraſt, deſſen erhöhtes Ufer, worauf die genannte Kirche und einige Güter liegen, mit vielen großen und kleinen Steinen beſäet iſt, wie es an Seeſtränden zu ſein pflegt. Dies macht die Sage nicht unwahrſcheinlich, daß die röthelſche Kirche, welche ſehr alt zu ſein ſcheint, ehemals am Oſtſeeſtrande geſtanden habe. Nimmt man gedachte alte Überbleibſel und die Ähnlichkeit des Namens der Kirche dazu, ſo läßt ſich mit einiger Wahrſcheinlichkeit die Lage der Stadt oder des Schloſſes oder der Burg Rotula beſtimmen.

Nach einer vom Prediger zu Röthel, dem Probſte Schleppegrel, erhaltenen Nachricht beſtehen die Überreſte aus einem ovalen, von Feld- und Bruchſteinen zuſammengefügten Steinwall. In ſpäteren Zeiten ſind viele Steine zu anderem Behufe weggenommen worden. Auch findet man daſelbſt einige Spuren von Mauerwerk mit Kalk.

20.

Die Belagerung Hapſal's.

Vor vielen Jahren wurde das Schloß Hapſal von den Polen belagert, und die Beſatzung, obgleich ſie durch den unterirdiſchen Gang, der unter der See hindurch nach Neuenhoff führte, zuweilen Lebensmittel erhielt, gerieth in die furchtbarſte Hungersnoth, denn die Belagerung zog ſich ſchon in das ſiebente Jahr hinein. Die Feinde aber litten auch Mangel und ſchickten einen Spion ab, um zu erkunden, ob das Schloß ſich noch lange werde halten können. Die Belagerten, welche die Abſicht deſſelben merkten, brauten aus den letzten Reſten der vorhandenen Gerſte ſtarkes Bier, ließen den einzigen noch lebenden Ochſen davon ſaufen, ſo viel er wollte, führten ihn überall innerhalb der äußern Ringmauer umher und reiz-

ten ihn zum Brüllen, so daß der Kundschafter an den verschiedensten Stellen dies Lebenszeichen vernahm und die Bierkufen sah, die an der Mauer dem Feinde zur Schau ausgestellt waren. Als nun dem Heerführer berichtet wurde, daß noch hinreichender Vorrath da sein müsse, hob derselbe die Belagerung auf und zog von dannen.

21.

Der polnische General.

In dem Tannenwäldchen bei Hohenheim liegt ein großer Stein, in welchem ein Kreuz eingehauen ist. Als der polnische General, der Hapsal sieben Jahre lang belagert hatte, sich zurückzog, wurde er auf dem Wege nach Reval von zwei deutschen Hakenschützen, die sich der abziehenden Armee nachgeschlichen hatten, belauert und von einem derselben auf den Tod verwundet. Seine Leute trugen ihn an diesen Stein und versuchten, seine Wunden zu verbinden, doch vergebens; er starb nach wenig Stunden, von Blutverlust erschöpft, und wurde neben dem Steine beerdigt, in welchem man zum Andenken ein Kreuz einhieb, weshalb er noch jetzt der Stein des Polenkreuzes (Pola risti kiwwi) genannt wird.

Seitdem genießt der Stein einer ganz besonderen Verehrung und erweist sich in Nöthen auf wunderbare Weise hülfreich. Hat ein Unglücklicher Trost und Hülfe nöthig, so geht er Abends um Sonnenuntergang zu ihm heran, kniet nieder und spricht andächtig und gläubig ein Vaterunser; dann legt er ein Stückchen Brot, ein Bändchen oder auch nur eine Handvoll Gras oder Blätter auf den Stein. Sind diese Opfer am andern Morgen verschwunden, so ist es ein Zeichen, daß die Bitte Erhörung finden werde. — Leidet Jemand an einem äußerlichen Gebrechen, an Flechten, Wunden oder auch einer Lähmung oder Verstauchung, so drückt er das leidende Glied stillschweigend und einsam gegen den Stein und kann sicherer Hülfe gewärtig sein.

22.

Der Polenfürſt.

Zur Zeit, als ein König in unſerem Lande herrſchte, — ich glaube, es war der König von Schweden — zog ein polniſcher Fürſt mit ſeinen Soldaten durch's Land und plünderte überall in den Dörfern. Wenn die Bauern nicht geſtehen wollten, wohin ſie ihr Geld vergraben hatten, ließ er ſie binden und auf's Grauſamſte peinigen, um ſie zum Bekenntniß zu zwingen. Sie wurden mit Kohlen gebrannt, Andern ſchnitt man die Haut von den Fingern bis zur Schulter auf und zog ſie ihnen in einzelnen Riemen ab, wie man ſie braucht, um den Ochſen das Joch an die Hörner zu binden. Zwar flüchteten die Einwohner in die dichteſten Wälder und verbargen ſich in Löchern unter der Erde, doch ahmten die Polen die Stimme der Eingeborenen nach und riefen: „Kommt hervor, Gret, Hans, Anno! die Polen ſind fort!“ Wer dadurch ſich täuſchen ließ und zum Vorſchein kam, wurde ergriffen und gequält oder gefangen fortgeführt. Der Fürſt nun fuhr hin und her durch's Land in einem großen Wagen mit vier Pferden beſpannt, und daran hing eine Glocke, die einer Kirchenglocke glich, ſo daß man ſchon von weitem ihren dumpfen Ton: klong, klong! hören konnte und eiligſt davor floh. Gekleidet war er in einen großen Mantel, der ſo, wie man jetzt zuweilen Silberrubel um den Hals trägt, über und über mit großen Geldmünzen beſetzt war, die wie Fiſchſchuppen über einander lagen; auch ſeine Mütze war auf ähnliche Weiſe geſchmückt, ſo daß eine auf ihn abgeſchoſſene Flintenkugel ohne Erfolg zurückprallte. Daher waren vielfache Verſuche, ihn umzubringen, vergeblich, bis es zwei Schützen, die ihm lange aufgelauert hatten, gelang, ihn mit einer Büchſe, aus welcher die Kugel mit einem leiſen Pfiff hervorgeht, (Windbüchſe?) vorn an der Kehle zu treffen, wo der Mantel etwas offen ſtand. Der Fürſt ſank todt nieder, die Schützen bemächtigten ſich ſeines Mantels und ſeiner Schätze; dann ſchnitten ſie ihm den Kopf ab und einer brachte denſelben nebſt dem Mantel ihrem Könige, der letzteren noch aufbewahren läßt. — Die Polen begruben ihren Fürſten unter einem großen Steine auf einem Hügel zwiſchen

Hohenheim und Orrenhoff, und hieben ein Kreuz hinein. Noch jetzt wird dieser Stein benutzt, um sich von Flechten und anderen Krankheiten zu befreien, indem man ein Geldstück dreimal um den Kopf schwingt und es auf dem Steine liegen läßt oder mit einem Badequast erst das Kreuz und dann die kranke Stelle betupft.

23.

Das vermauerte Weib.

An der Wand der runden Kapelle, die an die hapsalsche Kirche angebaut ist, sieht man, wenn man beim Vollmondschein durch das obere Fenster hineinblickt, die Gestalt eines sich bückenden Weibes, während bei Tage nur undeutliche Linien sich zeigen. — Zur Zeit als das Schloß noch den Bischöfen von Ösel gehörte, hatte einer der Domherren, die nach strengen klösterlichen Regeln leben sollten, unter der Verkleidung eines Chorknaben ein Weib in sein Gefolge aufgenommen. Lange blieb ihr Geschlecht unentdeckt; als aber einmal der Bischof nach Hapsal kam, wurde bei ihm Verdacht erweckt, und er stellte eine Untersuchung an. Während die Domherren in der Kirche waren, durchsuchte man die Gemächer des Verdächtigen und fand in denselben den vermeintlichen Chorknaben in weiblicher Kleidung. Der Bischof berief sogleich das Domkapitel und fällte über sie das Urtheil, daß das Weib in eine Wand der halbvollendeten Kapelle eingemauert werden, der Domherr aber im Gefängnisse des Schlosses den Hungertod erleiden solle. Seinem Befehle gemäß wurde in der Wand eine Höhlung gelassen, die Unglückliche hineingeführt, mit einem Stückchen Brot und einem Kruge Wasser versehn und dann rasch die Mauer um sie her vollendet. Nur kurze Zeit hörte man ihr Klagegeschrei, aber lange Zeit noch zeigte sich in mondhellen Nächten eine weibliche Gestalt an dieser Stelle.

24.

Der Vatermörder.

Ein Ritter hatte zwei Söhne, die lange Zeit im Kriege geweſen waren. Der jüngere hatte ſo viel Freude am Kriegshandwerke gefunden, daß er zu Hauſe keine Ruhe hatte und vom Vater eine bedeutende Geldſumme verlangte, um wieder zurückzukehren. Da dieſer ihm ſeine Bitte abſchlug und ihm ſeiner verſchwenderiſchen Lebensweiſe wegen öftere Vorwürfe machte, ergrimmte der Sohn, verbarg aber ſeinen Zorn und blieb einige Zeit im väterlichen Hauſe. Als aber der Vater auf die Jagd ging, folgte er ihm, und nach kurzem Wortwechſel erſchlug er den ehrwürdigen Greis, deſſen Leichnam er im Walde verſcharrte. Nach vielem Suchen wurde der entſtellte Körper gefunden, und der Verdacht fiel auf die Söhne, die zum Schwur in die Kirche zu Hapſal gerufen wurden. Die Hand auf die Wunde des Erſchlagenen gelegt, leiſteten Beide den Reinigungseid, und der Jüngere fügte hinzu, daß er nicht dreißig Schritte vom Altar gehen wolle, wenn er nicht an dieſem Verbrechen unſchuldig ſei. Obgleich die Wunde bei ſeiner Berührung auf's Neue anfing zu bluten, blieb er doch bei ſeiner Ausſage und ging aus der Kirche. Kaum aber hatte er dreißig Schritte vom Altar gethan, als er plötzlich vom Schlage getroffen niederſank und nur noch Zeit hatte, vor dem herbeieilenden Biſchof das Bekenntniß ſeiner verruchten That abzulegen. Gleich darauf ſtarb er, wurde an derſelben Stelle begraben und ein Leichenſtein auf das Grab gelegt, der noch jetzt das Andenken an dieſe Begebenheit erhält.

Anm. Die hiſtoriſche Veranlaſſung zu dieſer Sage ſcheint folgende zu ſein: Der Kanzler des Biſchofs Hermann von Dorpat, Georg Holzſchuher, ein Ausländer, gab bei der drohenden Annäherung der Ruſſen den Rath, denſelben den geforderten Tribut zuzuſagen, ihn aber nicht zu leiſten unter dem Vorwande, daß ihnen ſolches ohne Zuſtimmung des deutſchen Kaiſers nicht zuſtehe. Die Befolgung dieſes Rathes war die Urſache, daß Dorpat von den Ruſſen eingenommen wurde, weshalb man ſpäter den Biſchof und ſeinen Kanzler des Einverſtändniſſes mit den Feinden beſchuldigte und letzteren in Hapſal gefangen ſetzte. Zwar entließ man ihn wieder, aber er zog ſich dieſe Kränkung ſo zu Gemüthe, daß er am 6. Sept. 1559 in ſeinem Hauſe zu Hapſal ſtarb und auf dem Domkirchhof

zu Hapfal vor der Kirchenthüre begraben wurde. Unter dem Leichensteine fand man einst eine Menge gestohlenen Kupfer- und Silbergeschirrs versteckt, was der Besitzerin durch ein Traumgesicht mitgetheilt worden sein soll.

25.

Der todte Hund.

In Hapfal lebten zwei Brüder, von denen der eine reich und angesehen, doch sehr geizig war, der andere aber sich mit Schuhflicken ein kümmerliches Brot erwarb, so daß er oft mit seiner Familie hungrig schlafen gehen mußte. Letzterem träumte in einer Nacht, es erscheine ihm ein graues Männlein, welches ihm eine Stelle in der Ruine zeige, an welcher er nachgraben solle, um einen Schatz zu finden. Am andern Morgen erinnerte er sich deutlich des Traumes und der Verheißung, hielt es aber nur für ein Blendwerk der Phantasie und beachtete es nicht weiter. In der folgenden Nacht erschien der graue Mann wieder, rüttelte ihn am Arme und forderte ihn auf, sogleich hinzugehn und den Schatz zu heben. Er erwachte, aber aus Gleichgültigkeit oder Furcht unterließ er den Gang. Am Morgen früh kam sein Bruder zu ihm und er erzählte, was ihm in der Nacht widerfahren sei. Der Bruder bestärkte ihn in seiner Meinung, daß ein solches Traumgesicht keine besondere Bedeutung habe, ging aber in der Nacht an den bezeichneten Platz und fand daselbst nach langem Graben nichts weiter als einen todten Hund. In der Meinung, sein Bruder habe ihn zum Besten gehalten, nahm er den Hund und warf ihn durch das Fenster in seines Bruders Zimmer, so daß die Scheiben klirrend zur Erde fielen. Erschreckt erwachte der Schuhflicker, fand aber auf der Diele einen großen ledernen Sack mit Dukaten gefüllt.

26.

Der Eichbaum.

Vorzeiten ſtand in der Ruine des Schloſſes zu Hapſal eine große alte Eiche, die durch die lange Reihe von Jahren, die ſie erlebt hatte, ganz hohl geworden war. Die Sage ſchrieb ihr nicht allein ein hohes Alter, ſondern auch wunderbare Kräfte zu; daher durfte man von ihren Zweigen nichts abbrechen, und der ganze Umkreis, den ihr Schatten berühren konnte, galt für heilig. Auch wagte man nicht, das Innere derſelben zu unterſuchen, obgleich man behauptete, es ſei in früheren Zeiten daſelbſt Geld geopfert, welches ſich noch darin finden müſſe. Als das Seeregiment in Hapſal ſtand, ging einſt ein Officier deſſelben innerhalb des Schloſſes ſpazieren. Er wurde von einem Gewitter überraſcht, und um ſich vor dem Regen zu ſchützen, ſtellte er ſich in den hohlen Stamm des Eichbaumes. Sobald der Regen nachließ, wollte er wieder heraustreten, richtete ſich auf und ſtieß an etwas Metallenes, welches nicht feſt zu ſitzen ſchien. Er wich aus und gleich darauf fiel eine blecherne Doſe mit Goldſtücken gefüllt herunter, welche er mitnahm und dem Regimentscommandeur, General Burmeiſter, überantwortete. Dieſer vertheilte das Geld unter die Soldaten.

27.

Amen.

Ein Prieſter nahm zwei arme Knaben zu ſich, um ſie für den Kirchendienſt zu erziehen. Beide lernten auch außerordentlich raſch ihre Pflichten und dienten bei der Meſſe und allen heiligen Handlungen als Chorgehülfen mit großem Eifer, doch waren ſie in ihrer Sinnesart ſehr verſchieden. Während der Eine demüthig nur Gottes Ehre bei ſeinen geiſtlichen Verrichtungen im Auge hatte, dachte der Andere nur an die durch ſein muſterhaftes Betragen erworbene Ehre und die Beförderung zu einträglichen Stellen. Er gelangte

auch zur Würde eines Prieſters und zuletzt eines Domherrn (in Hapſal?), ja er hatte ſogar Ausſicht, zum Biſchofe erwählt zu werden. Doch Gott gefiel nicht ſein hochmüthiger Sinn, der ſich unter Anderem darin zeigte, daß er bei ſeinen Gebeten ſtets das Amen wegließ.

Ehe noch die Wahl angeſtellt wurde, verfiel er in eine Krankheit und ſtarb. Zur Strafe wurde ihm auferlegt, daß er das ihm anſtößige Wort Amen gänzlich vergeſſen und ſo lange ruhelos auf Erden umherſchweifen ſolle, bis er es wieder finde. So mußte denn der Unglückliche Jahre lang aus ſeiner Ruheſtätte aufſtehen und zeigte ſich beſonders in mondhellen Nächten den Vorübergehenden, erſchien auch, nachdem ſchon die katholiſche Religion abgeſchafft war, in den Zimmern des Schloſſes, am Häufigſten in dem Studirzimmer des Schloßpredigers, der ſich ſo an ſeinen Anblick gewöhnt hatte, daß er ruhig fortſtudirte, wenn das Geſpenſt in einer Ecke ſaß und murmelte. Eines Abends hörte er deutlicher als bisher den Wiedergänger ein Gebet herſagen und erkannte bald, daß er das Vaterunſer in lateiniſcher Sprache bete, aber jedesmal das Amen weglaſſe. Als das Geſpenſt wieder an's Ende des Gebetes kam, rief er mit ſtarker Stimme: „Amen!“ dazu. Fröhlich wiederholte der Geiſt das Amen, dankte dem Prediger, verſchwand und hat ſeitdem Ruhe im Grabe gefunden.

28.

Arensburg.

Die Inſel Öſel war früher viel kleiner, und es lebten nur zwei Bauern darauf, die aber beide ſtarke und mächtige Männer waren. Der eine von ihnen, Arnz, griff ſeinen Nachbar Mohn, mit dem er ſchon öfter in Streitigkeiten verwickelt geweſen war, an und zwang ihn endlich, aus Öſel zu weichen und ſich auf eine benachbarte kleinere Inſel zurückzuziehen, die nach ſeinem Namen Mohn genannt wurde und auf welcher er eine große feſte Burg errichtete. Arnz

aber erbaute eine Festung, ein Schloß mit einer Stadt, die nach ihm den Namen Arensburg erhielt.

Im Schlosse zu Arensburg ist eine tiefe Kellergrube, in welcher sonst die Gefangenen verwahrt wurden und welche man die Löwengrube nennt. Aus dem Innern des Schlosses führte sonst ein unterirdischer Gang bis nach Karmel, wo er in einem Gebüsche endete. Oft hat man versucht, hineinzudringen, aber immer sah man sich durch die darin herrschende schlechte Luft gehindert.

Zwischen der Wand des alten Schlosses zu Arensburg und dem Walle ist ein kleiner Teich, der jetzt gewöhnlich ausgetrocknet liegt. An der Wand sieht man die Ueberreste eines Vorsprungs, der sonst eine Kanzel gewesen sein soll und den man deshalb die Bischofskanzel nennt. Als nämlich die Feinde im Begriff waren, in das Schloß einzudringen, bestieg der Bischof die Kanzel und ermahnte die Vertheidiger zu tapferer Gegenwehr. Da er aber bemerkte, daß doch die Festung in die Hände der Feinde gerathen würde, stürzte er sich in den Teich und ertrank.

29.

Der vermauerte Ritter.

Im Schlosse Arensburg lebte ein Ritter im Gefolge des Bischofs, der auf seinen Reisen mit der Lehre des Reformators Luther bekannt geworden war. Durch eifriges Lesen in der Bibel, die er sich zu verschaffen gewußt hatte, wurde er von der Wahrheit der Worte des kühnen Augustinermönchs immer fester überzeugt und konnte nicht unterlassen, seine neue Ueberzeugung vor seinen Kameraden auszusprechen, um derselben vielleicht auch noch Anhänger zu gewinnen. Darob ergrimmten einige Domherren, berichteten die Sache dem Bischofe, der ein erbitterter Feind der neuen ketzerischen Lehre war (vielleicht Reinhold von Burhöwden), und dieser verurtheilte den Abtrünnigen zum Hungertode. Er wurde in seiner ritterlichen Tracht in ein Gewölbe geführt; hier gab man ihm einen

irdenen Krug mit Waſſer nebſt einem Stückchen Brot und verließ ihn. In Eile wurde dann das Gewölbe zugemauert und der Unglückliche mußte darin verſchmachten.

Anm. Im Jahre 1785 fand man in einem Gewölbe das Gerippe eines Ritters in dunkelvioletter, ſchon faſt zerfallener Kleidung, mit großen Stiefeln, eiſernen Sporen und einem langen Schwerte. Er ſaß auf einem mit Leder überzogenen, mit goldenen Franzen beſchlagenen Lehnſtuhle an einem roth angeſtrichenen Tiſche, auf dem ein Krug, ein Körper, den man für Brot hielt und etwas vermodertes, vielleicht beſchriebenes Papier ſich befanden. Neben ihm hing ſein Roſenkranz, an der Wand ein ſammtner Hut mit einer rothen und einer weißen Straußfeder und an einem eiſernen Arme eine Lampe. Uebrigens kam der Ritter wohl ohne Zweifel todt in das Gewölbe und die obige Sage hat ſich erſt aus dem Funde gebildet.

30.

Pank.

An der nordweſtlichen Küſte von Öſel beim Dorfe Wehma findet ſich ein über hundert Fuß hohes Seeufer, Pank genannt. Es iſt ſehr ſchroff und beſteht unten aus einer feſten Thonlage und einem bröcklichen Kalkflötz darauf. Nicht weit davon ſoll eine Art von Scylla ſein, eine Stelle, die zuweilen unruhig wühlt und gleichſam zu kochen ſcheint. Bei den Einwohnern des Dorfes Pank geht die Sage, daß ehemals alljährlich ein lebendes Weſen, Menſch oder Vieh, von dem ſteilen Abhang herabgeſtürzt und in den Abgrund des Meeres geriſſen ſei, um vom Meeresgotte verſchlungen zu werden. Dieſen Unglücksfällen vorzubeugen, entſchloſſen ſich die Leute, den Meeresgott zu beſänftigen, indem ſie ihm alljährlich ein freiwilliges Opfer brachten, welches wahrſcheinlich aus Bier und Branntwein beſtand. Es fährt nämlich noch jetzt an einem gewiſſen Tage ein bemanntes Boot zu einer beſtimmten Stelle der See, wo das Waſſer in einer brauſenden Bewegung iſt. Daſelbſt gießt die Mannſchaft Bier und Branntwein ins Meer, und der Meeresgott iſt verſöhnt.

31.

Die öſelſchen Thurmzieher und die Sühneburg.

A.

Auf dem Eiland Öſel liegen zwei Schlöſſer, Arensborch und Sovnenborch, da der hohe Thurm ſteht, da die Schiffer ihren Curs nach richten. Welchen Thurm vormals die öſelſchen Bauern mit ihren Ochſen haben an einem ſtarken Ankertaue umreißen wollen. Sie haben das Tau oben feſtgemacht am Thurme und viel Ochſen vorgeſpannt. Wie aber die vorderſten angezogen, ſind die hinterſten, weil ſie bei den Hörnern angeſpannt geweſen, in die Höhe geführt und gezogen. Da haben die Bauern gerufen in ihrer Sprache: „Ole ole Fadder herge lop Himelreich (hor Fadder die orſen faren zu Himel)!“ Dies haben ſie darum gethan, daß ſie nach dem Alten möchten die Beute vom geſtrandeten Gut erhalten. Aber ſie haben zur Strafe das Schloß Sovnenburgk bauen müſſen.

B.

Herr Bürgermeiſter Neuſtädt erzählt uns von der Urſache des Baues der Sühneburg folgendes Hiſtörchen:

Die öſelſchen Bauern wollten ihren Strand bereichern und einen von den Dänen geſetzten hölzernen Feuerthurm in die See ziehen. Der Anſpann war wunderlich. Sie hatten ein großes Tau um die Spitze des Thurms herumgeſchlungen, unten aber einen Haufen Ochſen mit den Hörnern darangeſchnürt. Da die vorderſten Ochſen anziehen, werden die hinterſten emporgehoben, bis endlich die Bauern riefen: „Oteh, Oteh, Issa, härged lähhewad taewasse,“ das iſt: „Halt, Halt! Vater, die Ochſen gehen gen Himmel!“ Und zur Strafe bauten ſie Sühneburg.

C.

Ryenſtädt giebt folgende Veranlaſſung zur Entſtehung der Sühneburg an:

Die Öſelaner gewannen nichts mehr durch Schiffsſtrandungen, ſeitdem die vorſichtigen Dänen an der weſtlichen Küſte der Inſel eine Feuerbake errichtet hatten. Der Eigennutz und die Habſucht rieth ihnen demnach, auf die Zerſtörung des Leuchtthurmes zu ſinnen. Solches glaubten ſie dadurch zu bewerkſtelligen, daß ſie an der Spitze deſſelben ein langes Schiffstau befeſtigten und an das untere Ende des Taues einige Züge Ochſen anſpannten. Da nun die vorderſten das Seil anzogen, ſo wurden die hinteren natürlich etwas in die Höhe gezogen, wobei die Antreiber der Thiere gerufen: „Halt, Brüder! Das geht nicht ſo. Seht ihr nicht, daß die Ochſen gen Himmel fahren?“ Zur Strafe dieſes ihres Vorwitzes hätten ſie das Schloß Sühneburg erbauen und, wie die Sage geht, den Kalk ſtatt mit Waſſer mit ſüßer Milch einrühren müſſen.

Dieſe Begebenheit ſcheint begründet zu werden durch ein noch übliches Schimpfwort, womit das Volk in der Strandwiek die Inſulaner im Wortwechſel noch jetzt zu belegen pflegt, wenn es zu ihnen ſagt: „Sinna tormi kiskuja!“ d. h. „Du Thurmzieher!“

32.

Kirchen auf Öſel.

Eine alte Volksſage, die noch jetzt unter den öſelſchen Ehſten circulirt, erzählt die Erbauung der erſten Kirchen auf Öſel folgender Geſtalt. Als Gott beſchloſſen hatte, die chriſtliche Religion auf Öſel einzuführen, ſtieg er ſelbſt vom Himmel herab und legte auf der Stelle, wo ſein Fuß die Erde berührte, den Grundſtein zu einem Tempel zu ſeiner Ehre, Macht und Herrlichkeit. Dies geſchah zu Karris, und der Tempel war die karriſche Kirche. Der Herr baute fleißig fort und ſtand bald auf dem Gewölbe des ihm geweihten Hauſes. Der Sohn Gottes, dem Vater nachahmend, begann ebenfalls den Bau einer Kirche, und zwar der karmelſchen. Da er ſich aber zu dieſem Baue des Vaters Einwilligung nicht eingeholt hatte, ſo zürnte dieſer darob und beſchloß, den unerlaubten Bau des

Sohnes zu zerstören. In dieser Absicht hob er, stehend auf dem Gewölbe seiner Kirche zu Karris, einen mächtigen göttlichen Hammer, um mit einem Schlage die Kirche des Sohnes zu Karmel, deren Mauern sich bereits erhoben, niederzuschmettern. Der Sohn, die Absicht des Vaters errathend, stellte geschwind, seine Kirchenmauern zu schützen und zu stützen, die äußeren Gewölbträger an die Mauern.

Der heilige Geist war auch nicht unthätig, denn der baute die Kirche zu Pyha, weil sie pühha-kirrik heißt.

33.

Die Glocken zu Zerell.

In der zerellschen Gemeinde lebt noch folgende Sage: Als die Nachricht von dem Einbruch des Feindes, von der Plünderung der Kirchen und Wegführung der Glocken u. s. w. im Märzmonat des Jahres 1710 auch bis nach Zerell gelangte, so war die Gemeinde bemüht, die Glocken der Kirche zu retten. Man versenkte sie deshalb unweit der Küste unter das Eis des Meeres, und als der Feind nun wirklich anlangte, das Gut mit allen Gebäuden, sowie das Dorf Lebbaro niederbrannte, so konnte er doch die so gut bewahrten Glocken nicht finden und mußte ohne dieselben abziehen. Wie das Eis geschmolzen war, eilten die Ältesten und Vormünder auf's Meer an die von ihnen wohlbemerkte Stelle, um den vermeintlich so glücklich geretteten Schatz ihrer Kirche wieder an den heiligen Ort zu bringen; aber leider war derselbe ohnerachtet des sorgfältigsten Nachsuchens nicht mehr aufzufinden und blieb auf immer verloren. Doch nicht ganz werden den Bewohnern der zerellschen Küste ihre Glocken entzogen. Denn in den stillen Mondnächten zwischen Mariä Verkündigung und dem Osterfeste ertönt der Glockenklang dem gläubigen Lauscher noch oft aus der Tiefe des Meeres und verhallet mit dem Rauschen der nie ruhenden Brandung.

34.

Philippus von Raceburg.

Es klingt bei Öſels Strande
Aus tiefem Meeresgrund
Ein Glockenton ſo wunderſam
Herauf in heiliger Stund'.

Die Glocken Memorie läuten
Einem ſeligen Gottesmann,
Der einſt mit Gottes Hülfe hier
Der Feinde Spott entrann.

Von ſeinem Biſchofsſtuhle
Im deutſchen Vaterland
Hat ſich Philippus frommen Sinns
Gen Livland hingewandt.

Um Chriſti Reich zu mehren,
Bot er ſich willig dar,
Ob ſeiner Arbeit früh und ſpät
Pries ihn der Chriſten Schaar.

Und als er heimwärts ſegelt
Nach mancher Jahre Friſt,
Hat ihn in Öſels Port ereilt
Der Heiden Hinterliſt.

Sein Schifflein liegt vor Anker,
Da rotten ſich rings umher
Viel tauſend Feinde vom Ehſtenvolk
Zu Lande und über Meer.

Sie ſchicken ihre Brander
Mit drohender Feuersgluth,
Sie ſchießen her ſo manchen Pfeil,
Sie ſtürmen heran mit Wuth.

Und Biſchof Philipp betet:
„Herr, wir verzagen nicht!
Du biſt und bleibſt zu aller Zeit
Doch unſre Zuverſicht!“

Da hat ihn Gott errettet
Aus Feuers- und Waſſersnoth,
Hat aller Heiden Grimm gewehrt,
Dem Hunger wie dem Tod.

D'rauf wallt zum heil'gen Vater
Philippus am Pilgerſtab,
Da ruft ihn mitten auf der Fahrt
Der wahre Vater ab.

Das ewige Rom zu ſchauen
Gedacht' er in ſeinem Sinn:
Zur ew'gen Stadt der Seligen,
Gen Himmel fuhr er hin.

Die Stadt auf feſtem Felſen
Gebaut von Gottes Hand,
Sie öffnet ihm den ſichren Port,
Wo er den Frieden fand.

Es flog wie Blitzesleuchten
Eine Taube in hoher Luft
Gen Welſchland über die Alpen her
Zu Biſchof Philipps Gruft.

Noch tönt bei Zerel's Strande
Empor vom Meeresgrund
Ein Glockenklang einmal im Jahr
In Philipps Sterbeſtund'.

Hier iſt dieſelbe Stelle,
Wo Gott mit ſtarkem Arm

Ihn wunderbar gerettet hat
Aus aller Feinde Schwarm.

Es iſt, als ſprächen die Glocken
Mit wohlvernehmlichem Schlag:
„Philippus, ſei uns ſchön gegrüßt
An deinem Ehrentag!

Memorie wollen wir läuten
Dir ſeligem Gottesmann,
Der längſt, von ſeinem Gott beſchirmt,
Dem argen Port entrann.“

Dann bettet die blaue Woge
Sich nieder zu ſtiller Ruh'
Und horcht dem Glockenklang entzückt
Wie voller Andacht zu.

Wie iſt die Nacht ſo milde,
Wie leiſe weht der Wind!
Der Himmel wacht mit hellſtem Blick,
Die Erde ſchlummert lind.

Wie träumend regt ſich die Welle,
Auf der des Mondes Schein
In goldnem Schimmer tanzt und blinkt,
Gleich tauſend Sternelein.

35.

Mohn.

Auf Mohn wohnen in einem Dorfe drei Bauern, die nur die Poſt über den kleinen Sund bringen müſſen, dafür aber von aller Hofsarbeit frei ſind. Der Urahn dieſer Bauern war der Begleiter eines Königs und folgte ihm auch einſt in eine heftige Schlacht, in

welcher das Pferd des Königs fiel und er ſelbſt in die augenſcheinlichſte Gefahr gerieth, gefangen zu werden. Schnell drängte ſich ſein treuer Diener durch die Feinde, half dem Könige auf ſein eigenes Pferd und machte ihm eine Bahn, damit er wieder zu den Seinigen gelangen könne. Er ſelbſt aber ſank, von Wunden überdeckt, für ſeinen Herrn den Heldentod erduldend, nach langem tapferem Widerſtande entſeelt zu Boden. Zum Dank befreite der König ſeine Nachkommen auf ewige Zeiten von der Hofsarbeit. — Nach Anderen war es der urſprüngliche Herr des Landes, Arnz, der ihnen dieſe Freiheit gegeben.

36.

Runö.

Die Inſel Runö, die einſam in der Mitte des rigaſchen Meerbuſens liegt, wird von einer kleinen Gemeinde Schweden bewohnt, die in ihrer Abgeſchiedenheit ihre Eigenthümlichkeit in Sprache und Sitte treu bewahrt haben. Vor vielen Jahren kamen Seehundsjäger von den Ålandsinſeln in einem Boote hier an und nahmen die damals unbewohnte Inſel in Beſitz. Als ſie bei ihrer Rückkehr ihren Landsleuten die Trefflichkeit des neuentdeckten Ländchens prieſen, folgten Mehrere ihrem Beiſpiele, beſetzten ein großes Schiff und fuhren mit demſelben nach Runö, um ſich daſelbſt niederzulaſſen. Es gelang ihnen, bei hohem Waſſerſtande das Schiff in eine flache Bucht hineinzutreiben, wo es ſicher vor der Gewalt der Stürme liegen konnte. Sie ſelbſt aber fuhren fort, den Seehundsfang zu betreiben, und begannen bald, den Acker fleißig zu bebauen, der ſich durch ergiebige Ernten dankbar erwies. Von ihnen ſtammen die jetzigen Bewohner der Inſel, kühne Schiffer und Seehundsjäger und fleißige Ackerbauer. — Das Schiff aber, mit dem ſie gekommen, blieb in der Bucht liegen, da es bei niedrigem Waſſerſtande nicht wieder herauskommen konnte. Allmählich trocknete das Waſſer aus, aber es bildete ſich ein tiefer Moraſt rings umher. Noch vor wenig Jahren

unterſchied man die Überreſte eines großen Schiffes, deſſen Rippen über einen Fuß dick waren, in dem am Fuße des Haubiärgs liegenden Sumpfe.

Nach einer Sage der Rogöer waren die Runöer früher in Rogö angeſiedelt, wurden aber wegen ihrer beſtändigen Räubereien nach Runö verbannt und ihnen auferlegt, eine ganz beſondere weißgraue Kleidung zu tragen, wodurch ſie ſich gleich als Verbrecher kenntlich machten.

37.

Herzog Wilhelm.

In der Kirche zu Runö, welche von dem zuerſt darin getauften Kinde den Namen der Magdalenenkirche erhalten haben ſoll, befindet ſich ein lebensgroßes Bild des Herzogs Wilhelm von Kurland nebſt ſeinem und ſeiner Gemahlin Wappen. Der Herzog iſt dargeſtellt in ſeiner fürſtlichen Tracht, den Purpurmantel mit von Gold ſtrotzenden Quaſten um die Schultern, mit geſticktem einfachem Ringkragen und der Kette des Seraphinenordens um den Hals, in grauſeidener, enganſchließender Jacke und ſehr weiten, unten, wie es ſcheint, offenen, feingeſäumten kurzen Hoſen von derſelben Farbe, mit weißen Strümpfen und Schuhen mit Demantſchnallen. Dieſer Herzog war einſt Beſitzer der Inſel und da ſeine widerſpänſtigen Unterthanen gegen ihn einen Aufſtand machten, mußte er aus Kurland flüchten, fand aber unter den biederen Runöern freudige Aufnahme und Verborgenheit, bis die Zeit herankam, in welcher er wieder hervortreten und ſein Reich einnehmen konnte. Während ſeines Aufenthaltes in Runö gewann er ſich durch ſeine Leutſeligkeit und Freundlichkeit gegen Alt und Jung allgemeine Liebe und Vertrauen, und auch er fühlte ſich hier ſo wohl und ſicher, daß er zum Zeichen ſeiner Dankbarkeit und ſeines Wohlwollens der Kirche ſpäterhin ſein Bildniß zum Geſchenk machte.

Anm. Herzog Wilhelm von Kurland und ſein älterer Bruder Friedrich folgten dem erſten Herzoge, Gotthard Kettler, ihrem Vater im Jahre 1587

und regierten gemeinſchaftlich unter polniſcher Oberhoheit. Wilhelm hatte die Univerſität Roſtock beſucht und war ſogar 1590 Rector derſelben geweſen. Später wurde er wegen des von ſeinen Dienern zu Mietau an M. und G. von Rolde begangenen Mordes von dem Könige Sigismund III. 1616 ſeines Standes und Landes entſetzt und irrte lange heimathlos umher. Er ſtarb als Probſt zu Camin in Pommern 1640.

38.

Elderbuſk.

In alten Zeiten ſtand Runö unter einem Herrn von Stackelbergh, der ſehr tyranniſch mit ſeinen Bauern verfuhr. Er zwang ſie zu ſchweren Frohndienſten und ſtrafte unnachſichtlich die Läſſigen oder Unvermögenden. Aus einem Geſinde Runös hatte er einen Knaben, Elderbuſk, zu ſich genommen, den er die Dienſte eines Kammerdieners verrichten ließ. Beim Eſſen mußte derſelbe unter dem Tiſche liegen und auf Befehl laut bellen, erhielt auch ſeine Speiſe unter dem Tiſche. Später ließ Stackelbergh dieſen Knaben in die Schule gehen, in welcher er leſen und ſchreiben lernte. Da Stackelbergh in ſeiner Tyrannei immer fortfuhr, ſchrieb Elderbuſk eine Bittſchrift gegen ihn an den König von Schweden in Stockholm, und da kam vom Könige der Befehl, daß er fortgehen und die Bauern frei ſein ſollten. Elderbuſk bekam das Gut, welches nach ſeinem Tode unter ſeine drei Söhne vertheilt wurde. Noch jetzt heißt eine dieſer Familien Elderbuſk. Die übrigen Gutsfelder bekamen die Bauern, die ſonſt nur kleine Äckerchen im Walde gehabt hatten, wo jetzt ihre Kartoffelgärten ſind, die noch immer den Namen der Altfelder führen.

39.

Dag der Weiſe.

Dag, Dyggwe's Sohn, König von Schweden, war ein ſo weiſer Mann, daß er den Geſang der Vögel verſtand. Er hatte

einen Sperling (spörr), der ihm manche Nachricht brachte, indem er in verſchiedene Länder flog. Einmal war er auch ausgeflogen nach Beidgotaland und kam an einen Bauerhof Namens Wörwa, wo er auf dem Felde des Bauern ſich ſeine Nahrung ſuchte. Der Bauer aber kam darüber zu, ergriff einen Stein und warf den Sperling zu Tode. Dem Könige Dag that es ſehr leid, daß ſein Sperling nicht wieder zurückkam und um ſein Schickſal zu erforſchen, ging er ſo weit, ſeinen eignen Sohn zu opfern. Die Götter gaben ihm die Antwort, daß der Sperling in Wörwa erſchlagen ſei. Alsbald rüſtete er ein großes Heer und zog um Rache zu nehmen nach Gotland. Als er nach Wörwa kam, ging er mit ſeiner Schaar an's Land und heerte; alles Volk des Landes aber weit umher floh vor ihm. Abends kehrte er mit ſeinen Leuten auf die Schiffe zurück, nachdem er eine Menge Volks getödtet und gefangen hatte. Da ſie aber über einen Bach ritten an einer Stelle, die Waffenfurt (skiôtans-vad) heißt, kam aus dem Walde an das Ufer des Baches ein Arbeitsknecht (verk-thräll) gelaufen, der ſchleuderte eine Heugabel in das ſchwediſche Heer und traf damit des Königs Haupt, ſo daß er ſogleich vom Pferde fiel und ſtarb. Seine Leute aber kehrten nach dieſem unglücklichen Zufalle nach Hauſe zurück.

40.

Dagö.

Die Inſel Gutland war früher ſo unſcheinbar, daß ſie immer am Tage unterſank und nur bei Nacht ſichtbar wurde. Als aber Thielvar zuerſt Feuer dahin brachte, ſank ſie nicht mehr. Thielvar's Sohn Hafthi hatte mit ſeinem Weibe Huitaſtierna drei Söhne, Graip, Guti und Gunfiaun, unter welche ſie das Land vertheilten. Da aber die Zahl des Volks ſich mehrte, konnte das Land ſie nicht mehr ernähren, und durch's Loos wurde der dritte Theil des Volks ausgeſondert, der mit ſeiner beweglichen Habe davon ziehen ſollte. Die Auswanderer begaben ſich zuerſt nach Thors-

borgh, dann auf die Far-Inſeln; da ſie ſich aber hier nicht erhalten konnten, fuhren ſie auf eine Inſel bei Ehſtland (Aistland), genannt Dagaithi, bauten ſich da an und errichteten eine Burg, die noch zu ſehen iſt. Doch auch hier vermochten ſie ſich nicht zu erhalten, daher fuhren ſie hinauf zu dem Waſſer Dyna und von da durch Ryzaland, bis ſie nach Grikland kamen.

41.

Hioma.

In alten Zeiten war das ehſtniſche Volk ein großes und mächtiges, angeſehen und gefürchtet von ſeinen Nachbarn. Damals waren die Leute nicht ſo klein, wie jetzt ſo viele von uns, ſondern bei weitem größer und ſtärker, manche ſogar rechte Rieſen, wie ſie nun nimmer zu finden ſind. Die Inſel Dagden oder Dagö heißt nicht umſonſt Hioma oder Rieſenland; denn dort haben mit die größten gewohnt. Sie trugen gleich den Übrigen ſchöne Kleider, ganz andere, als man jetzt trägt; überhaupt waren ſie von ſchönem Anſehen und führten gleich ihren Brüdern auf dem Feſtlande viele und große Kriege zu Land und zur See.

42.

Die drei Brüder.

Vor uralter Zeit kamen drei Brüder, welche Ritter waren, aus Schweden oder Finnland an die Nordküſte von Dagö und ließen ſich an den Stätten nieder, die ſpäter Röiks, Siggala und Tackana genannt wurden. Da das Land noch heidniſch war, beſchloſſen ſie, das Evangelium verkündigen und Jeder eine Kirche erbauen zu laſſen. Um den rechten Platz dazu aufzufinden, ließen ſie die drei mitgebrachten Ochſen frei laufen und beſtimmten, daß an den Stellen, wo ſie ſich ermattet niederlaſſen würden, Kirchen gebaut

werden ſollten, und ſo errichteten ſie die Kirchen zu Röiks, Keinis und Pühhalep. Letztere bekam von einem der Brüder, Laurentius, den Namen der St. Lorenz-Kirche.

43.

Die Seeräuber.

In der Zeit, da der lutheriſche (d. i. chriſtliche) Glaube aufkam, waren die Dagioten noch Heiden. Der König von Schweden ſetzte daher ſeine Unterthanen hierher, um die Schifffahrt vor den ſeeräuberiſchen Ehſten zu ſchützen, welche unter anderm in Spitham eine Niederlage hatten und in großen Kellern die geraubten Güter verwahrten. Da die Heiden alle Gefangenen als Knechte behielten oder zu Sklaven verkauften, ſollten die Anſiedler zugleich den ſchiffbrüchigen ſchwediſchen Seeleuten zu Hülfe kommen. Deshalb wohnten ſonſt an der ganzen Küſte von Hohenholm auf Dagö bis Reval Schweden.

44.

Die Schweden auf Dagö.

Die Schweden zu Kertell hatten ein altes Pergament, in welchem ihre Rechte verſchrieben waren und welches ihnen ein König von Schweden zu der Zeit, da ſie nach Dagö verſetzt wurden und als es noch kein Papier gab, ausgeſtellt hatte. Es war viereckig und hatte an den vier Ecken Zipfel, mit denen es zuſammen gebunden werden konnte. In demſelben war geſagt, wenn Jemand der Edelleute den Schweden irgend Unrecht oder Nachtheil zufügen werde, ſo ſolle er ſein wie die Spreu vor dem Winde. Da ein Gutsherr ihnen zu viel Arbeitstage auferlegte, verklagten ſie ihn und wieſen ihr Privilegium vor. Ihr Bevollmächtigter erhielt vom Raumgericht den Beſcheid, er ſolle das Dokument, über welches ihm ein Revers

gegeben wurde, dalaſſen, und nach vier Wochen ſechs Ochſen als Gerichtsgebühr bringen. Die andern Bauern aber wollten nicht zahlen, und ſo kam er erſt nach einem halben Jahre wieder vor das Gericht, ohne Ochſen mitzubringen, daher das Privilegium im Manngericht blieb.

Die Bauern in den kleineren Dörfern bei Röiks hatten früher dieſelben Privilegien, wie Kertell und Röiks. Ihr Deputirter aber, der ſie bei ſich trug, wurde von einem hiezu abgerichteten Bedienten traktirt, und durch das ſtarke Getränk aus aller Faſſung gebracht, ließ er ſie ſich entwenden.

Anm. Die Schweden zu Röiks wie die zu Kertell hatten von 1470 an nur 20 alte rig. Mark an den Vogt des Ordens zu Soneborg, ſpäter nach Pohlen zu bezahlen, und waren dafür von allen Leiſtungen frei; nur hatten ſie ſich freiwillig erboten, in der Erntezeit beim Einbringen des Korns behülflich zu ſein. Nach und nach aber wurden ihnen doch Arbeiten auferlegt, und da ſie ſich darüber beſchwerten, kündigte ihnen der Gutsherr 1780 ſämmtliche Stellen auf. Deshalb mußte im Auguſt 1781 die ganze Gemeinde aufbrechen, ſelbſt Säuglinge und Greiſe zogen unter lautem Wehklagen davon. Der Gutsherr aber, der ſchon früher einzelne dieſer freien Schweden verkauft hatte und jetzt dem Fürſten Potemkin dieſelben zur Anſiedelung in Rußland überließ, wurde von heftigen Gewiſſensbiſſen gequält und hörte ſelbſt in ſeiner Todesſtunde unaufhörlich das Geſchrei der Verjagten, deren viele auf dem weiten Wege umkamen. Von den 1000 Auswanderern kamen kaum 300 an den Ort ihrer Beſtimmung, Altſchwedendorf bei Berislaw am Dniepr, wo ihre Nachkommen noch jetzt leben. Nur die Bewohner des Paſtoratsdorfes waren zurückgeblieben und ſprechen noch jetzt ſchwediſch. Die Schweden aus Kertell wanderten größtentheils um 1810 nach Worms, Ruckö und Hapſal aus.

45.

Neckmannsgrund.

Auf dem nördlich von der dagöſchen Halbinſel Köppo gelegenen Riffe Neckmannsgrund ſtranden alljährlich Schiffe, welche durch den Bergeantheil dem Beſitzer von Hohenholm bedeutenden Gewinn bringen. Auf der Untiefe liegt beſonders in ſtürmiſchen, dunkeln Nächten ein großer Hund, der durch ſein Bellen die Schiffer anlockt und, wenn ſie ſcheitern, die Mannſchaft unter's Waſſer taucht.

Die Überreste der Schiffe werden dann ans Ufer getrieben und fallen zum Theil dem Gutsherrn zu, während seine Bauern sich durch die, wenn auch gefährliche, doch gut bezahlte Arbeit, oft auch auf unrechtmäßige Weise bereichern. Einer der früheren Besitzer erwarb sich auf diese Weise ein unermeßliches Vermögen, da ein Schiff nach dem andern, meistens mit sehr reicher Ladung, auf seinen Strand gerieth. Er stand nämlich mit dem Bösen im Bunde, wußte durch magische Künste Sturm, Regen und Schneegestöber hervorzurufen und verschiedene Geister gehorchten seinen Befehlen. Auch durch falsche Feuer suchte er die Seeleute zu täuschen, indem er in ziemlicher Entfernung von der alten Bake ein Lusthaus mit großen Glasfenstern erbaute und dieses in den dunkeln Herbstnächten hell erleuchten oder auch den am Strande weidenden Ochsen Reisigbündel an die Hörner binden und diese anzünden ließ. Einen Schiffer, der sich gerettet hatte und ihm seine Gottlosigkeit vorhielt, ließ er umbringen und den Leichnam in den Rauch hängen. Als er später gefangen wurde und nach Sibirien gebracht werden sollte, befreiten ihn seine Geister aus den Händen der Wachen, rissen ihm seine Ketten ab und brachten ihn weit über's Meer in ein fernes Land, wo er noch lange lebte, endlich aber, um seine Sünden zu versöhnen, eine Kirche baute und dadurch seine Seele rettete.

46.

Der Kreuzberg.

In den Tagen der Vorzeit ereignete es sich, daß zwei Hochzeitszüge dagdenscher Bauern, der eine ein ehstnischer, nach der Trauung aus der Kirche zu Pühhalep, der andre ein schwedischer, aus der zu Röiks heimkehrend, sich auf dem nicht weiten Waldwege, der beide Kirchen mit einander verbindet, begegneten. Keiner der Züge will dem andern die Ehre des Vortritts gönnen und ausweichen. Die Bräutigamsdiener (Marschälle, peio-poisid), die, wie es noch jetzt geschieht, beide Züge mit entblößten Schwertern anführ-

ten, ſchreiten, ſchon aufgeregt durch die Freude und Stimmung des feſtlichen Tages, nach kurzen Worten zur blutigen That. Aber der Ausgang iſt für beide Theile traurig und unſelig: der eine ſieht die Braut, der andre den Bräutigam todt in ihrem Blute hinſinken. Das Entſetzliche bringt Beſonnenheit und Frieden unter die Streitenden. An dem Ort des Kampfes ſelbſt werden die Erſchlagenen in ein Grab gebettet und Jeder der Anweſenden pflanzt das Zeichen des heiligen Kreuzes auf die Stätte des Jammers. Und allgemein ward es Sitte, daß, wen immer von Frauen oder Männern ſein Weg hier vorüberführte, er aus Stäben oder Reiſern ein leichtes Kreuz zuſammenfügte und aufſtellte und ein kleines Opfer hinzuthat, was ihm in häuslichen Geſchäften Glück bringen ſoll. Dieſes gab dem Orte den Namen Riſtimäggi oder Korsberg, und noch jetzt erkennt man in dem Tannenwäldchen die Stätte an der kleinen Erhöhung voller Kreuze, deren manche mit Kunſt hübſch verziert ſind. Früher ſollen hieſelbſt auch alte Münzen gefunden worden ſein.

47.

Pühhalep.

Der Name der Kirche zu Pühhalep auf Dagö hat ſeinen guten Grund. Es ſtand ſonſt zu heidniſchen Zeiten ein großer heiliger Hain auf der Inſel, in welchem Opfer gebracht und heilige Feſte gefeiert wurden, weshalb auch Einige wiſſen wollen, die Inſel müſſe eigentlich Hain-Inſel (ie-ma) genannt werden. Von dieſem Hain nun ſoll, als das Chriſtenthum zu uns kam, nur eine einzige uralte ſehr ſchöne Erle übrig gelaſſen ſein, die in der Nähe des Platzes ſtand, auf dem nachher die Kirche erbaut wurde. Später hat man ſie entweder umgehauen, weil ſie an die Heidenzeit erinnerte, oder iſt ſie wegen ihres hohen Alters von ſelbſt zu Grunde gegangen. Von der Gründung der Kirche ſelbſt erzählen dort die alten Leute Folgendes. Man konnte lange Zeit über den Bauplatz nicht einig werden, und es entſtand dadurch zuletzt ein ſehr ſchlimmer

Streit. Endlich gab einer den Rath: man möge zwei Ochsen mit Baumaterial beladen und sie dann ihres Weges gehen lassen. Wo sie zuerst anhaltend stehen blieben, da sollte auch die Kirche hingebaut werden. So sollte der Verstand der Ochsen aushelfen, wo der Verstand des Menschen nicht das Rechte zu finden wußte; und es kommt freilich auch jetzt manchmal vor, daß der Ochse klüger ist als der, der ihn treibt. Genug, die Ochsen blieben endlich da stehn, wo man jetzt die Kirche erblickt, und wo sonst auch die heilige Erle stand, von der sie ihren Namen erhalten hat.

48.

Köppo.

Die westliche Spitze Dagö's, auf welcher auch der Leuchtthurm gebaut ist, heißt Köppo und gehört zum Gute Hohenholm. Vor Zeiten stand auf derselben eine hölzerne Kapelle, in welcher in jedem Monate einmal ehstnisch gepredigt wurde. Der Diakonus des altersschwachen Predigers Paul Lempelius, Namens Jonas Kempe, hatte nicht Lust, so oft die beschwerliche Reise zu machen und den hohen Berg des heiligen Andreas (Santalus-mäggi) zu ersteigen. Daher blieb er einst nach dem Gottesdienste allein in der Kirche zurück, und bald nachher sah man das leichte hölzerne Gebäude in Flammen aufgehen. Die Bauern waren schon zu weit entfernt, um löschen zu können, und die Kapelle brannte bis auf den Grund ab. Zwar wurde der Verdacht gegen den Diakonus rege und laut ausgesprochen, indessen kam es zu keiner Klage; nur wurde er gezwungen, die Predigten zur festgesetzten Zeit auf dem Santalusberge, und zwar unter einer großen Eller zu halten. Als er später mit der Frau Pastorin nach Schweden entfloh, wurde er zurückgeführt und 1649 in Reval enthauptet.

49.

Zere.

Auf der Landſpitze Zere oder Sere, nicht weit von Tiefenhafen auf Dagö, ſtand ſonſt eine Kapelle, die aber ſchon vor langer Zeit in's Meer verſunken ſein ſoll. Einige Grabſteine deuten noch die Stelle des Kirchhofs an, und in einer Ecke deſſelben ſteht ein hohler Baum, auf den ſich die Verehrung, welche man früher dem Gotteshauſe erwies, übertragen zu haben ſcheint. In die Höhlung des Baumes nämlich legten ſonſt die Matroſen, wenn ſie zur See gingen oder wieder kamen, auch die Fiſcher, ehe ſie auf den Fang ausfuhren, Geld, welches Niemand herauszunehmen wagte, weil ein ſolcher Diebſtahl durch mannichfaches Unglück geſtraft worden wäre. Ein in der Nähe wohnender Bauer, aufgeklärter oder habgieriger als ſeine Nachbarn, wagte es, den ziemlich bedeutenden Schatz ſich zuzueignen. Der Teufel wollte ihm gleich den Hals umdrehen, aber er fing an zu capituliren, und der Böſe ließ mit ſich handeln. Da er die Seele des Bauern und ſeiner Angehörigen nicht erlangen konnte, war er zufrieden mit dem Hauſe. — Bald nachher ſtarb der Bauer und hinterließ ſeinem Sohne das Haus. Dieſer ging zur See, aber plötzlich brach Feuer im Hauſe aus, welches gänzlich in Flammen aufging, und auf der Brandſtätte, in der Rie und Kleete ſpukte der Teufel, warf mit Steinen, Beilen, Holzſtücken u. dgl. Der Paſtor fuhr hin, das Unweſen mit anzuſehen, doch in ſeiner Gegenwart blieb Alles ruhig. Als aber in einer der folgenden Nächte ein von dem Paſtor hingeſchickter Kirchenvormünder (ehſtniſcher Kirchenvorſteher) in der Rie wachte, worin die Familie für's Erſte wohnte, ertappte er ein Kind, als es eben einen Beilſtiel durchs Zimmer warf, wodurch die ganze Betrügerei an den Tag kam.

50.

Die Tataren auf Worms.

Worms wurde von den Tataren verwüſtet, und nur Wenige retteten ſich auf den großen Stein Smäen, d. i. Schmiede, bei Borby, wo ſie die Feinde, welche ſie mit Haken und Bolzen aus Armbrüſten zu erreichen ſuchten, durch ſiedendes Waſſer abwehrten. Bei Kerſlätt gruben die Bauern im Walde tiefe Löcher, in welchen ſie ſich verbargen, obgleich die Feinde, die Stimme von Schweden nachahmend, ihnen zuriefen: „Chriſtina! Guſtav! kommt hervor! der Feind iſt fort! zum Teufel!“ Den Paſtor überfielen ſie im Paſtorat, und da er in die Badſtube flüchtete, zündeten ſie dieſe an, ſchmäuchten ihn zu Tode, zerſtörten die Kirchenpapiere und führten Dokumente und Kirchengeräthe nach Öſel. Auch in den Dörfern trieben ſie die Menſchen in die Häuſer und zündeten dieſe an. Den Männern zogen ſie das Fell vom Rücken, den Weibern ſchnitten ſie die Brüſte ab und brachten Alles um; denn ihr Hauptmann hatte befohlen, Keinen zu verſchonen. Ein Soldat kam in ein leeres Haus; nur ein Kind lag lächelnd in der Wiege, ſtreckte die Arme gegen ihn aus und ſah ihn freundlich bittend an, ſo daß er gerührt ſchon umkehren wollte. Da fiel ihm der ſtrenge Befehl des Hauptmanns ein; er warf die Wiege um und durchbohrte das Kind von hinten.

51.

Der ſchlafende König.

Vor vielen Jahren hielt ein däniſcher König, der die Inſel Worms mit Gewalt der Waffen erobert hatte, ſein Nachtlager in dem Dorfe Norby, und zwar in dem Geſinde Hetmann. Ehe er ſich ſchlafen legte, ſagte er: „Wenn ich dieſe Nacht ruhig ſchlafen kann, will ich das Dorf verſchonen; ſonſt wird es morgen abgebrannt.“ Alles war ſogleich ſtill, das Vieh wurde

entfernt, die Hähne in den Wald gebracht, und bald lag ſtiller Friede über der ganzen Gegend, ſo daß der König feſt einſchlief. Doch ſaßen die Wirthsleute ängſtlich horchend im Vorhauſe, um jede etwa entſtehende Störung ſogleich entfernen zu können. Um Mitternacht glaubte die Wirthin im Zimmer des Königs Etwas ſich bewegen zu hören, ſchlich leiſe hinein und entdeckte im falben Mondſcheine auf dem Tiſche Etwas, von dem ein regelmäßiges Nagen oder Picken ausging. In der Meinung, es ſei eine Maus, die des Königs Kleider zernagen oder ihn gar aus dem Schlafe wecken könne, ſchlug ſie darauf und zertrümmerte — des Königs Uhr. Als am andern Morgen die Sonne aufging, lag der König noch im feſten Schlafe, und als er erwachte, fühlte er ſich ſo geſtärkt und zufrieden, daß er Befehl gab, gegen die Bewohner des Dorfes keine Feindſeligkeiten vorzunehmen. Beim Ankleiden bemerkte er, daß ſeine Uhr zerſtört ſei, ließ unwillig ſogleich die Wirthsleute holen und bedrohete ſie mit ſtrenger Strafe. Zitternd fiel die Wirthin vor ihm auf die Knie, erzählte von ihrem Irrthum und von ihrer Sorge für des Königs Kleider und Ruhe und bat um Gnade und Verſchonung. Gerührt und lachend über ihre Unwiſſenheit verzieh ihr der König und verließ das Dorf voller Huld, begleitet von den dankbaren Segenswünſchen der Bauern.

52.

Das Kreuz bei Hullo.

Vor langer Zeit lebte ein junger Bauer in Hullo, der mit einem Mädchen aus Suiby verlobt war. Schon war ein Jahr ſeit ihrer Verlobung verſtrichen und der Tag der Hochzeit näherte ſich; da merkte der Bräutigam eine große Veränderung ſeiner Braut, die ſonſt ſtets liebreich und freundlich gegen ihn geweſen war, jetzt aber ihn mit Gleichgültigkeit und Verachtung von ſich ferne hielt. Bald wurde es ihm klar, daß einer ſeiner Nachbarn, ein hübſcher und lebensluſtiger Mann, auf ſie unwillkürlich einen tiefen Eindruck

gemacht haben müſſe, da ſie ihn mit ihren Liebesäußerungen verfolgte. Wuth und Eiferſucht erfüllten ſeine Seele, und mit einem langen Meſſer bewaffnet, rannte er an einem Sonntag-Nachmittag den Weg nach Suiby hinunter, wo er ſie mit ſeinem Nebenbuhler freundlich ſich unterhalten geſehen hatte. Die Braut wollte unbefangen an ihm vorübergehen, er aber hielt ſie an, warf ihr mit harten Worten ihre Treuloſigkeit vor, und da ſie ſich zu rechtfertigen und den Umgang mit Jenem gänzlich zu läugnen ſuchte, ſtieß er ihr in der Aufwallung des Zornes das Meſſer ins Herz. Kaum war die That vollbracht, kaum ſah er die ſonſt ſo ſehr Geliebte bleich werden, Blutſtröme vergießen und niederſinken, als heftige Reue ſein Herz ergriff; ſein Verbrechen ſtand in blutigen Flammenzügen vor ihm, in halbem Wahnſinn zückte er das Meſſer gegen ſeine Bruſt und ſank entſeelt zu ihren Füßen nieder.

Man fand das unglückliche Paar, begrub es neben dem Wege von Hullo nach Suiby in Brôengsgård, und ſetzte zum Andenken an dieſe Begebenheit ein hölzernes Kreuz dahin, welches nie verfault und beim Erneuern des Zaunes ſtets geſchont wird; ja man fürchtet ſich, daſſelbe zu berühren. Nicht ſelten ſieht man an dieſer Stelle, wenn man Sonntagabends im Dunkeln vorbeigeht, unheimliche Geſtalten und hört klagende Töne, doch geſchieht keinem Menſchen ein Leid.

53.

Der Selbſtmörder in Söderby.

In dem Walde von Söderby auf Worms lebte ein Buſchwächter, den man nach der Stelle, auf welcher er wohnte, Labb-Irja nannte. Statt aber dem Gutsherrn das Heu und Holz treu und redlich zu behüten, verkaufte er es für Geld oder Branntwein und führte ein gottloſes Leben mit Flüchen und Zank. Der Gutsherr aber, dem er lange verdächtig geweſen, ließ ihn beobachten, und bald war ſeine Unredlichkeit an den Tag gebracht. Irja erfuhr,

daß ihm eine ſchwere Strafe bevorſtehe, und an ſeiner Rechtfertigung verzweifelnd, erhenkte er ſich an einem Baume in Labbin. Ein großer Stein erhält das Andenken an dieſes Verbrechen; denn nicht ſelten ſieht man in dunkeln Nächten eine ſchwarze Geſtalt mit ſchwarzem Hute, mit einem Stricke um den Hals und auf einem ſchwarzen Pferde um den Stein herumreiten und dann plötzlich wieder verſchwinden.

54.

Die Brautſteine.

Vor vielen Jahren holte ein Bräutigam aus Paſchlep auf Rucko ſeine aus Worms gebürtige Braut heim und war ſchon faſt den Sund glücklich paſſirt, als das Eis brach und er mit der ganzen Geſellſchaft in den Fluthen ertrank. Braut und Bräutigam, nach Anderen auch ſämmtliche Gäſte, wurden in Steine verwandelt, die man noch jetzt ſieht und Hochzeitsſteine oder Brautſteine nennt. Früher lagen ſie tiefer in der See, jetzt, da das Waſſer niedriger ſteht, ſind ſie in der Nähe des Ufers. — Seit dieſem unglücklichen Falle heirathet niemals ein Mädchen oder ein Jüngling aus einer fremden Gemeinde; denn es iſt von Gott ſo beſtimmt, daß jedes Kirchſpiel für ſich bleiben ſoll.

55.

Die Nonne.

Das Wohnhaus des Gutes Dirſlett (?) ſoll früher ein Nonnenkloſter geweſen ſein, und man unterſcheidet noch jetzt einzelne Zellen und Gewölbe, in welchen die Nonnen gelebt haben. Auch ging die Sage, daß öfter weiße Geſtalten in den Zimmern umhergingen und die Bewohner des Hauſes erſchreckten. Das Gut wurde verkauft, und der Käufer, ein Graf Rehbinder,

zog ein, ohne auf die Gerüchte von umgehenden Geſpenſtern zu achten. Eines Abends aber ſah er ganz deutlich eine größere und eine kleinere weißgraue Geſtalt durch das Zimmer ſchweben, mehrere Gemächer und Gänge durchwandeln und endlich in einer Kammer verſchwinden. Er erzählte die Sache dem Prediger, der an der Stelle, wo die Geſtalten in die Erde geſunken waren, nachgraben ließ und menſchliche Gebeine, größere und kleinere, daſelbſt fand. Dieſe wurden auf dem Kirchhofe beerdigt, und ſeitdem hat ſich nie etwas Geſpenſtiſches wieder ſehen laſſen.

56.

Der Raſeneid.

In Nyby war vor etwa funfzig Jahren ein Streit entſtanden über die Grenzen gegen die anliegenden Güter. Da die Grenzſteine zum Theil fehlten und die Reihe derſelben durch die häufig unzugänglichen Moräſte ſchwer wieder aufzufinden war, mußte man ſich auf die Ausſagen alter erfahrener Männer verlaſſen, aber dieſe wichen ſehr von einander ab. Nur ein ſehr alter und erfahrener Bauer gab genau an, wie in ſeiner Jugend die Grenze gezogen worden ſei. Da man noch Zweifel in ſeine Ausſage zu ſetzen ſchien, ſo löſte er ein Stück Raſen von der Erde, legte es auf den Kopf und rief kühn vortretend: „Ich ſchwöre, daß die Grenze ſo geht, wie ich ſie gezeigt habe; wer wagt es dagegen zu ſprechen?“ Alle traten zurück und ſchwiegen.

57.

Odinsholm.

Etwa in der Mitte der felſigen Inſel Odinsholm erhebt ſich ein niedriger Hügel, auf welchem man in einer geringen Vertiefung der Oberfläche die rieſige Geſtalt eines Menſchen (Haupt, Bruſt

und Beine) erkennt. Dieſer Hügel, ſagen die Schweden auf der Inſel, iſt das Grabmal eines gewaltigen Zauberers Odin, deſſen rieſige Geſtalt noch jetzt zu erſehen iſt an dem eingeſunkenen Erdreiche. Er wurde, da er ſich einſt bis zu frecher Gotteslästerung vergangen, vom Blitze erſchlagen und über ihm dieſer Hügel zuſammengethürmt. — Etwa funfzig Schritte von dem Grabmal zeigt man einen Stein, den man den Grabſtein Odin's nennt, und auf dem die Inſchrift des Zauberers Gedächtniß zu erhalten beſtimmt ſein ſoll. Die Buchſtaben beſtehen aus röthlichen Steinadern.

58.

Kirche zu Goldenbeck.

An einem ſchönen Sommertage gingen zwei Bauern in den Wald, um Holz zu fällen. Unterwegs ſahen ſie eine Menge Schlangen und beſchloſſen, ſie zu vernichten. Je mehr ſie aber erſchlugen, deſto mehr kamen aus der Erde wieder hervor. Zuletzt erſchien eine ungeheure Schlange mit einer Krone auf dem Kopfe, vor welcher ſie eiligſt die Flucht ergriffen. Die Schlange verfolgte ſie, und die Bauern, die keine Ausſicht auf Rettung hatten, ſetzten ſich zur Wehr, um ihr Leben ſo theuer als möglich zu verkaufen. Nach ſchwerem Kampfe gelang es einem von ihnen, der Schlange den Kopf zu zerſchmettern; doch lebte ſie noch und ſchlug mit dem Schwanze wüthend um ſich, weshalb ſie einen ſchweren Baumſtamm auf ſie wälzten. Dann kehrten ſie zu der Stelle zurück, wo die Schlangen aus der Erde gekommen waren, um die übrigen noch zu tödten; doch ſahen ſie keine mehr. Schnell holten ſie Schaufeln und gruben nach, aber auch unter der Erde fanden ſie zu ihrem größten Erſtaunen nicht eine Schlange, aber bei weiterem Nachgraben ſtießen ſie auf einen eiſernen viereckigen Kaſten, der ganz mit Dukaten gefüllt war. Sie zeigten ihren Fund dem Paſtor an und übergaben ihm den größten Theil des Geldes, wovon er die Kirche zu Goldenbeck bauen ließ, die von dem Golde ihren Namen

Kullamäe erhielt. Zum Andenken wurde noch bis auf die neuste Zeit an jedem Sonntage in dieser Kirche ein Gebet gehalten, in welchem für das Wohl der Familien der Gründer gebetet wurde.

59.

Der Mönch in Lode.

Vor vielen Jahren kehrte ein Officier in dem Schlosse Lode ein und wurde vom Gutsherrn, dem Grafen Burhöwden, freundlich aufgenommen und eingeladen, die Nacht da zuzubringen. Zwar könne er ihm kein anderes Zimmer anweisen, als eins am äußersten Ende des Schlosses, in welchem es bisweilen spuke. Der Officier äußerte sich sehr zufrieden damit, da er dann doch vielleicht Gesellschaft haben werde, und legte sich getrost schlafen. Um Mitternacht hörte er ein Geräusch, blickte auf und sah einen Mönch vor sich stehen, der ihm winkte, ihm zu folgen. Dies geschah, und der Mönch führte ihn durch lange Gänge bis in eine Ecke, wo er den Kalk von der Wand abschlug und einen Wandschrank öffnete. Aus demselben nahm er einen großen Schlüssel, reichte ihn dem Officier und führte diesen dann zum Hause hinaus vor das Thor auf einen kleinen Hügel. „Hier," sprach er, „grabt nach, und wenn Ihr auf eine große eiserne Thür stoßt, so schließt sie mit dem Schlüssel auf." Darauf verschwand er. Der Officier aber sank ermattet von der großen Aufregung hin und verlor das Bewußtsein. Als er am andern Morgen erwachte, hatte er den Schlüssel, der noch jetzt in Lode aufbewahrt wird, in der Hand und erzählte von der Erscheinung; doch fand man es nicht rathsam, eine Nachgrabung anzustellen.

60.

Kirche zu Röthel.

Die Kirche zu Röthel, welche die älteste christliche, von den Dänen erbaute Kirche in Ehstland sein und mit der hapsalschen

Schloßkirche ganz gleiche Dimenſionen haben ſoll, iſt von einer ſtarken Rieſenjungfrau erbaut worden, deren Bild man noch in einem ſehr kleinen Abbilde über der Kirchenthür ausgehauen ſieht. Sie hatte das Gebäude zu einer Wohnung für ſich beſtimmt und deshalb die Thüre ſo hoch gemacht, daß ſie, wenn auch nur mit Mühe, hindurch zu gehen im Stande war. „Wenn ein Größerer, als ich, einſt in dieſes Haus eintreten will," ſprach ſie, „ſo mag er ſich bücken!" Später wurde eine chriſtliche Kirche daraus gemacht.

Vom Boden der Kirche führt innerhalb der Kirchenmauer ein Gang abwärts, der nach unten zu vermauert iſt. Vor vielen Jahren wagten es mehrere Leute, mit Laternen und Stricken verſehn, in denſelben einzudringen; plötzlich aber wurden die Lichter ausgelöſcht, und kaum halfen ſich die kühnen Männer mit Hülfe der Stricke wieder heraus. Um ähnliche unbeſonnene Wagſtücke zu verhindern, wurde die untere Seite des Ganges vermauert. — Man behauptet, daß der Gang ſonſt unter der Erde durch bis nach Hapſal geführt habe; als aber einmal eine Räuberbande oder eine Anzahl von Überläufern ſich in demſelben verborgen, habe man beide Seiten mit großen Steinen vermauert und die Verbrecher ſeien darin elendiglich umgekommen.

In katholiſcher Zeit ſtanden auf dem Altare der Kirche zwölf Apoſtel von gediegenem Silber, welche zur Kriegszeit in eine Kiſte gepackt und unter dem Altare in einem Gewölbe verborgen wurden.

61.

Die Teufelsſteine.

A.

In der Strandwiek waren die Bauern mit der Ernte beſchäftigt. Die Mittagshitze war drückend, und Alle arbeiteten ſchweigend, erfreut, wenn ein friſcher Seewind ihnen etwas Kühlung zuwehte. Da kam ein rieſiger Mann aus einem Gehölze hervorgeſchritten, blieb an einem der Felder ſtehen, betrachtete mit funkelnden Augen die

Arbeitenden und rief ihnen zu: „Ihr ſeid müde?“ — „„Ja, Herr,““ war die Antwort. — „Wenn es euch recht iſt, will ich euch helfen, — noch mehr, ich will alle Arbeit allein thun, und ihr mögt in die Schenke gehen und trinken.“ Die Leute ſehen ſich erſchreckt an; ein alter Bauer aber maß den Fremden prüfend mit den Augen und erwiderte: „Ihr ſeid wohl groß und ſtark, Herr, aber nicht groß und ſtark genug, um für funfzig zu arbeiten.“ — „„Hoho!““ lachte Jener, „„nicht bloß für funfzig, — für tauſend, wenn es nöthig iſt! Seht her, und ich werde euch zeigen, wie ich, ich ganz allein eine ſteinerne Brücke nach der Inſel Öſel hinüberſchlagen werde!““

Die Bauern entſetzten ſich; der unheimliche Gaſt ergriff aber große umherliegende Steinblöcke, ſchwang ſie mit größter Leichtigkeit und warf ſie hinüber, daß ſie dem Auge entſchwanden. In Kurzem aber fügte ſich Stück an Stück, und eine Rieſenbrücke begann ſich aufzuthürmen, die ſich bei jedem Wurf des Geſellen vergrößerte.

Da merkten die Arbeiter, daß es der Teufel war, und zitterten ſehr; nur der alte Bauer faßte Muth und rief: „Wir wollen keine Teufelsarbeit und keine Teufelshülfe! Laß uns im Schweiß unſres Angeſichts unſer Brot eſſen, lieber als daß wir in den Schenken liegen und des Satans Korn auf unſern Feldern wächſt! Fort mit dir und deinem Werke, im Namen Gottes!“ Der Teufel lachte, aber da brachen die Steinmaſſen donnernd zuſammen und ſtürzten brauſend und ſprudelnd in's Meer. Der Böſe ergrimmte und ſtemmte ſeine Füße auf zwei Felſen, während er zu rieſenhafter Höhe emporſchoß. Und in den Händen ſchwang er ein gewaltiges Felsſtück, mit einem Wurf den Schaden wiederherzuſtellen; er warf, aber es ſtürzte in's Meer, daß das Waſſer weit über den Strand fluthete und ihm bis in's Angeſicht ſpritzte. Er brüllte auf und verſchwand. Bis auf den heutigen Tag ſieht man aber den Abdruck ſeiner Füße auf den beiden entfernten Steinblöcken, den einen bei der Kirche von Rötel, den andern beim Gute Berghof, und das Volk nannte viele Jahre dieſe Stellen den Divelsberg.

B.

Bei Kiwidepäa, das an der Einwiek im Angeſicht des öſelſchen Sundes liegt, iſt eine Landſpitze, — wie mir ſcheint, der Ausläufer eines mit großen Granitblöcken überſäeten Landrückens, der ſich hinter der röthelſchen Kirche und bei dem Dorfe Sanik, wo die alte Ehſtenburg Rotala geſtanden haben ſoll, in's Land verflacht. An dieſen Steinen klebt eine Zauberſage. Es liegt nämlich unweit der röthelſchen Kirche hart an der hapſal-ſundiſchen Straße, ein paar hundert Schritte vom achten Werſtpfahl von Hapſal aus, ein großer Stein, auf deſſen oberer Fläche ſich das Bild einer Pferdeſpur von 3 bis 4 Fuß Durchmeſſer findet, und bei dem Gute Berghof, ſonſt Düwelsberg genannt, in gerader Linie 5¼ Werſt von dort, ſoll ſich ein ähnlicher Stein befinden. Auf dieſen beiden Steinen, ſo wird erzählt, ſtand einſt der Teufel, mit einem Fuß auf dem einen, mit dem andern Fuß auf dem andern Steine, die umherliegenden Steine in der Taſche oder in der Schürze habend, um von Kiwidepäa nach Saſtama einen Damm über die Einwiek zu bauen. Da aber krähete der Hahn, den Morgen verkündend; der lichtſcheue Teufel ließ die Steine fallen und entfloh, drückte aber dieſen beiden Steinen ſeine Fußſpuren ein für ewige Zeiten, wo ſie noch zu ſehen ſind bis auf den heutigen Tag.

62.

Die Teufelsſtadt.

Nicht weit von St. Martens auf dem Hofsfelde von Maals wollte der Teufel eine Stadt erbauen und hatte ſchon eine Menge Steine dahin zuſammengeſchleppt, die noch jetzt da liegen, in deren Nähe es aber nicht ſelten ſpukt und unter denen große Schätze verborgen liegen ſollen. Auch einen großen Stein, der auf der Viehweide am Wege zur Kirche liegt, wollte er dazu verwenden; da er aber tief in die Erde hinuntergeht, gelang es ihm nicht ſogleich, ihn

herauszuheben, und ehe er ihn an den Ort seiner Bestimmung getragen, krähte der Hahn, weshalb er ihn fallen lassen mußte.

63.

Glocken von Rude.

Auf der Viehweide von Sternberg bei St. Martens ist eine sumpfige Vertiefung, in welcher man auch mit den längsten Stangen keinen Grund finden kann. Als die Tataren diese Gegend verwüsteten, beschloß man, aus der Kirche zu Klein-Rude, die jetzt schon lange zerstört ist, die Kirchengeräthe und die Glocken zu retten und um recht sicher zu sein, versenkte man sie in dieses Sumpfloch. Oft hat man später versucht, sie wieder an's Tageslicht zu fördern, aber vergebens, doch hört man in stillen Sommernächten aus der Tiefe ein dumpfes Geläute heraufschallen und glaubt, daß die Unterirdischen an die Glocken schlagen in der Hoffnung, dadurch aus ihrem Zustande befreit zu werden.

64.

Kirrefer.

Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts war in Kirrefer ein Pastor, der, der Heiligkeit seines Amtes wenig eingedenk, öfter mit seinen Bauern im Kruge zusammenkam, trank, spielte und lärmte. Bei einem Zanke gab er im betrunkenen Muthe einem Bauern von einem benachbarten Gute einen Schlag mit der Bierkanne auf den Kopf, so daß er todt niedersank. Der Gutsherr des erschlagenen Bauern drohte mit einer Klage, die dem Pastor jedenfalls verderblich gewesen wäre. Um derselben zuvorzukommen, bot dieser ihm daher die sämmtlichen Pastoratsländereien an, die mit den Hofsfeldern vereinigt wurden. So wurde die Sache unterdrückt, was bei den damaligen unruhigen Zeiten nicht unmöglich war. Seit der Zeit konnte kein Pastor mehr angestellt werden, sondern das Consistorium

vereinigte Kirrefer mit Leal, wie es noch heutzutage der Fall ist. Der Pastor aber zog sich seine Sünde und die Beeinträchtigung seiner Kirche so zu Gemüthe, daß er bald nachher blind wurde und endlich, wahrscheinlich freiwillig, in dem Bache bei Kassarien seinen Tod fand. Dem Gutsherrn gereichte sein ungerechter Raub auch nicht zum Segen; er machte bankerott und starb im Elend, und auf den geraubten Feldern ruhte beständig ein Fluch.

65.

Die Steine bei Kirrefer.

In der Nähe der Kirche zu Kirrefer bei Leal stehen fünf große Steine, neben welchen man Abends in der Dämmerung Feuerfünkchen umherhüpfen und flimmern sieht. Vor langen Jahren, erzählt man, zog des Weges ein Brautpaar von drei Marschällen begleitet und traf an dieser Stelle einen Zwerg, der sie flehentlich bat, ihm bis zum nächsten Dorfe fortzuhelfen, da er bei einem Fall das Bein gebrochen habe. Nach verschiedenen spöttischen Reden der Schaffner ergriff der Bräutigam die Peitsche und mißhandelte den Zwerg, indem er ihn zum Tanze zwingen wollte. Plötzlich erhob sich ein furchtbares Unwetter, der Sturm sauste, der Wirbelwind pfiff und als der alte Zwerg seinen Stab schwang, wurde das Brautpaar nebst den drei Marschällen in Stein verwandelt.

66.

Die Falschmünzer in Leal.

In dem alten Schlosse zu Leal, von dem jetzt nur noch wenige Überreste zu sehen sind, waren sonst ausgedehnte Keller und weite Gewölbe. Zu einer Zeit war es in der Nähe des Schlosses unheimlich zu gehen, schwarze und weiße Gestalten zeigten sich, verfolgten die kühner sich Heranwagenden mit Steinwürfen und setzten die Einwohner in Schrecken, so daß nach neun Uhr kein Mensch mehr

wagte, ſich der Ruine zu nähern. Ein junger Officier ſpottete über die Furcht ſeiner Wirthsleute und ging eines Abends grade an den gefährlichen Ort. Bald zeigte ſich ihm eine rieſige Geſtalt in einen ſchwarzen Mantel gehüllt, die ihm winkte, ſich zu entfernen. Er aber ſchritt muthig vorwärts, während das Geſpenſt ſtets zurückwich. Bald verſchwand es, und nach wenigen Schritten ſank auch er in einen tiefen Keller hinein. Voll Schrecken wagte er kaum ſich umzuſehen; als er aber aufblickte, gewahrte er ganz nahe vor ſich eine Spalte, aus welcher ein heller Feuerglanz ihm entgegenleuchtete. Aus dem Nebenzimmer ertönte ein gleichmäßiges Klopfen von Hammerſchlägen. Er ſprang auf, öffnete eine Thür und ſah um ein helles Feuer mehrere Geſtalten, die ſich mit dem Prägen falſcher Geldmünzen beſchäftigten. Einer von ihnen rief beim Eintritt des Fremden: „Laßt uns ihn eines Kopfes kürzer machen!“ Ein Anderer beſänftigte ihn und rieth, einen Eid der Verſchwiegenheit von ihm zu nehmen und ihn zu entlaſſen. Dies geſchah, er hielt ſein Verſprechen und vergaß bald die ganze Sache. Nach etwa zehn Jahren war er als Stabsofficier auf dem Gute eines befreundeten Herrn, wurde aber von zwei unbekannten Herrn auf einen Augenblick hinausgerufen. Sie waren zu Pferde, brachten aber ein herrlich geſchmücktes Roß mit, welches ſie ihm nebſt einem Käſtchen voller Dukaten und einem Briefe überreichten, worin ihm der Dank für ſein Stillſchweigen geſagt und erlaubt wurde, von jetzt an zu erzählen, was er erlebt habe; Pferd und Gold möge er zum Lohn und Andenken behalten.

67.

Das Salzſchiff.

Man findet an mehreren Orten Spuren, daß die See ehemals tiefer ins Land ging, als jetzt, und daß bisweilen da Schiffe in tiefem Waſſer fuhren, wo jetzt Schafe weiden. Bei den Gütern Wannamois und Seier bei Kirrefer liegt ein großer Moraſt. Dort lief eine Zeit lang das in der Nähe weidende Vieh immer mit

großer Haſt einer Stelle im Moraſte zu. Als die Hüter, dadurch aufmerkſam geworden, dort genauere Unterſuchungen anſtellten, ergab es ſich, daß ein mit Salz beladenes Seefahrzeug einſt dort untergegangen war. — Anker und Stücke von Schiffen hat man an anderen Orten im Lande aufgefunden, die gegenwärtig weit ab vom Meere liegen, wie bei der alten Burg Soontaggana, die in alter Zeit ſehr ſchön und feſt war, bei Kirrinöm im Kirchſpiel St. Michaelis, eben ſo bei dem Gute Pargel im Kirchſpiel Röthel, und das ſogar noch in unſeren Zeiten. Wo kommen dieſe her, wenn nicht dort einſt die See war? Auf dem Gute Fickel in derſelben Gegend war einmal ein neues ſteinernes Haus erbaut worden, welches plötzlich in einer Nacht bis an die Fenſter in die Tiefe verſank, ſo daß man es nur mit Mühe abtragen konnte. Auch dies ſcheint für ehemaligen Meeresgrund zu ſprechen. So ſind auch auf der Inſel Öſel an den Ruinen des alten Schloſſes Sühneburg im Kirchſpiele Peude nach der Seeſeite zu noch mehrere Ringe zum Befeſtigen der Seefahrzeuge vorhanden geweſen, und jetzt liegt zwiſchen dem Schloſſe und der See ein großer zum Gute Maſik gehöriger Acker. Gott aber allein iſt es bekannt, warum er dieſe Veränderungen des Landes und Waſſers hat geſchehen laſſen!

68.

Claus Homburg zu Ullaſt.

Unter Saſtama liegt jetzt das Dorf Ullaſt, welches von einigen Bauerfamilien bewohnt wird, die von einem ſchwediſchen oder deutſchen Adeligen Claus Homburg abzuſtammen behaupten, ſich auch noch jetzt durch ihre körperliche Bildung auszeichnen und ſich die Familiennamen Kla-us und Homburg beigelegt haben. Nach der Sage waren in der Peſtzeit alle Glieder dieſer Familie, welcher damals Saſtama gehörte, geſtorben, nur ein kleiner Knabe blieb am Leben, den ſeine Amme mit ins Dorf Ullaſt nahm und dort erzog. Da hier auch faſt alle Menſchen hinweggerafft waren,

ſo nahm er nachher ein leerſtehendes Geſinde in Beſitz, verheirathete ſich, und ſeine Kinder beſetzten ſpäter das ganze Dorf. Sie behaupten, die Stelle ihres ſeitdem abgebrannten Wohnhauſes nahe bei dem jetzigen Gutsgebäude an den ſtehengebliebenen Schornſteinmauern nachweiſen zu können, haben auch im Anfange dieſes Jahrhunderts ihren Adel wieder geltend zu machen verſucht, doch ohne Erfolg.

69.

Die Tataren bei Saulep.

In einem Kriege zogen die Tataren durchs Land, plünderten und mordeten und begingen unzählige Gräuel. Eine Abtheilung von ihnen kam auch nach Saulep, wo ſie viele Menſchen in ein Haus zuſammentrieben und dieſes nachher anzündeten. An dem Mühlbache ſaßen mehrere ehſtniſche Weiber, die ſich gebadet hatten und auf einem Balken ſitzend ſich wieder ankleideten. Die Tataren ſchlichen ſich näher heran und ſchoſſen ſie von hinten todt.

Ein ſolcher tatariſcher Räuber kam auch in ein Bauerhaus, in welchem nur ein Weib mit ihrem Kinde zurückgeblieben war, da die übrigen Bewohner ſich ſämmtlich in den Wald geflüchtet hatten. Die Mutter kletterte in ihrer Todesangſt auf den Ofen, das Kind, welches eben etwas ſprechen konnte, blieb in der Wiege liegen und fing an zu ſchreien. Der Räuber ergriff es und wollte es eben in den brennenden Ofen werfen, als die verzweifelnde Mutter einen großen Stein vom Ofen ergriff und ihn dem Räuber ſo glücklich an den Kopf warf, daß er bewußtlos niederſtürzte. Schnell ſprang ſie herab und tödtete ihn vollends mit einigen Steinwürfen. Als man den Todten unterſuchte, fand man in ſeinem Gürtel eine Menge Gold und Silber, wodurch die arme Familie aus aller Noth errettet und wohlhabend wurde.

70.

Begräbnißplatz zu Sorjanöm.

In der Nähe von Saulep steht auf einem Hügel, den man Sorja-nöm nennt, ein Tannenwäldchen. Hier, sagt man, wurden zur Pestzeit, als fast die ganze Gegend ausstarb, viele Menschen begraben. Auch hat ein Mann vor etwa 80 Jahren in einer Tiefe von drei Fuß in dem lockern Sande einen Sarg gefunden, den er aber nicht zu öffnen wagte. Desgleichen wurden hier öfter Knochen gefunden, unter andern ein großer Schenkelknochen (lukont), der in der Nacht weint (nuttab), und aus welchem zuweilen ein gelber Schaum hervordringt, wie es häufig mit den Gebeinen der Menschen der Fall ist, die kein ordentliches christliches Begräbniß erhalten haben.

Eines Abends gingen mehrere Mädchen im Dunkeln bei Sorjanöm vorbei und sahen, wie auf dem durch die Tannen führenden Wege eine Menge von Menschen erschien, die paarweise langsam fortwandelten, indem sie sich dabei die Hände reichten, in der anderen Hand aber ein brennendes Licht trugen. Ein anderes Mal sah man daselbst drei menschliche Gestalten, die sich aber, als man näher kam, in drei Hunde verwandelten, welche schnell davon liefen.

Eines Abends wettete ein junger Mann, Sorja-Peter, er wolle mitten in der Nacht über diese verdächtige Stelle fahren. Als er aber an den Steinzaun kam, welcher den alten Begräbnißplatz eingeschlossen zu haben scheint, stand plötzlich sein Pferd still und war auf keine Weise vorwärts zu bringen. Er stieg ab und versuchte zu Fuß hindurchzugehen und sein Pferd nachzuziehen, aber umsonst. Da betete er voller Angst ein Vaterunser und konnte nun mit seinem Pferde ungehindert seinen Weg fortsetzen. An einer andern Stelle konnte er auch mit seinem Pferde nicht weiter kommen, ein derber Fluch aber vertrieb den Zauber, und das Pferd setzte sich wieder in Bewegung.

71.

Kaspar von Sternberg.

Als unser Erlöser zu Bethlehem geboren war, machten sich drei weise Männer von königlichem Geschlechte aus dem fernen Morgenlande auf, dem wunderbaren Stern folgend, der ihnen die Erscheinung des Königs von Israel verkündigt hatte. Unter Leitung des Sternes kamen sie an das niedrige Häuschen, wo der Heiland der Welt in einer Krippe lag, ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen und ihre Gaben ihm anbetend darzubringen. Der greise König der Araber, Melchior, legte ein Kästchen voll Gold dem heiligen Kinde zu Füßen, der kühne Ritter Balthasar streute Weihrauch vor ihm aus und Kaspar, der Königssohn aus Mohrenland, brachte eine Handvoll Myrrhen dar, wie man Gold dem Könige, Weihrauch dem Gotte und Myrrhen dem zum Tode bestimmten Menschen reicht. Betend sanken sie dann vor der heiligen Jungfrau nieder auf ihre Kniee, vor dem Anblick der himmlischen Hoheit in ihren Zügen gefesselt. Maria aber wandte sich insonderheit freundlich an den jungen Prinzen Kaspar, hob ihn auf und sprach: „Levez-vous, mon cousin!“ küßte ihn auf die Stirn und entließ die heiligen Männer still sinnend über die wunderbare Erscheinung. — Die Weisen aber, gewarnt von Gott, wandten sich nicht wieder zu Herodes, sondern wollten auf einem andern Wege in ihr Land zurückziehen, geriethen jedoch in manche fremde Gegend, und Kaspar verheirathete sich in Deutschland mit einer Fürstentochter. Von ihm stammt das Geschlecht der Herrn (später Grafen) von Sternberg, die zur Erinnerung den Stern auf einem Berge in ihr Wappen aufnahmen und den Namen Kaspar häufig in ihrer Familie anwendeten.

72.

Herzog Magnus.

Der Bischof Johann von Münchhausen verkaufte seine Bisthümer Ösel und Kurland dem Könige Friedrich II. von

Dänemark, der die Verwaltung seinem Bruder, dem Herzoge Magnus von Holstein überließ. Magnus war der Sohn Christians III. von Dänemark. Seine Eltern waren beide Katholiken; denn damals herrschten noch nicht die Irrthümer der lutherischen Ketzereien, wie später. Seine Mutter, die Königin, war eine fromme, Gott ergebene Frau. Gleich nach ihrer Niederkunft fragte sie die Hebamme nach dem Geschlechte und Aussehen des Kindes. Diese berichtete ihr, das Kind sei ungeheuerlich und schrecklich anzusehen, geschlechtslos, habe nur ein Auge und der eine Fuß sei einem Gänsefuße ähnlich. Die Mutter erschrak, und da sie voraussah, daß ein solches Ungethüm nur ein Abschaum der Menschheit werden könne, befahl sie, es ins Meer zu werfen. Die Großen des Reiches aber stimmten diesem Entschlusse nicht bei, sondern gaben den Rath, das Kind einer Amme zu übergeben und das Weitere Gott anheimzustellen. Ungern gab ihnen die Königin nach und befahl, wenn sie sich gleich wenig Trost und Freude versprach, das Kind aufzuziehen. Einige Jahre später gebar sie zu größerer Freude einen andern Sohn, Namens Friedrich. Als nach dem Tode der Eltern die Söhne herangewachsen waren, wiesen die Reichsstände einstimmig den älteren Bruder, der als ein Scheusal der Natur für den Thron nicht geeignet sei, von der Regierung zurück und wählten Friedrich II., der seinem Bruder die Bisthümer Ösel und Kurland erwarb. Magnus kam nach Livland, verband sich mit Iwan II. von Rußland, wurde König des Landes, nachher aber verjagt und zog sich nach Semgallen zurück, wo er sich dem Fressen und Saufen und aller Schwelgerei ergab, bis er zuletzt, von seinen Freunden verlassen, in Elend und Noth sein Leben beschließen mußte.

73.

Jakob de la Gardie.

Der schwedische Feldhauptmann Jakob de la Gardie, Besitzer des Schlosses zu Hapsal, war in allen seinen Unternehmungen glücklich, aber er that Alles mit großer Langsamkeit, Ruhe und

Bedachtſamkeit, daher ihn die Ehſten laisk Jaako, den faulen Jakob, nannten. Als er einſt in der Badſtube war, meldete ihm ſein Adjutant, daß ein unzähliges feindliches Heer im Anmarſch ſei. Er legte ſich ruhig auf die andere Seite und ſagte: „Die müſſen warten, bis ich fertig bin!“ und ohne ſich zu übereilen, vollendete er ſein Bad. Dann aber trat er dem Heere der Feinde entgegen, nahm ein Federkiſſen, öffnete es und ließ die Federn im Winde fliegen. Indem er rief: „Heraus, heraus, Roß und Mann!“ verwandelte ſich jede Feder in einen Reiter zu Pferde, und ſo gelang es ihm leicht, der Feinde mächtig zu werden.

Ein anderes Mal fehlte es ihm wieder an Truppen, und ſein Bundesgenoſſe, der Teufel, mußte auf das Dach einer Kirche, — zu Hapſal, zu Worms oder zu Reval — ſteigen und Späne herabhauen. Indem er bei jedem Hiebe rief: „Häst och man (Pferd und Mann)!“ verwandelte ſich jeder Span in einen Reiter, und ſo gewann er den Sieg. Um ſich von der unbequemen Verbindung mit dem Teufel zu löſen, erbaute er die ſchöne Jakobskirche in Stockholm und betete lange am Altare. Während dieſer Zeit hörte man deutlich das Raſſeln eines Wagens und ſah Funken aus dem Steinpflaſter hervorbrechen. Wahrſcheinlich war dies der Teufel, der ſich ärgerte, daß ihm ſein Opfer entgangen ſei.

Als der Teufel ſchon einmal früher die Seele des alten Feldherrn zu holen kam, lag dieſer noch im Bette und bat den böſen Feind, nur ſo lange mit ihm Geduld zu haben, bis er fertig angekleidet ſei. Dies verſprach jener, erklärte aber, länger auf keinen Fall warten zu wollen, da er ſchon öfter durch nichtige Vorwände hingehalten worden ſei. „Gut,“ antwortete Jakob, „aber nun werde ich mich wohl hüten, jemals fertig angekleidet zu ſein!“ Daher fehlte ihm immer etwas an ſeiner Kleidung, ein Strumpfband, ein Halstuch oder ein Stiefel, und ſo oft der Teufel den Verſuch machte, ihn davon zu führen, mußte er immer unverrichteter Sache weichen, bis endlich durch Gottes Gnade und die Erbauung der Kirche der greiſe Feldhauptmann von ſeiner eingegangenen Verpflichtung befreit wurde.

74.

Kaiſer Peter in Linden.

Der Kaiſer Peter I. war am 8. Juli 1715 mit Kriegsſchiffen, Galeeren und Truppen vor Reval angelangt und am 17. weiter nach Weſten geſegelt. Am 20. erreichte er Odinsholm, von wo aus Nachmittags 5 Uhr die Galeeren mit vier Regimentern nach Hapſal abgefertigt wurden. Der Zar begleitete ſie ſelbſt dahin, um den Hafen zu beſehen, während die Kriegsflotte bei Odinsholm liegen blieb. In Hapſal, wo er wohl am 21. anlangte, beorderte er die Befehlshaber der Galeeren, mit dieſer Escadre nach Libau weiter zu fahren und daſelbſt zu überwintern, um im nächſten Frühjahr deſto leichter nach Pommern zu gelangen.

Wie es heißt, war er unerwartet in Hapſal und zwar an dem Vorgebirge Kaſſininna oder Kaiſerſort gelandet, hielt ſich einige Stunden in der Stadt auf, beſichtigte das alte Schloß ſammt der Kirche und ſetzte alsdann, um nach Linden zu kommen, zu der Landſpitze Pullapä über. Nach einer andern Nachricht war er, ohne diesmal Hapſal zu berühren, von ſeiner unter Dagö zurückgelaſſenen Flotte unvermuthet mit einer Suite verſchiedener ruſſiſcher Großen und Officiere in Schaluppen gleich bei Rohhokülll gelandet.

Des Zaren Beſuch in Linden (ehſtn. Ungri-mois) am 21. oder 22. Juli 1715 galt dem ſchwediſchen Oberjägermeiſter und ehſtländiſchen Landrathe Reinhold Baron Ungern-Sternberg, den er bei verſchiedenen Gelegenheiten in Reval und St. Petersburg, ſo bei Confirmation der Landesprivilegien und als mehrmaligen Deputirten der Landräthe und der Ritterſchaft kennen gelernt hatte. Ungern hatte auch am 29. September 1710 als Landrath die Capitulation der ehſtländiſchen Ritterſchaft unter dem Vicegouverneur General Patkul mit dem ruſſiſchen General Bauer im Hauptquartier zu Hark unterſchrieben.

Aber dieſen ehrwürdigen und hochgeachteten Mann fand Peter nicht mehr lebend vor, er war ſchon am 26. November 1713 in

Reval geſtorben. Nur ſeine, wie es heißt, ſeit drei Monaten, richtiger aber ſeit faſt zwei Jahren verwittwete achtzehnjährige Gemahlin Sophie Auguſte, geb. Baroneſſe Pahlen aus dem Hauſe Palms, lebte mit ihrem einjährigen Söhnchen (Reinhold Guſtav, geb. 1714, geſt. 1787) und der Dienerſchaft allein auf dem Gute, deſſen Bewirthſchaftung ſie mit Sorgfalt und Gewandtheit leitete. Sie ſoll noch in tiefſter Trauer geweſen ſein, und der unverhoffte Beſuch mag ſie nicht wenig erſchreckt haben. Doch Peter wußte bald ihre Sorge zu verſcheuchen, indem er ihr mit vieler Rührung ſeine Theilnahme an ihrem harten Verluſte zu bezeigen und ſich darüber mit ihr huldreichſt eine Zeitlang zu unterhalten geruhte.

Nun wünſchte der Kaiſer den Garten zu beſehen, der damals im Lande für den berühmteſten galt. Die Frau vom Hauſe beeilte ſich, ihn pflichtſchuldigſt dahin zu begleiten. Da ſie aber nicht ſo geſchwind wie der Kaiſer gehen konnte, ſo verbat er ſich liebreichſt ihre Bemühung und verlangte nach dem deutſchen Gärtner. Mit dieſem hielt er ſich dann über eine Stunde im Garten auf, ſetzte ſich in mehreren Lauben nieder, zuletzt aber in eine von hohen Rüſtern, deren Laub ihm beſonders gefiel, gebildete, ſowie unter einer ſchönen Eiche, wo er ein ihm daſelbſt präſentirtes Frühſtück mit einem Gläschen Danziger Goldwaſſer genoß, während ihm der Gärtner erzählen und über alle Fragen befriedigende Auskunft geben mußte.

Unterdeſſen war in aller Eile und nicht ohne ängſtliche Sorge das Mittagseſſen bereitet, zu welchem der Monarch wieder ins Haus gebeten wurde. Ehe man ſich zu Tiſche ſetzte, durchſchritt der Kaiſer die Zimmer, die Einrichtung kennen zu lernen, die Ausſicht über das Meer zu genießen und die Gemälde des ſeligen Herrn in Augenſchein zu nehmen. Bei dieſer Gelegenheit fiel ſeinem ſcharfen Auge eine Stelle an der Wand auf, die durch ihre abſtechende Färbung verrieth, daß hier vorher etwas müſſe gehangen haben, was wohl ſeinetwegen weggenommen ſein mochte. Beim Herumſehen fand er hinter dem Ofen das Bild Carl XII., des ehemaligen Landesherrn und jetzt überwundenen Gegners, welches man in der Eile abgenommen und verſteckt hatte. Peter ließ es vollends herausziehen und rief: „Ha, Bruder Carl! Jetzt mußt Du hinter den Ofen!

Vielleicht bedarf es nur Einer Schlacht, ſo muß ich hinter den Ofen!" Indem er bei dieſen Worten auf ſein eigenes gegenüber aufgehängtes Bild deutete, ließ er ſich einen Stuhl an die Wand ſtellen und hängte das Bild eigenhändig wieder an ſeinen Ort.

Während der Mittagstafel kam plötzlich eine Lachtaube, die frei im Zimmer umherzufliegen pflegte, vom Ofen herabgeflogen und ſetzte ſich lachend auf des Kaiſers Kopf. Er winkte, daß Niemand ſie verſcheuchen ſolle, haſchte ſie und ſagte: „Die bringt mir Glück!" küßte ſie und ließ ſie wieder fliegen.

Dann forderte er einen Pokal. Als nun einer gebracht wurde, nahmen die ruſſiſchen Herren aus des Kaiſers Gefolge ihn dem Bedienten mit Ungeſtüm weg, weil ſie bemerkt hatten, daß das Namenszeichen des ſchwediſchen Königs C. XII. darauf geſchnitten war. Der Kaiſer bemerkte die Verlegenheit des armen Menſchen, der ſich einer Todſünde ſchuldig glaubte, erkundigte ſich nach der Urſache und verlangte den Pokal. Da er nun den Zuſammenhang der Sache durchſchaute, verwies er mit großem Unwillen und mit Kraftausdrücken den überdienſtfertigen und ſtutzig gewordenen Herren ihren unzeitigen Eifer, ließ ſich Wein einſchenken und brachte zuerſt die Geſundheit aus: „Bruder Carl ſoll leben?" Dieſem Trinkſpruche folgten dann noch mehrere andere. Dabei blieb der Kaiſer fortwährend in außerordentlich froher Stimmung zu großem Troſte der Hausfrau und ihrer Dienerſchaft, welche größtentheils aus Schweden beſtand.

Einige wollen noch wiſſen, die junge trauernde Wittwe ſei dem Kaiſer ſo intereſſant geworden, daß er ſich habe merken laſſen, er wolle nach Ablauf des Trauerjahres für ſeinen General-Adjutanten und Günſtling, den Fürſten Jagoſinsky oder Jaghuſchinsky, um ihre Hand werben. Nun hatte aber ein weitläufiger Verwandter von ihr, Hans Baron Roſen, der kürzlich aus der Gefangenſchaft in Sibirien oder Rußland zurückgekommen war, ſich um ihre Liebe bereits mehrfach bemüht, ohne bisher doch irgend ein Zeichen glücklichen Erfolges gewinnen zu können. In der Bedrängniß und ängſtlichen Verlegenheit, in welche der Kaiſer ſie durch ſeine geäußerte Abſicht geſetzt hatte, geſtand ſie ihm, um der Verwirklichung zuvor-

zukommen, ſchüchtern erröthend, daß ſie bereits in ein Verhältniß zu Roſen getreten, und überraſchte dieſen ſofort mit der beglückenden Botſchaft, eilig in Linden zu erſcheinen, worauf ſie ſich denn, ſo bald es ſein mochte, mit ihm verlobte und nicht lange nachher (den 18. December 1715) die Hochzeit mit ihm feierte.

Am Nachmittage verlangte der Kaiſer, nach Hapſal zu fahren, ſchrieb aber ausdrücklich vor, daß nicht mehr als zwei Pferde vor ſeinen Wagen geſpannt werden ſollten. Nachdem er ſich dann zum Abſchiede bei der Hausfrau für die Bewirthung ſehr verbindlich bedankt und ihre Begleitung durch das Vorhaus bis zur Treppe ſich durchaus verbeten hatte, fragte er vor dem Einſteigen in den Wagen, ob der Kutſcher auch Dütſch ſchnacken könne. Als es nun hieß, er verſtehe nur ſchwediſch und ehſtniſch, ſei aber ein ſehr zuverläſſiger Kutſcher für die muthigen Pferde, rief er doch einen Bedienten herbei, den er hatte Deutſch ſprechen hören, und befahl dieſem, daß er ihn fahren ſolle. Der Kutſcher mußte abſteigen, der Diener aufſitzen, und ſo ging es im Fluge zum Hofe hinaus durch die ſchöne lange Allee im anderen Garten auf dem Wege nach Hapſal fort. Und weil der Kaiſer dem Roſſelenker befahl, ſich zu ihm umzuwenden und auf ſeine Fragen zu antworten, ſo bekamen bei der Gelegenheit die dicken wilden Pferde vollends Freiheit, bis zur Ermüdung zu rennen, welches eine lange Strecke dauerte. Erſt bei dem großen Stein in Paraleht (jetzt Paralep) wurden ſie ruhiger und ſetzten, von Schaum triefend, langſamer und ungeleitet den Weg nach Hapſal fort, wodurch ſie dem unerfahrenen Kutſcher Zeit ließen, ſich zu erholen und der hohen Gnade zu genießen, ſich vom Kutſchbock aus mit dem Kaiſer zu unterhalten. — Einige erzählen auch, die Pferde hätten auf dieſer Fahrt Reißaus genommen und den Wagen umgeworfen, worauf der Kaiſer mit aller Ruhe zum Kutſcher geſagt habe: „Snack, mar füh up de Pærde!“ Dann habe er ihn reichlich beſchenkt und ſich dafür verwendet, daß ihm, als einem Leibeigenen, die Freiheit geſchenkt werde.

In Hapſal beſuchte der Kaiſer den Gerichtsvogt, den er vor deſſen Hauſe (unfern der ruſſiſchen Kirche, jetzt H. Hein gehörig) antraf, eben im Begriff auf das Dach zu klettern und daſelbſt einige

Reparaturen vorzunehmen. Er unterhielt ſich über eine Stunde mit ihm und kehrte dann zu Lande nach Rogerwieck (Baltiſchport) zurück, von wo er mit ſeiner Flotte nach Reval fuhr. Hier traf er die engliſche und holländiſche Escadre, die nun mit der ruſſiſchen gegen drei Wochen unter großen Feſtlichkeiten und gegenſeitigen Beſuchen zuſammenweilte. Nicht mit Unrecht hat man dieſe Zuſammenkunft als das Weihefeſt der ruſſiſchen Marine und ihrer Anerkennung als einer europäiſchen Seemacht angeſehen.

75.

Die Peſt auf Dagö.

In der Nähe von Dagö legte ſich ein fremdes Schiff vor Anker, zu welchem einige Bauern vom Strande hinruderten, um Proviant hinzubringen. Als ſie wieder zurückkehrten, ſprang ein kleiner Knabe von drei Fuß Höhe in grauem Rocke, der wie ein herrſchaftliches Gewand zugeſchnitten war und mit einem dreieckigen Hute, wie ihn die ſchwediſchen Bauern auf Dagö vor Zeiten trugen, mit in ihr Boot. Sie warfen ihn ins Waſſer, aber er kam ſchnell wieder empor und hatte bald ſeinen Platz im Boot wieder eingenommen. So kam die Peſt ins Dorf Kertell. Trat die Peſt in ein Haus und die Bewohner riefen ihr, wenn ſie ſie bemerkten, den Gruß: „Gott ſegne!“ entgegen, ſo hatte ſie keine Gewalt. Grüßte aber die Peſt zuerſt, ſchliefen die Leute oder verſäumten den Gruß, ſo mußten ſie ſterben. So trat auch die Peſt in ein Haus, deſſen Bewohner alle mit Ausnahme einer alten Magd, die auf dem Ofen lag, in tiefen Schlaf verfallen waren. Die Magd bemerkte, wie die Peſt Einem nach dem Andern ihren Stab oder Spieß auf die Bruſt ſetzte, wodurch daſelbſt ein blauer Fleck entſtand, von dem aus die Krankheit ſich über den ganzen Körper verbreitete und in kurzer Zeit den Menſchen tödtete. Als die Peſt ſich wieder entfernen wollte, rief die Magd ihr zu: „Nun berühre doch auch mich mit deinem Stabe!“ Aber die Peſt erwiderte: „Du biſt nicht mit aufgeſchrieben!“ Auch blieb ſie von allen Hausgenoſſen allein am Leben.

Anm. Furchtbarer vielleicht als je wüthete die Peſt in Ehſt- und Livland 1710, beſonders wurden die Schweden auf den Inſeln heimgeſucht. Auf Runö ſtarben von 293 Perſonen 213. In Pühhalep kam die Hälfte der Bewohner um, und in Kertell blieben von 90 Familien nur 3 Männer und einige Weiber übrig; ähnlich im Kirchſpiel Ruckö, wo z. B. in Haubrink und Gamby nur ein Knabe und ein Mädchen am Leben geblieben ſein ſollen. Nach dieſer ſchrecklichen Kataſtrophe war die Sterblichkeit geringer, ſo daß die Reproduction des Verlorenen ziemlich raſch von Statten gegangen zu ſein ſcheint.

76.

Der Peſtherr auf Runö.

In Runö fuhr ein Herr mit einem eckigen Hute in einer Kaleſche umher, ging in die Häuſer und mordete. Er hatte ſich unerkannt überſetzen laſſen, aber der Mann, der ihn herübergeführt hatte, fühlte ſich gleich krank, ſtieg auf den Boden ſeiner Rie und ſtarb mit ſeiner ganzen Familie. In einem Hauſe lagen alle Bewohner in feſtem Schlafe, nur ein Weib ſaß am Fenſter und ſtrickte. Da trat ein Herr in deutſchen Kleidern herein, der einen kleinen Hund mit einer Schelle hinter ſich hatte. Er berührte die Schlafenden mit einem Stabe und warnte das Weib, davon zu ſagen, daß ſie ihn geſehen habe. Bald darauf ſtarben Alle bis auf dieſes Weib. In einem andern Geſinde waren Alle geſtorben bis auf ein Weib, welches, um nicht die Nacht unter den Todten zuzubringen, in einem andern Hauſe um Nachtquartier bat. Aus Furcht vor Anſteckung wurde ſie jedoch nicht eingelaſſen und mußte zu ihren Leichen zurückkehren. Als ſie aber am andern Morgen wieder in jenes Haus trat, fand ſie es gänzlich ausgeſtorben.

77.

Der blutrothe Hahn.

Nach Worms kam die Peſt auf einem Boote in Geſtalt eines grauen Männleins, welches an's Land ſprang und in's Dorf

Förby ging, wo alsbald die Seuche ausbrach. — Die Bauern von Suiby hatten sich in den Wald geflüchtet, und ein alter Mann nebst seinem Weibe hatte sich in einer Heuscheune eingerichtet. Da es ihnen an Brot fehlte, gingen sie nach Hause, um neuen Vorrath zu holen; der Mann aber warnte die Frau, nicht zu reden, was ihr auch begegnen möge. Als sie an die Hofpforte kamen, sah sie auf dem Pfosten einen blutrothen Hahn und rief: „Sieh, Vater, ein blutrother Hahn!" — „Ach!" antwortete er, „hättest Du doch geschwiegen!" ging in's Haus und nahm Brot. Als er in den Wald zurückkehren wollte, war sein Weib schon todt niedergesunken, so daß er bekümmert allein gehen mußte.

78.

Das Pestbuch.

In ein Gesinde in Kerstätt auf Worms trat ein kleiner grauer Mann mit einem dreieckigen Hute, in der einen Hand ein Licht, in der andern einen Stab und unter dem Arme ein Buch tragend. Alle Bewohner schliefen fest, nur ein alter Mann, der auf dem Ofen lag, wachte und sah das Beginnen des Pestmanns mit an. Dieser rührte jeden der Schlafenden dreimal mit dem Stabe an, worauf jedesmal der Getroffene laut ächzte. Ein Kind lag in der Wiege, er näherte sich derselben, sah das Kind an, blätterte dann im Buche und berührte das Kind nicht. Am andern Morgen waren Alle bis auf den Greis und das Kind krank und starben am dritten Tage. Der Alte aber ging gleich hinaus in den Morast, machte eine Grube zurecht und fuhr die Leichen dahin, wobei die langen weißen Haare von zwei jungen hübschen Mädchen bis auf die Erde niederhingen.

79.

Die Harfe.

In einem Hause waren sämmtliche Bewohner an der Pest gestorben und ihre Leichname lagen unbegraben umher. Ein großes

Schwein, welches durch den Tod der Menſchen ſeiner gewöhnlichen Pflege entbehren mußte, brach, vom Hunger getrieben, den Stall auf, kam in das offenſtehende Haus und begann die dort liegenden Leichname zu benagen. Nachdem es ſich ſatt gefreſſen hatte, rieb es ſich nach Art dieſer Thiere an den Wänden und an einer großen Bank, die im Zimmer ſtand. Durch die Bewegung entſtand ein ſchrillender Ton: kröks, kröks! der eine Zeitlang fortdauerte.

Gerade in dieſer Zeit kam der Peſtknabe in ſeiner grauen Kleidung und mit ſeinem Stäbchen, welches das Peſtgift mittheilte, an die Thür des Hauſes. Da er am Liebſten über ſchlafende Menſchen ſeine Macht auszuüben pflegte und wo er nur ein Spinnrad ſchnurren hörte, vor dieſem Laute: wurr! wurr! zurückwich, ſo ſetzte ihn dieſer ſeltſame Ton der knarrenden Bank in Verwunderung, und ein Knabe, der vor der Thür des Nachbarhauſes ſaß, hörte deutlich ihn mit großem Unwillen die Worte ausſtoßen: „Hier muß es recht luſtig hergehen, da man noch auf der Harfe ſpielt. Daher wage ich nicht hineinzugehen.“ Mit dieſen Worten entfernte er ſich.

80.

Die Salzſäulen zu Kertell.

In Kertell herrſchte vor etwas mehr als hundert Jahren eine ſchwere Krankheit, eine Art Starrkrampf. Die von ihr Befallenen blieben plötzlich auf der Straße ſtehen, wie Salzſäulen, und fielen dann entweder todt hin oder konnten ſich doch gar nicht wieder erholen. Selbſt in der Kapelle ſank einſt eine Menge Menſchen todt nieder. Da gelobten die Männer, ihren Schmuck abzulegen, nämlich die glänzenden Meſſinggürtel, die in Riga gekauft wurden und eine Menge kleiner Meſſingringe enthielten; die Weiber warfen ihre Perlen, Silberknäufe, ihre breiten ſilbernen Ringe mit Edelſteinen, deren ſie auf jedem Finger einen trugen, ihre Spangen mit farbigen Glasſtückchen, ja ſelbſt die Bänder aus ihren Zöpfen in den Fluß oder in die Sumpflöcher. Dafür webten ſie ſich blaue und rothe leinene Tücher und Bänder wieder. Da aber auch dies

nicht viel half, so versprachen sie, Gottes Wort mehr in den Häusern zu treiben und wöchentlich dreimal Abends in den Häusern zusammenzukommen, zu beten und zu singen. Dies geschah auch, und als sie zum ersten Mal beisammen waren, zeigte sich während des Gebets in der einen Ecke des Zimmers ein heller Lichtschein, der langsam an der Decke entlang in die gegenüber liegende Ecke und so oben rund um die Stube herumging, bis er verschwand. Seitdem feiert man den Donnerstag, sowie Sonnabend und Sonntag und arbeitet an diesen Tagen Abends nicht.

81.

Die Schweinepest.

Zu derselben Zeit, als die Menschenpest grassirte, legte sich eine Galleasse an dem alten Bollwerk vor Kertell, wo es früher recht tief war, während man jetzt häufig trocknen Fußes dahin gehen kann, vor Anker, und ein Russe von derselben kam ins Dorf, wo er von einer Bäuerin etwas Milch verlangte. Sie wagte nicht, ihm eine abschlägige Antwort zu geben; weil sie aber nicht wußte, wozu er sie haben wollte, und Verdacht schöpfte, so melkte sie insgeheim eine Sau und gab ihm die Saumilch. Er ging damit an den Kalkfelsen ins Gebüsch und machte eine Pest in der Gestalt eines kleinen Knaben mit einer Mütze, der in jeder Hand einen Stock mit eiserner Spitze trug. Mit diesen Spießen ging er aus auf die Schweine und tödtete sie, so daß sie unter großem Geschrei starben und fast im ganzen Dorfe keins übrig blieb. Ein finnisches Mädchen bannte endlich auch diese Plage.

82.

Die Viehseuche.

In Kertell wurden von einer schweren Seuche alle Schafe befallen und Niemand wußte Rath dagegen. Die Schafe werden

nämlich oft wie rasend oder dumm, wenn die Weiber Donnerstags oder Sonnabends spinnen oder haspeln. Da schnitt man einem verreckten Schafe den Kopf ab und nagelte ihn über die Thür des Schafstalles. — Bei einer Seuche auf Worms hatte ein Wirth schon drei Kühe verloren, und da die vierte starb, ließ er vor der Pforte ein großes Loch graben und die Kuh stehend mit dem Kopfe nach dem Stalle gewandt hineinsenken. Da hörte die Krankheit auf und das Vieh, welches aus diesem Gesinde verkauft wurde, kam immer wieder zurück, ja es suchte sogar über das Wasser von Pullapä nach Worms zu schwimmen.

83.

Die Schöpfung.

Die Erde war bei der Schöpfung ganz mit Wasser bedeckt. Um nun festes Land zu schaffen, schickte Gott den Teufel unter das Wasser und trug ihm auf, vom Grunde des Meeres eine Handvoll Erde zu holen, indem er dabei sage: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“ Der Teufel tauchte unter, packte eine Handvoll Sand, sagte aber Nichts dabei. Als er an der Oberfläche anlangte, war zu seiner Verwunderung seine Hand leer. Zum zweiten Male mußte er ins Wasser und füllte seine Hand mit Erde, indem er sagte: „Im Namen des Teufels!“ Als er wieder auftauchte, war seine Hand leer, wie vorher, nur etwas Schlamm war unter den Nägeln sitzen geblieben. Er schleuderte denselben von sich, und das Meerwasser wurde von diesen Stellen dick, unrein und übelriechend. Zum dritten Male tauchte er unter und konnte nicht umhin, jetzt die Worte zu wiederholen, die Gott ihm zu reden befohlen, wollte aber gern etwas von der gewonnenen Erde für sich behalten, brach daher ein Stück ab und steckte es in den Mund. Das Übrige gab er ab, und Gott streute es nach allen Seiten aus und sagte: „Es wachse und vermehre sich die Erde!“ Alsbald entstanden große Länderstrecken mit weiten Ebenen und hohen Gebirgen, bis endlich die drei Welttheile in ihrer gegenwärtigen Ausdehnung

vollendet waren. Zu gleicher Zeit aber wuchs das Stück, welches der Teufel ins Maul gesteckt hatte, so schnell und unaufhaltsam, daß ihm die Backe zu zerspringen drohte. Voller Angst rief er den Herrn um Hülfe an, und dieser gestattete ihm, es auszuspeien. Dies geschah, der Teufel spie es über die drei Welttheile hin; wo aber nur ein Stückchen oder ein Tröpfchen hinspritzte, da entstanden unfruchtbare Stellen, Wüsten, Felsen oder Moräste.

84.

Die Schöpfung Schwedens.

Als General Stenbock sich in Tönningen hatte ergeben müssen und in Dänemark gefangen saß, fragte ihn König Friedrich IV., wie es doch komme, daß Schweden ein so unfruchtbares und schlechtes Land sei im Vergleich mit Dänemark. Stenbock erwiderte: „Als Gott der Herr die Erde schuf, hatte er mit Dänemark sehr viel zu thun, richtete es aufs Schönste ein, gab ihm fruchtbares Land, schöne Wälder, klare Bäche, schöne Seen und liebliche Gegenden. Da es nun spät Abends geworden war und er für Schweden keine Zeit mehr übrig hatte, übertrug er dem Teufel, nach seinem Beispiel nun auch Schweden einzurichten. Dieser kam dem göttlichen Befehle anfangs ziemlich treu nach und machte Schonen, Blekingen und Westgötland ebenfalls schön und fruchtbar. Je weiter er aber nach Norden kam, desto nachlässiger wurde er, in der Meinung, daß Gott ihn in dieser Entfernung nicht mehr beaufsichtigen könne. Daher entstanden im nördlichen Theile Schwedens große Sümpfe, wilde Felsengebirge und eine Unzahl von Ungeziefer. Als Gott später das Werk des Teufels besah, war er sehr ungehalten; doch ließ er es gut sein und sagte: „Da du nun dies Land so schlecht gemacht hast, so will ich dafür die Menschen in Schweden schaffen, und du kannst die in Dänemark machen!“ Dies geschah, und daher sind die Schweden gutartig, die Dänen aber boshaft und falsch.“

85.

Die Mondleute.

A.

Zwei Bauern wollten in einem Schornstein Schinken stehlen; da aber der Mond so hell schien, fürchteten sie, durch ihn verrathen zu werden, nahmen eine große Theerbütte und stiegen auf einer zusammengebundenen langen Leiter hinauf, um ihn mit Theer zu bestreichen. Aber Gott setzte sie mit ihrer Theerbütte in den Mond hinein, und da stehen sie noch.

B.

Zwei berüchtigte Diebe, die sich allenthalben furchtbar gemacht und unersättlich in ihrer Habsucht waren, faßten, da sie Alles ausgeplündert hatten, den kühnen Entschluß, den Mond zu bestehlen. Sie kletterten auf einer Diebsleiter hinauf, aber die Rückkehr wurde ihnen verweigert, und so stehen sie noch im Monde.

C.

Ein junges Ehepaar wurde durch den hellen Mondschein öfters im Schlafe gehindert und versuchte verschiedene Mittel, sich vor dem unbequemen Lichte zu schützen. Um in einer besonders hellen Nacht gut schlafen zu können, beschlossen sie, den Mond mit Theer zu bestreichen, stiegen auch wirklich mit einer Theerbütte hinauf, blieben aber nach Gottes Willen am Monde hängen und sind daselbst noch mit der Bütte zu sehen. — In alten Zeiten nämlich stand der Mond noch nicht so hoch wie jetzt, und man konnte wohl mit einer recht langen Leiter hinaufsteigen.

86.

Der Bise.

An die Stelle des alten Donnergottes ist der Bise getreten, vor welchem die Teufel sich verstecken. Ein Weib in Kertell

ging bei einem ſtarken Gewitter über die Straße, da rief ihr eine Stimme zu: „Schlag deine Kleider feſt um dich!“ Sie that es, und es fiel aus ihren Kleidern ein ſchwarzer wollener Knauel, welcher ſogleich von einem heftigen Blitze getroffen wurde und verſchwand. — Ein Weib in Groß-Harja trug bei einem Gewitter etwas in ihrer Schürze. Da kam eine Stimme aus der Wolke: „Laß deine Schürze herunter!“ Sie that es, und ein kleines ſchwarzes Thier, kleiner als eine Katze, lief heraus, wurde aber auf der Stelle von einem Blitzſtrahl zerſchmettert. Gott that dies, damit nicht Häuſer oder Menſchen getroffen werden möchten.

Auf dem Gute Thomel in Öſel ſah der Wachtkerl, daß das Stubenmädchen etwas Schwarzes in ihrer Schürze über den Hof trug. Er rief: „Laß herunter!“ So wie ſie ſeinen Wink befolgte, rollte ein ſchwarzer Garnknauel heraus und lief in den Keller. In demſelben Augenblick aber ſchlug ein Blitzſtrahl demſelben nach, und ein Donnerſchlag folgte, der ſo ſtark war, daß die Herrſchaften ſämmtlich in Ohnmacht fielen.

Bei einem ſtarken Gewitter ging ein Weib in die Badſtube und ſah ganz nahe am Wege ein kleines nacktes Kind im Regen ſtehn, welches bitterlich weinte und über Kälte klagte. Mitleidig warf die Bäuerin ihm ihre Schürze zu, mit welcher es ſich bedeckte; da ſie es aber bei der Hand ergreifen wollte, wich es aus, weshalb ſie verwundert weiter ging. Gleich nachher erfolgte ein Blitz und ſtarker Donner, ſie ſah ſich um und erblickte ganz nahe hinter ſich das Kind, welches ihr die Schürze dankend wiederbrachte und ſagte: „Hätteſt du mir die Schürze nicht gegeben, ſo wäre ich umgekommen!“ Darauf verſchwand es. Man glaubt, der Böſe habe ſich durch das menſchliche Kleidungsſtück vor dem verfolgenden Donnergotte ſichern wollen.

Vor dem Viehgarten zu Rickholz erſchien einſt ein rother Vogel von ganz unbekannter und eigenthümlicher Geſtalt. Man achtete zuerſt nicht darauf, aber plötzlich zog ein Gewitter auf, ein Blitzſtrahl zuckte auf den Vogel nieder und zerſchmetterte ihn, aber zündete auch zugleich den Stall an, ſo daß er bis auf den Grund niederbrannte.

In einem Geſinde unter Birkas wollte ſich mit dem andern Vieh ein unbekannter rother Ochſe mit eindrängen. Man bemerkte ihn und ſuchte ihn zurückzuhalten, da er ohne Zweifel eine Feuersbrunſt verurſacht haben würde. Mit Mühe gelang es endlich, ihn zu verjagen, worauf er verſchwand.

87.

Tulispask.

A.

Zuweilen gehen die Geiſter böſer Menſchen aus dem Körper heraus und wühlen wie eine Windsbraut oder ein Wirbelwind das gemähete Heu oder das geſäete Korn auf, um ſich daſſelbe zuzueignen. Dieſer Wind, der immer wur, wur und wirra, wirra ſich herumdreht, heißt Tulispask. — Ein alter Bauer pflügte auf ſeinem Felde den eben geſäeten Hafer ein, als er einen Tulispask heranrauſchen hörte. Bald wirbelte Staub, Erde und Korn hoch in die Höhe, und das Ungethüm nahte ſich ihm drohend, als wolle es ihn ſelbſt mit ſeinem Pferde in die Luft entführen. Er aber war ein Kluger (tark) und kannte die geheimen Worte, mit denen man den Geiſt ſich gehorſam zu machen im Stande iſt. Sobald der böſe Geiſt ihm nahe kam, hieb er mit der Peitſche kreuzweis hindurch, ſprach das geheimnißvolle Wort und fügte hinzu: „Du ſollſt gleich nachher zu mir kommen und nach dem Wege fragen!“

Alsbald legte ſich der Ungeſtüm und das Brauſen des Windes, es wurde ganz ſtill und die Sonne leuchtete klar am Himmel. Nach kurzer Weile kam ein altes Weib des Weges daher, trat zu ihm und ſprach: „Wohin führt doch dieſer Weg?“ — „„Was fragſt du nach dem Wege?““ antwortete er; „„du ſtehſt ja mitten darauf und weißt recht gut, wohin er führt.““ Das Weib entfernte ſich beſchämt und erſchreckt; er aber wußte jetzt, wer den Tulispask verurſache, und hütete ſich hinfort vor den Tücken der Alten.

B.

Ein Bauer hatte eben ſein Gerſtenfeld beſtellt, als ein ſtarkes Rauſchen, wie von einem heftigen Regen, ſich vernehmen ließ. Er blickte über ſich, ſah aber in der Ferne alle Bäume und die Oberfläche der Gewäſſer unbewegt und ſchloß daraus, daß eine ungewöhnliche Urſache dieſe Töne hervorbringe. Bald fand er auch am Rande ſeines Ackers ein altes blindes Weib, welches wie todt da lag und auch durch wiederholtes Rütteln nicht erwachte. Da der Wirbelwind immer heftiger zu brauſen anfing, hob er die Alte auf und trug ſie in den nahen Tannenwald, bemerkte auch bald, daß der Wind ihm nachfolge und im Walde Tannennadeln und Tannenzapfen in die Höhe wirbele. Indem er ſich hinter den Bäumen verbarg, ſah er, wie ein großer Haufe davon zuſammengetragen wurde und wie dann die Alte erwachend dies alles in einen Sack wehen ließ, ſich aber höchlich verwunderte, daß ſie ſtatt Gerſte nur Tannenzapfen nach Hauſe bringe.

88.

Die Windknoten.

Einige Fiſcher aus Worms wollten von Öſel nach Hauſe zurückkehren, mußten aber lange auf günſtigen Wind warten, daher ſie ſehr mißmuthig wurden; denn ihr Brotvorrath war zu Ende. Da ſagte ein alter öſelſcher Bauer: „Wenn ihr mir einen Schnaps gebt, ſo will ich euch gleich guten Wind verſchaffen.“ Sie verſprachen ihm reichliche Belohnung. Da ging er in den Stall, pfiff dreimal, ließ ſich das Halstuch des Schiffers geben, ſchlug drei Knoten hinein und ſagte: „Wenn ihr auf der See ſeid, ſo löſe den erſten Knoten, und iſt der Wind dann nicht ſtark genug, ſo auch den zweiten. Den letzten aber darfſt du nicht eher öffnen, als bis ihr das Ufer erreicht habt!“ Dies geſchah, der Schiffer löſte einen Knoten und bekam mäßigen Fahrwind, der durch die Löſung des zweiten Knotens ſtärker wurde. Als das Boot nun ganz nahe am Lande war, baten ihn

seine Gefährten, auch den dritten zu öffnen. Er willfahrte ihnen, aber sogleich entstand ein fürchterlicher Sturm, der den Mast zerbrach, das Schifflein mit Gewalt ans Ufer warf und es gänzlich zerschellte, so daß sie nur mit Mühe ihr Leben retteten.

89.

Die Windsteine.

Auf einer kleinen Felseninsel (aur) in der Nähe von Finnland strandete einmal ein Schiffskapitän und rettete sich mit Mühe auf die einsamen und öden Steine, während seine Familie und sämmtliche Mannschaft von den Wogen verschlungen wurden. Er selbst war sehr von der Anstrengung erschöpft und sah seinen Tod durch Erschöpfung oder durch Hunger voraus. Da bat er Gott, daß doch niemals wieder ein Schiff an dieser Stelle stranden und man hier ein Mittel finden möge, um günstigen Wind sich zu verschaffen. Die Schätze dagegen, welche er aus dem Schiffe gerettet, sollten der nächstgelegenen Kirche und den Armen derselben bestimmt werden. Nachdem er diesen seinen letzten Willen aufgezeichnet und das Blatt zu seinen geborgenen Schätzen gelegt hatte, errichtete er einen hohen Steinhaufen, um auf die einsame Insel die Aufmerksamkeit zu lenken, legte sich hin und starb.

Fischer, welche später die Leiche auffanden, begruben sie und brachten das Geld nebst der Schrift zu dem Prediger des nächsten Kirchspiels, der dasselbe dem Testament gemäß verwendete. Der Steinhaufen hat aber durch das Gebet des frommen Schiffers die Kraft erhalten, den Wind zu wenden, und wenn jetzt Jemand durch ungünstigen Wind zurückgehalten wird, so fährt er nur zu dieser kleinen Insel, baut den Steinhaufen um, so daß seine Spitze nach der Richtung zeigt, von wo er den Wind wünscht, und ehe ein Tag vergeht, sieht er seinen Wunsch erfüllt.

90.

Die Steininſel.

Im finniſchen Meerbuſen liegt ein Inſelchen, welches ganz mit großen Steinen bedeckt iſt. Kein lebendes Weſen findet ſich auf demſelben, ja kaum ein Grashalm kann ſich zwiſchen dem unfruchtbaren Geſtein durchdrängen. Vor vielen Jahren ſtrandete hier ein Schiffer mit ſeinem Schiffe, welches mit der ganzen Ladung ein Raub der Wellen wurde. Die Matroſen bemächtigten ſich des großen Bootes, um ans feſte Land zu fahren, wurden aber von einer Sturzwelle überſchüttet und verloren ſämmtlich ihr Leben. Der Kapitän gelangte mit Frau und Kindern und einem Theil ſeines Vermögens auf Brettern an dieſe wüſte Inſel, von welcher er durch ein vorbeiſegelndes Schiff errettet zu werden hoffte. Aber vergebens blickten die Unglücklichen nach einem rettenden Segel aus, vergebens ſchrieen ſie um Hülfe und Erlöſung von dem ſchrecklichen Hungertode. Frau und Kinder erlagen bald den Qualen des Hungers; der unglückliche Vater begrub ſie nothdürftig, legte ſein gerettetes Gold, das ihm hier ſo unnütz erſchien, unter einen Stein und ſchrieb mit Kreide kurz die Geſchichte ſeines Unglücks auf denſelben, mit der Bitte, ſein Geld den Armen zu vertheilen und für ſeine und der Seinigen Seelen zu beten. Nach längerer Zeit fanden Fiſcher die Leiche eines unbekannten Mannes auf der einſamen Steininſel (kiwi-holm), den Kopf auf einen Stein gelehnt, auf dem eine halberloſchene Inſchrift zu ſehen war. Sie ſuchten die übrigen Leichen und das Gold auf und brachten Alles zu dem Paſtor einer Kirche in Finnland, der die Verſtorbenen feierlich beerdigen ließ und in der Kirche mit der Gemeinde für ſie betete, das Geld aber größtentheils den Armen austheilte. Den Reſt wandte er dazu an, die Inſel zum Andenken an den Verſtorbenen zu kaufen und auf ewige Zeiten zu freiem Fiſchfange zu beſtimmen. Daher fiſcht jetzt auf derſelben, wer da will, ohne Abgabe und Beläſtigung.

91.

Die Enten.

Ein alter Bauer saß am Ufer eines tiefen Baches und starrte sinnend in das Wasser. Da erblickte er in der Mitte des Stroms eine Menge kleiner Enten, die immer im Kreise herum schwammen. Langsam näherten sie sich dem Ufer; da tauchte im Kreise der schwimmenden Vögel eine menschliche Gestalt empor, erhob sich bis zum halben Leibe aus dem Wasser und kämmte sich die grünen Haare. Es war der Neck, der in dem Bache hauste und alle Jahre sein Opfer in die Tiefe hinabzuziehen suchte. Freundlich aber dringend blickte er auf den Alten und winkte ihm mit so unwiderstehlicher Gewalt, daß er nicht im Stande war, sich vom Platze zu erheben, ungeachtet sein Gefährte, der Nichts von der Erscheinung wahrnahm, ihn lebhaft beschwor, mit ihm davon zu eilen. Ruhig ließ er es geschehen, daß Jener sich allein entfernte. Der Alte kehrte nicht in seine Hütte zurück, und am andern Morgen fand man seinen Leichnam im Schilfe des Baches.

92.

Die tanzenden Pferde.

Die Pferde eines Gutes wurden in der Nähe eines Baches auf die Weide getrieben. Der Hirte, der auf der Erde lag, bemerkte mehrere Abende nach einander, daß die Pferde herumsprangen, tanzten, trampelten und hin und her liefen, daher sie auch von Tage zu Tage magerer wurden. Zugleich hörte er seltsame wohlklingende Töne von dem Bache aus, deren Ursprung er sich nicht erklären konnte. Endlich sagte er dem Herrn, weshalb die Pferde so schwach seien, und bat ihn, selbst einmal mitzugehen, um zu sehen, was da geschehe. Der Herr ging hin, aber sogleich fingen die Pferde an zu tanzen, und bald konnte sich der Herr selbst nicht enthalten, mitzutanzen und umherzuspringen. Der Neck sang nämlich im Bache

so wunderschön, daß man unwillkürlich tanzen mußte; nur wer sich platt auf den Boden legte, konnte dem Zauber widerstehen.

Anm. Der liebliche Gesang des Wassergeistes erinnert an die schwedische Sage von der Sehnsucht nach Erlösung, in welcher der Neck seine Harfe rührt, in Verse gebracht von E. Meyer:

Zwei Knaben spielten an Ufers Grün,
Sie sahen die Wellen vorüberziehn —
Da hörten sie plötzlich ein Tönen so süß:
„Das ist des Necken Harfe gewiß!"
Doch rührte sie nicht das kindische Herz,
Und Einer rief mit hartem Scherz:
„Was spielst du, o Neck, die Harfe so süß?
Du kommst ja doch nicht ins Paradies!"
Darob denn Jener zu klagen begann:
„„O weh mir unseligem Wassermann!""
Und schweiget der goldenen Saiten Ton,
So tief verletzt von der Kinder Hohn.
Die eilen und sagen's dem Vater an,
Der war Priester Gottes, ein heiliger Mann,
Der strafte die Knaben: „Ihr thatet nicht recht,
Der Herr ist gestorben auch für jenes Geschlecht.
Flugs gehet und saget dem Necken an,
Daß auch er noch selig werden kann!"
Die Knaben eilten gehorsam fort
Und sprachen zum Necken das tröstliche Wort:
„Der Vater sagte, drum zage nicht mehr,
Auch Dir starb Christus, unser Herr!"
Das freute den Neck; er spielte und sang
Gar süße bis nach Sonnenuntergang.

93.

Der Geist als Fischer.

Wenn die Fischer in den flachen Meerbusen und an der Mündung der kleinen Flüsse Ehstlands auf den Fang ausgehen, so versammeln sich oft gegen hundert kleine Böte. An der Spitze jedes Bootes brennt auf einem eisernen Gerüste ein helles Feuer, und daneben steht auf einem Brette der Fischer mit seiner fünfzinkigen Harpune, die er mit Gewandtheit handhabt und selten ohne Beute herauszieht.

An dieſem Fiſchfange nehmen auch die Waſſergeiſter gerne Theil, und zwar wiſſen ſie ſicherer die Stellen aufzufinden, wo die Züge der Fiſche zu finden ſind. Sieht man daher einen ſolchen Geiſt (tont) vor ſich fiſchen, ſo kann man reichlichen Gewinnes verſichert ſein; iſt aber ſein Boot zurückgeblieben, ſo fängt man gewöhnlich Nichts. Man erkennt ſie leicht beim Schein der ſich ſpiegelnden Flamme an der kurzen Geſtalt, der Kleinheit der Böte und der Schnelligkeit, mit welcher ſie die Harpune ins Waſſer ſtoßen und beladen wieder heraufziehen. — Ein Mann ſah einen Waſſergeiſt dicht vor ſich herfahren. In der Meinung, es ſei einer ſeiner Kameraden, rief er ihm zu: „Gevatter, haſt du viel gefangen?“ Plötzlich und ohne zu antworten, ſprang Jener ins Waſſer, nahm ſein Boot auf den Rücken und lief damit davon dem Ufer zu. Verwundert fuhr ihm der Fiſcher nach und traf ihn am Strande damit beſchäftigt, ſeine Fiſche in einen großen Sack zu ſchütten. Als der Fiſcher ebenfalls ſeine Fiſche herauszunehmen anfing, trat der Geiſt zu ihm und ſagte: „Du haſt eine Menge einäugiger Fiſche; die gehören mir!“ Er antwortete: „„Was Gott gegeben hat, werde ich ihm lieber zurückgeben, als Dir!““ und warf dieſelben ins Waſſer zurück. Dann machte er ſich auf den Heimweg, der Geiſt aber lief immer neben ihm her mit ſeinem Sacke. In der Nähe ſeines Hauſes hörte er ſeinen Hund bellen und rief ihn zu ſich. Augenblicklich warf der Geiſt ſeinen Sack von ſich und verſchwand. Der Fiſcher wollte ſich des Sackes bemächtigen, fand aber nichts als ein Häufchen Seegras, Strohhalme und Späne, wie ſie am Ufer zu liegen pflegen.

94.

Die blaue Kuh.

Am Ufer des Meeres bemerkten einige Bauern, daß das Gras abgeweidet war. In einer Nacht lauerten ſie auf und ſahen eine große Heerde blauer (blaugrauer) Kühe aus dem Waſſer heraufſteigen. Eine Hüterin folgte ihnen nach und weidete die Kühe an

den grasreichsten Stellen des Ufers. Überrascht von der Schönheit des Viehes beschlossen sie, sich einiger Kühe zu bemächtigen, und es gelang ihnen wirklich, eine derselben einzuschließen und festzuhalten. Die Hirtin trieb schnell ihre Heerde ins Wasser zurück und bat dann um Freilassung der Gefangenen, die kläglich brüllend nach dem Meere blickte und sich vergeblich bemühte, den Händen der Männer zu entkommen. Ohne auf das Flehen der weinenden und klagenden Hirtin zu achten, führten die grausamen Bauern ihre Beute im Triumphe nach Hause, worauf jene bekümmert in ihr nasses Reich zurücksank. Die Kuh aber mußte bei den anderen Kühen bleiben und gewöhnte sich allmählich an sie. An stillen heiteren Tagen bemerkte man nichts Besonderes an ihr; aber wenn der Wind von der See herkam und man die Dünste und den Geruch des Meerwassers verspürte, so erhob sie die Nase, schnob und brüllte kläglich weinend (nuttaja) dem Meere entgegen, versuchte auch einigemal zu entfliehen und wieder in ihre Heimath zurückzukehren, woran man sie jedoch verhinderte. Erst nachdem sie ein Kalb geworfen, welches ihr an Farbe und Gestalt ähnlich war, tröstete sie sich und blieb bei den übrigen Kühen.

Auch in Worms kamen sieben graue Kühe aus dem Wasser, von denen zwei in der Heerde blieben und reichliche Milch gaben.

95.

Busby.

A.

Die Bauern zu Busby auf der Insel Worms waren ehemals reiche Leute; auf jedem der funfzehn Haken dieses Dorfes wohnte nur ein Bauer. Aber sie trieben großen Übermuth. Die jungen Burschen z. B. ritten auf ihren stolzen Pferden nie ohne Sattel und trugen große Reiterstiefel mit Sporen; die Mädchen schmückten sich mit goldenen und silbernen Ringen und Spangen. In einem Jahre waren in Busby funfzehn Hochzeiten, bei denen es hoch herging; außerdem lebten da funfzehn Paare, welche sich gar nicht hatten trauen lassen. Der Tanz, das Essen und Trinken hatte

kein Ende. So tanzten ſie in ihrem Übermuth und in der Trunkenheit nach der Muſik des Dudelſacks auch im Freien. Da erſchien aus dem Waſſer ein Meermann, wie eine große menſchliche Geſtalt, miſchte ſich unter die Tanzenden, und da der Spielmann nicht ſo ſpielte, wie es der Meermann verlangte, packte dieſer ihn beim Kopf, drehte ihm den Hals um und nahm dann ſelbſt das Inſtrument zur Hand, auf welchem er mit ſolcher Meiſterſchaft blies, daß Alle in wilder Luſt und Freude herumtanzten. Als er endlich wieder aufſtand und ins Meer zurückkehrte, folgte ihm die ganze Geſellſchaft tanzend nach und verſank ins Meer. Zu gleicher Zeit wurde das Dorf vom Meere überſchwemmt und nur ein Bräutigam rettete ſich auf den Boden einer Kornkammer und zog an ſeinem Gürtel, der mit meſſingnen Schnallen verziert war, auch ſeine Braut nach ſich. Als die Bewohner der andern Dörfer nach Busby kamen, fanden ſie den Ort wie ausgeſtorben; der Muſikant war das einzige menſchliche Weſen, das ſich vorfand, aber er war todt und an einer Thür gekreuzigt; neben ihm lag ſein Dudelſack. Nach längerem Suchen gab ſich auch das verſteckte Brautpaar zu erkennen. Der Edelhof auf Worms zog in Folge dieſer Begebenheit das Dorf Busby ein, deſſen Gebiet jetzt die Felder von Magnushof bildet. Die Wormsſchen aber, die noch heutzutage den Weg zu zeigen wiſſen, auf welchem die Unglücklichen in die See getanzt ſind, verabſcheuen ſeitdem den Gebrauch des Dudelſacks.

B.

Zu Busby im Dorfe, da geht's hoch her,
Als ob kein Herrgott im Himmel mehr wär';
Da zechen und ſchmauſen mit Sang und Klang
So Männer als Weiber den Strand entlang.
Nie haben ſie ſolch ein Feſt geſchaut;
Sind heute doch funfzehn Paare getraut
Und Gäſte gekommen zu Fuß und zu Roß,
Zu Schiff und zu Wagen mit wimmelndem Troß,
Auf Schiffen und Wagen mit Wimpel und Kranz
Her fuhren ſie jubelnd zum Hochzeitstanz;

Mit Tüchern und Bändlein bunt geſchmückt,
Kam Schaar auf Schaar herangerückt.
Manch üppiger Burſch auf geſatteltem Pferd
Schwingt keck empor ſein Hochzeitsſchwert,
Mit Reiterſtiefel und Sporen daran
Jagt er einher wie ein Rittersmann.
Mit Ringen und Spangen von Silber und Gold
Kam hergewallt manch Mägdlein hold; —
Sieh, Prunk und Prangen allüberall!
Der Hochmuth kommt ja vor dem Fall.
Die Jugend ſtampft den Boden mit Macht,
Es jauchzen die Alten ob all der Pracht,
Die Kinder tummeln, des Zwanges frei,
Sich tobend umher mit Jubelgeſchrei.
Die Sackpfeif' erdröhnt mit grellem Schall,
Weit tönt über's Waſſer ihr Wiederhall;
Es rauſchen die Wellen zum ſandigen Strand,
Es wehen die Wind' über Busby's Land.
Und mitten im Toſen zu Lande und Meer
Tritt hurtig ein großer Geſell daher,
Er naht vom Geſtade der lärmenden Jagd,
— Nun, Spielmann, Spielmann, nimm dich in Acht!
Mit drohendem Ruf der Fremdling gebeut:
„Ha, ſpiel' uns beſſer! Geziemt es ſich heut',
Daß wir vernehmen ſo kläglichen Ton?
Für ſchnödes Spiel ziemt ſchnöder Lohn!"
Der Spielmann verſucht's mit beſſerem Klang,
Daß kalter Schweiß aus der Stirn ihm drang;
Des Fremdlings Augen erglühn vor Grimm:
„Du Stümper!" ſo ruft er mit donnernder Stimm',
Langt aus nach dem Spielmann, erfaßt ihn beim Kopf:
„Mich ſelber laß blaſen, unſeliger Tropf!"
Da verübte der Meermann ein grauſiges Stück,
Er brach ihm mit hurtigem Griff das Genick.
Und als er ſank zum Tode wund,

Da führte der Neck die Pfeife zum Mund;
So meiſterlich bläſt er, ſo luſtig dem Ohr,
Und luſtiger ſchwingt ſich der trunkene Thor.
Wild ſpringen ſie Alle, ſo viel ihrer ſind,
Wild ſauſen ſie hin wie der wirbelnde Wind;
Wie pochen die Herzen in ihrer Bruſt!
Verzückt ſind die Sinne vor tobender Luſt.
Der Meermann voran, ſie hinterdrein,
So geht's zum Waſſer in langen Reihn.
Hoch rollen die Wogen zum ſandigen Strand,
Raſch jagen die Stürm' über Busby's Land.
Der Meermann taucht in die brauſende Fluth,
Noch bläſt er im Meere ſo wohlgemuth;
Wild toſend wirbelt der Reigen ihm nach
Und wirbelt hinab in die Tiefe jach.
Flugs ſteigen die Fluthen zum Lande hinauf,
Sie wühlen den Sand am Geſtade zuhauf,
Sie ſprengen die Düne in einem Nu
Und rollen im Sturme gen Busby zu.
Da brechen die Häuſer und ſtürzen hinab
Mit Splittern und Krachen ins wogende Grab;
Dann rückwärts ſtrömt es ins alte Bett,
Von Busby bleibet die leere Stätt'.
Zwei Häuſer allein noch ſtanden da,
Zween Menſchen man noch lebendig ſah:
Ein Bräutigam war's mit ſeiner Braut,
Die Gott mit Gnaden hat angeſchaut.
Der Jüngling klimmte das Dach hinauf,
Als die Fluth herdrang in drohendem Lauf;
Er hat am Gurte mit ſtarker Kraft
Sein Bräutlein hurtig emporgerafft.
Daneben ein zweites Haus man ſieht;
Still ſchlägt ein Kreuz, wer vorüberzieht: —
Mit umgedrehtem Halſe ſtand
An der Thür gekreuzigt der Muſikant.

Die Sackpfeife liegt zerbrochen zur Seit';
Verſtummt iſt ihr Schallen für alle Zeit
Alldort im Lande; nun furcht der Pflug
Die Flur, die das reiche Busby trug.
Zu Busby im Dorfe, wie ging's hoch her,
Bis die Fluth herzog aus dem ſalzigen Meer.
Wie iſt's ſo ſtille, ſo ſtille zur Stund'!
Viel Hundert ruh'n in des Meeres Grund.
Oft flattert die Möv' am Geſtade vorbei
Und taucht in die Woge; mit ſchrillem Schrei
Fährt dann ſie zurück in die ſonnige Höh'
Und klagt ob der Todten in tiefer See.

96.

Die Karmunkar.

Die Karmunkar (Kalmucken?) waren furchtbare Räuber mit Hundegeſichtern und Hundsaugen und plünderten überall an den Küſten; beſonders gern raubten und fraßen ſie Chriſtenmenſchen. So hatten ſie auch einmal drei Mädchen von Worms geraubt, von denen eins aus Rälby war, ein anderes, Namens Kerſti, aus Borby aus dem Geſinde Linnanas. Sie wurden weit weggeführt und dann dem Anführer der Karmunkar übergeben, der ſie auf ſeiner Burg in ein Gefängniß einſperrte und mit Milch und Nußkernen fütterte, damit ſie fett und ſchmackhaft werden möchten. Eines Tages war der alte Karmunk ausgeritten, und ſeine Frau ſagte zu den Mädchen: „Heute bringe ich euch zum letzten Male etwas zu eſſen; denn morgen werdet ihr geſchlachtet!" Die Mädchen erſchraken, aber ſie hatten ſich eine kleine Schaufel zu verſchaffen gewußt und ſchon angefangen, mit dieſer unter den Balken des Hauſes hindurch ein Loch zu graben. Dies erweiterten ſie nun ſchnell, ſo daß gegen Morgen zwei von ihnen hindurch kriechen und ſich in Freiheit ſetzen konnten; Kerſti aber, die ſehr dick war, blieb in der Oeffnung ſtecken. Als nun die Frau hereinkam und die

Flucht der beiden Gefangenen entdeckte, wurde sie sehr böse und machte gleich Anstalt, die Dicke zu braten. Sie befahl ihr, nachdem das Brot aus dem Backofen genommen war, sich auf das Brotbrett zu setzen, damit sie sie in den Ofen schieben könne. Kersti aber stellte sich dumm und bat die Frau, ihr zu zeigen, wie sie es machen sollte. Diese that es, Kersti schob sie geschwind in den Ofen und riegelte denselben zu. Dann entfloh sie, nahm aber ein Külmit Salz mit, womit sie ihre Fußstapfen bestreute, damit die Hunde ihre Spur nicht wittern könnten. Dann verbarg sie sich in der Nähe der Burg unter einer Brücke und wartete voller Angst den Ausgang ab. Bald nachher kam der Karmunk nach Hause, roch den Bratengeruch und freute sich in der Aussicht auf einen schönen Bissen; doch merkte er gleich, daß seine Frau nicht da war, und der Geruch kam ihm wie der von seiner Frau vor, so daß er ausrief: „Das ist meiner Mutter Duft!" Schnell setzte er nun den Flüchtigen nach, ging mit seinen Hunden über die Brücke, unter welcher Kersti saß, aber bemerkte sie nicht. So zog sie denn weiter und kam nach vielen Irrfahrten zurück nach Worms. Als sie an den Strand kam, jubelte sie laut; ihr Bruder, der in der Nähe das Vieh weidete, hörte ihre Stimme und rief hocherfreut: „Unsre Kersti ist da!" Auch die beiden andern Mädchen kamen bald nachher glücklich nach Hause.

97.

See-Wanderung.

In einem Walde bei Piersal ist ein kleiner See, von hohen Fichten umkränzt und von großer Tiefe. Nicht immer ist derselbe an dieser Stelle gewesen, sondern er bedeckte früher einen weiten Raum in einer jetzt sumpfigen Niederung, woselbst man noch jetzt eine Vertiefung sieht, der Weibersumpf genannt. Hier breiteten sich früher die klaren Gewässer eines fischreichen tiefen Sees aus, die Ufer waren fruchtbar und ein wohlhabendes Volk wohnte auf den ergiebigen Fluren und den fetten Wiesen. Die Weiber aber der

Anwohner des Sees waren gottlos und grausam, sie quälten die Fische, welche die Fluth ihnen gewährte, und vergaßen undankbar den Geber aller Güter. Da ergrimmte der Geist des Wassers, in der Nacht erhob er sich mit dem ganzen See und seinen Fischen, stieg von sechs schwarzen Ochsen gezogen in die Luft und ließ sich am gegenwärtigen Orte wieder nieder.

Anm. Der See Eim oder Emmojärw war dazu erschaffen, daß alle lebenden Geschöpfe auf Erden einen erquickenden Trunk finden sollten. Das Meerwasser war salzig und bitter, das Flußwasser fade und lauwarm, keines von beiden erquickte den Leib. Da ward den Geschöpfen der Emmojärw gegeben mit süßem kühlendem Wasser. Zum Sommer ward der Kältestein, zum Winter der Wärmestein in ihn gesenkt, durch welche das Wasser weder im Sommer warm ward, noch im Winter gefror. Es wohnten aber rohe Räuberhorden an den Ufern des Sees, die nicht des Segens des Wassers gedenkend, weder das hohe Gras mähten, noch den Samen säeten, sondern unschuldige Menschen überfielen und mit ihrem Blute das Wasser des heiligen Sees rötheten, ja sogar die Leichname der Ermordeten in seine Tiefe senkten. Da trauerte der See. Und eines Abends rief er alle seine Fische zusammen und erhob sich mit Brausen und Rauschen in die Lüfte; nur Schlangen, Molche und Kröten blieben den gierigen Räubern, die nach Fischen das Bette durchforschten, zurück, und das Ungeziefer begann unter ihnen zu wohnen.

Der See aber stieg höher in die Luft, den Jägern wie eine dunkle Wetterwolke, den Hirten später wie ein weißes Wölkchen erscheinend, zog er unter den Gestirnen einher. Gegen Morgen allmählich sich herniedersenkend, zog er einem Schwane gleich in den hohen Lüften über die Schnitter des Feldes hin; sich der Erde nähernd, wurde er ein weißes Schiff und dann ein dunkler Wolkenzug. Und ein Geist sprach aus den Gewässern zu den Schnittern: „Berget die Garben von hinnen, ich will kommen und bei euch wohnen!“ Freudig hießen die Männer, deren dürre Felder karge Ernten lieferten, ihn willkommen; er senkte sich herab sammt allen Fischen, breitete sich aus, so wie man ihm das Bette ordnete, sandte Quellen aus, das Land zu befruchten, ließ die Wiesen grünen und Bäume aufschießen, so daß die fleißigen Arbeiter glücklich und zufrieden an seinen Ufern wohnen konnten. — An der Stelle aber, wo der See früher gewesen, war lange dürrer Sand, dann erbarmte sich der Schöpfer und ließ ein seichtes Wasser entstehen, indem er sprach: „Weil ihr die köstliche Gabe nicht zu benutzen verstandet, so trinket jetzt Pfützenwasser (wirtsorvet, woher denn Wirzjerw)!“ Der Wärme- und Kältestein ward in kleine Scherben zerschlagen und in die Wasseradern unter der Erde gesenkt, aus denen jetzt Quellen entspringen, die im Sommer kalt, im Winter warm sind. — Der neuentstandene See ist vielleicht der Peipus, in welchen der Embach sich ergießt.

98.

Die Geldkiſte.

Zur Zeit der großen Peſt ſammelten einige Bauern in Kertell ihr Geld und Silberzeug zuſammen, legten es in eine große Kiſte, die zwei bis drei Tonnen hielt, und verſenkten dieſelbe in den Bach in der Nähe einer alten Brücke. Viele Jahre ſpäter ſah ein Mann, der eben in den Krug gehen wollte, ein Licht am Ufer, ging dahin und legte ſein Meſſer auf einen großen Stein. Als er zurückkam, war das Meſſer fort, aber es lag dafür Geld darauf, wofür er ſich's im Kruge wohl ſein ließ. Noch an mehreren Abenden fand er Geld an derſelben Stelle und verwendete es auf gleiche Weiſe, ſo daß ihn endlich ein Anderer verwundert fragte, wie es komme, daß er, der ſonſt nie Geld gehabt habe, jetzt ſoviel verthun könne. Er erzählte ſein Abenteuer, und beide gingen ans Ufer, wo ſie die Kiſte oben auf dem Waſſer ſchwimmen ſahen. Sogleich holten ſie Hebebäume und Stricke, forderten auch noch einige Männer zur Hülfe auf und verſuchten, den Schatz ans Ufer zu bringen. Einer von ihnen warnte die Übrigen, ja kein Wort zu ſprechen, was ihnen auch erſcheinen möge. Aber als ſie beinahe die Kiſte auf dem Lande hatten, kam ein kleiner Knabe auf einer ſchwarzgegürteten Sau über die Brücke geritten, worüber verwundert einer der Schatzgräber rief: „Seht, wer kommt da geritten!“ Sogleich verſchwand die Sau mit dem Knaben, die Hebebäume brachen, die Stricke riſſen, und die Kiſte verſank in die Tiefe des Baches.

99.

Die Brautkronen.

Ein Mann aus Kerſlätt in Worms ging einſt ſpät Abends mit ſeinem Bruder über eine Fläche, auf welcher mitunter in dunkeln Nächten Flämmchen hüpfen und grauſe Stimmen ſich vernehmen laſſen. Um Mitternacht kamen ſie an eine Grube, die in der Peſt-

zeit als Begräbnißort gedient haben soll, und welche von niedrigem Tannen- und Wachholdergestrüpp umgeben ist. Aus den Büschen glänzte es ihnen hell entgegen; einer von ihnen trat näher und sahe die Erde geöffnet. Ein Kessel mit blanken Silbermünzen hob sich langsam aus der Erde empor. Auf ihm lagen zwei goldglänzende Brautkronen von altmodischer Form, mit durchsichtigen kleinen Edelsteinen von verschiedenen Farben und mit blauen, gelben und rothen Perlen behängt; vorn mit drei Reihen goldener Münzen, hinten mit vielen seidenen Bändern verziert. Voll Begierde, des Schatzes sich zu bemächtigen, stürzte er darauf los und rief seinem Bruder, der etwas zurückgeblieben war, laut zu: „Komm doch, zum Teufel, und hilf!" In demselben Augenblicke aber verschwand der Schatz, alles wurde dunkel, und in der Grube war Nichts zu fühlen als Steine und Erde.

100.

Das Geldfeuer.

Ein junger Bauer aus Rälby auf Worms, der einmal des Abends spät vom Hofe nach Hause geritten kam, sah nahe am Wege Kohlen und ein blaues Feuer. Er steigt ab, um seine Pfeife anzuzünden, stopft, wühlt in dem Kohlenfeuer, um eine taugliche Kohle zu finden, legt endlich eine auf seine Pfeife und steigt zu Pferde. Plötzlich bemerkt er, daß ein schwarzes Füllen ihm beständig nachläuft und ihn, obwohl er im schärfsten Galopp fortsprengt, auf den Fersen bis ins Dorf verfolgt, bis es in der Pforte seines Gehöfts stehen bleibt und verschwindet. Auf der eiligen Flucht hatte er seine Pfeife in die Tasche gesteckt, und da er sie jetzt hervorzog, fand er zwei Silberrubel. „Ei!" rief er, „das war Geldfeuer! Deshalb war der Böse hinter mir!" Am andern Morgen ging er wieder an die Stelle und fand noch einige Rubel, da er durch das Wühlen in den Kohlen einige bei Seite gerührt hatte, die nun in Geld verwandelt waren. Nun bedauerte er, daß er nicht Alles bei Seite gerührt habe, statt etwas mitzunehmen, was ihm die Verfolgung zugezogen.

101.

Das Feuerrad.

Ein Gutsbeſitzer auf Nuckö kam einſt ſpät Abends bei Birkas vorbeigefahren. Nicht weit vom Wege bei Hurreshäne vor einem Wäldchen ſah er ein großes feuriges Rad, größer als ein Wagenrad, welches ſich ſchnell umdrehte. Er wollte näher fahren und die Sache unterſuchen, aber ſeine Pferde wurden ſcheu, nahmen Reißaus und brachten ihn gegen ſeinen Willen nach Birkas, wo er ſein Abenteuer erzählte und um Begleiter bat, die Stelle noch einmal in Augenſchein zu nehmen. Man brach auf und gelangte an den gefährlichen Ort, aber es war nicht eine Spur von einem Feuer vorhanden.

In derſelben Gegend ſahen an einem andern Abende einige Bauern eine Flamme; da ſie aber kein Eiſen, nicht einmal ein Taſchenmeſſer bei ſich hatten, ſo wagten ſie nicht, ſich der Stelle zu nähern.

102.

Das Herzblut.

Ein Bauerknecht aus Echmes arbeitete im Sommer 1847 in Linden. Daſelbſt erſchien ihm im Traume ein Kerl mit einer ſpitzen Mütze, der ihm einen großen Schatz verſprach, wenn er ihm etwas von ſeinem Herzblute geben wolle. Im Traume verſprach er es, und jener ſagte ihm, das Geld liege unter dem Dache des echmesſchen Kruges. Am nächſten Sonntage ging er hin, und gleich nach dem Gottesdienſte fiel ihm ein Packet mit Banknoten in die Hand mit einem Silberrubel oben darauf. Er ging mit dem Gelde nach Hauſe, war aber in der Nacht ſehr unruhig, da ihm der Mann erſchien und das Blut verlangte. Am andern Morgen ging er nach Hapſal, wechſelte in einem Kruge bei Röthel den Silberrubel, gab aber ſonſt kein Geld aus. Auf dem Rückwege erſchien ihm ſein Plagegeiſt mit einem andern und lief auf dünnen,

ſteckengleichen Füßen ihm nach, das verſprochene Blut verlangend. Da ſie durch Prügel nicht ſeine Einwilligung erlangen konnten, verſprach ihm der Geiſt einen ganzen Keſſel voll Geld unter den drei großen Steinen bei Maals, wenn er nur etwas Blut aus dem kleinen Finger ihm gebe. Unter beſtändigem Kampfe gelangte er nach Hauſe, und da er wieder in der Nacht gequält wurde, verſprach er alles Geld wieder zurückzulegen, ging auch am andern Morgen in den Krug, wechſelte ſeinen Silberling wieder ein und legte Alles unter das Dach des echmesſchen Kruges zurück, berichtete aber darüber dem Gutsherrn. Als dieſer nachſehen ließ, war Nichts da, das Dach aber an der Stelle ganz zerwühlt.

103.

Das Goldſtück.

Neben dem Hauſe des Küſters zu Karuſen wurde oft ein heller Schein bemerkt, und ein Bauerjunge fand daſelbſt ganz nahe an der Oberfläche der Erde ein Goldſtück, welches er aber für einen Knopf hielt und ſpäter einmal für einen Zwanziger ausgab. In der Nähe bemerkte man einſt beim Pflügen ein Stück Metall, wie der Griff eines Keſſels; da man es aber nicht gleich aufhob, war es nachher nicht wieder zu finden.

104.

Die Blitzſteine.

Auf dem Felde bei Putkas nicht weit von St. Martens liegt ein großer vom Blitz geſpaltener Stein, in welchem man oft Feuer brennen ſieht. In einer Nacht ging ein Bauer aus Putkas zu ſeiner Verlobten und ſah in der Spalte des Steines ein helles Feuer brennen, um welches mehrere ſchwarze Geſtalten wie Teufel herumtanzten. Als er näher trat, war Alles verſchwunden, doch glaubt man, daß an dieſer Stelle ein Schatz liege.

Auch bei Käſel auf Öſel liegt ein ſehr großer geſpaltener Stein, unter dem ein unermeßlicher Schatz verborgen liegen ſoll. Der Blitz hat nämlich dieſen Stein geſpalten, um den böſen Geiſt, der den Schatz bewacht, zu vernichten, doch weiß man nicht, ob es ihm gelungen.

105.

Der Zauberſtab.

Als einſt eine große Brücke gebaut wurde, die erſt nach wiederholten Verſuchen zu Stande kam, fand ein Baron Saſſen in der Erde einen ſilbernen Stab von drei Fuß Länge mit einem Griffe von Ebenholz. Am entgegengeſetzten Ende war eine runde Scheibe, etwa wie ein Kompaß, befeſtigt. Erfreut brachte er ſeinen Fund nach Hauſe und dachte das Silber zu einer Theekanne oder Tabacksdoſe umarbeiten zu laſſen. In der Nacht aber erſchien ihm im Traume ein Greis mit einem langen eisgrauen Barte und mit ſilberweißen Haaren. Dieſer ſprach zu ihm: „Du darfſt den gefundenen Stab nicht zerſtören; denn er beſitzt Zauberkräfte. Durch ihn kannſt du verborgene Schätze ans Licht ziehen; denn wenn du den Stiel in die Hand nimmſt und den Kompaß auf der Erde ruhen läſſeſt, ſo wird er ſich von ſelbſt in Bewegung ſetzen und wie ein Rad drehen. Folge ihm dann nach, und er wird dich zu einem Schatze führen, der deiner Familie beſtimmt iſt.“ — Aufgeregt durch dieſen lebhaften Traum erwachte der Baron und beſchloß, noch in derſelben Nacht einen Verſuch zu machen. Sobald er ſeinen Stab in die Hand genommen, fühlte er, daß dieſer ihn nach einer beſtimmten Richtung ziehe. Er folgte ihm und kam nach einiger Zeit in einen Moraſt, auf dem er unter mancherlei Gefahr vorwärts ſchritt, bis er zu einem Walde gelangte, in welchem er endlich vor einer großen Höhle ſtehen blieb. Zwei ungeheure Hunde, an Größe faſt Pferden gleich, bewachten die Thür und ſtierten ihn mit feurigen, tellergroßen Augen an. Erſchreckt wollte er ſchon umkehren; da erblickte er den bekannten Greis, der ihm freundlich winkte,

näher zu treten. Muthig schritt er auf ihn zu und sah neben ihm ein Faß von Eichenholz, mit eisernen Reifen beschlagen, welches ganz mit alten Goldstücken gefüllt war. Der Greis erlaubte ihm zu nehmen, so viel er tragen könne, aber der Schatz sei nicht für ihn bestimmt, sondern für einen seiner Nachkommen, den jüngsten Sohn seines Enkels. Sobald dieser 24 Jahr alt sei, dürfe er die Hebung des Schatzes versuchen, und müsse dann zuerst einen Becher, der in der Höhle stehe und mit einem halbflüssigen Tranke gefüllt sei, austrinken; dann werde er sich vor keiner Gefahr fürchten. — Der Baron nahm eine Handvoll von dem Golde und hinterließ auch seinen Kindern die Nachricht von diesem Schatze, der auch von denselben öfter besucht wurde. Jedesmal aber, wenn sie etwas davon nahmen, schwoll ihnen das Gesicht an. Der unermeßliche Schatz harrt indessen noch seiner Hebung.

106.

Der Skrat.

Der Skrat, ein Schätze bringender Geist, wird gewöhnlich aus entfernten Orten, aus Ösel oder Runö geholt, wo die Weisen noch von alten Zeiten her geheime Künste verstehen. Einst gingen drei Bauern von Dagö hinüber nach Ösel zu einem Zauberer, um von ihm den Skrat erwerben zu lernen. Er hieß sie sich auf der Diele in seiner Stube hinlegen, um zu schlafen. Zwei von ihnen schliefen auch sogleich ein, der dritte aber blieb wach und hörte, wie der Alte vor die Thür trat, einige Worte murmelte und pfiff. Alsbald kam der alte Skrat herein, setzte sich den beiden Schlafenden auf den Kopf und sog ihnen Blut aus, so daß man einen großen blauen Fleck an ihrer Stirn bemerkte. Am andern Morgen ließ sich der Alte von Jedem seiner Gäste ein altes Zweikopekenstück geben und warf diese Geldstücke ins Feuer. Sogleich fingen zwei derselben an zu sprühen und zu knistern, zu schreien und zu pfeifen, bis sie ganz verbrannt waren, das des dritten aber blieb unverändert. Nun

entließ er ſie, indem er jenen Beiden ſagte, ihnen werde der Skrat Geld und Vorrath genug für ihr ganzes Leben bringen.

107.

Die Rache des Skrat.

Im Herbſte 1847 kamen öſelſche Fiſcher an die kleine Inſel Kumara, auf welcher nur ein Krug ſteht. Sie hatten Schmuggelwaaren aus Finnland geholt und vertrauten ſie dem Krüger an. Dieſer aber verkaufte ſie und verſicherte ſpäter, er habe ſie aus Furcht vor den Strandreitern in die See werfen müſſen. Jene aber erfuhren, wie die Sache zuſammenhange, und ſagten: „Du ſollſt zum letzten Male geſtohlen haben!“ Gegen Weihnachten fuhr er ans feſte Land und verweilte mehrere Tage mit vielen jungen Leuten luſtig trinkend im puiſtſchen Kruge bei Kidepä, äußerte aber: „Mir iſt ſo ſchwer ums Herz, als ob ich ein Unglück erleben müßte!“ Mitten im Gelage ſtürzte er mit den Worten: „Das war der Skrat!“ vom Schlage dreimal hinter einander getroffen nieder und ſtarb gleich nachher. Die Leiche wurde in einen Sarg gelegt, aber am andern Morgen war der Sarg in tauſend Splitter zerſchlagen, und die Leiche, der die Naſe fehlte, auf den Boden geworfen. Auch einen zweiten Sarg brach der Skrat auf, nahm die Leiche heraus, führte ſie fort und ließ den leeren Sarg zurück, der denn auch beerdigt wurde.

108.

Der Hausgeiſt.

Der Skrat dient ſeinem Herrn auch als ſchützender Hausgeiſt gegen Diebe und Feinde. Bei einem Mann in Hapſal, der einen Skrat beſaß, wollten zwei Weiber ſtehlen, doch der Geiſt brach hervor, packte ſie und verbrannte ihnen die Haare, ſo daß ſie voller Angſt entliefen. Ein Weib in Hapſal, welches einen kleinen Skrat

von der Größe eines Flohes in einer Doſe gefangen hielt, der, wenn ſie ihn herausließ, das ganze Zimmer mit Feuer zu erfüllen ſchien, wurde an einem Abend von einem Bauern um zehn Rubel Banco beſtohlen. Als er ſich mit ſeinem Raube davonſchleichen wollte, hörte er ein Geräuſch hinter ſich, und voller Furcht vor dem Skrat flüchtete er ſich aufs Eis, gerieth aber auf eine unſichere Stelle und ertrank; eine Begebenheit, die nicht wenig zum Ruhme des Skrats beitrug. — Für die Hülfe und den Schutz des Skrat ſich dankbar zu beweiſen, muß der Beſitzer ihn gut halten und ihn mit Grütze, Reisbrei oder Butterbrot füttern, indem er ihm die Speiſe in einem beſonderen Gefäße auf den Hausboden hinſtellt. Zuweilen verlangt auch der Skrat ſelbſt ein Eſſen, und was ihm verſprochen iſt, muß man ihm treu halten, ſonſt äußert er ſeinen Unwillen erſt auf mildere, dann aber auf ernſtere Weiſe. In Kertell auf Dagö hatte ein Bauer einen Skrat, dem er täglich ein gutes Butterbrot zu geben verſprochen hatte. In einem Sommer während der Ernte vergaß er es; aber als er nun ſein Korn eingefahren hatte und die Garben auf den Boden bringen wollte, warf der Skrat ſie alle nach einander wieder herunter. — Nicht immer geht es ſo glimpflich ab; zuweilen dreht der Skrat ſeinem undankbaren Herrn den Hals um, oder zündet ihm das Haus an. — In einem Geſinde unter Nyby, in welchem ein Knabe das dem Skrat beſtimmte Eſſen verzehrt und ſein Gefäß verunreinigt hatte, brach um Weihnachten 1846 Feuer aus, welches ſchnell das ganze Haus in Aſche legte.

109.

Die Feuersbrunſt.

Wenn der Skrat mit Korn beladen oder andre Schätze tragend von Jemandem erblickt wird, ſo kann dieſer ihn zwingen, ſeinen Raub fallen zu laſſen, wenn er ſich ein Band am Schuh oder der Schürze zerreißt oder einen Knopf abreißt und ein Kleidungsſtück aufmacht. Thut man dies aber in dem Augenblick, in welchem ſich der Skrat als feuriger Drache in ein Haus hineinſenkt, ſo muß

daſſelbe in Brand gerathen. Von einer Hochzeit kehrten die Marſchälle nebſt einigen Freunden nach Haus zurück und ſahen in geringer Entfernung einen feurigen Drachen einem Hauſe ſich nähern. Einer der Marſchälle, der wohl den Glauben nicht theilte, rief: „Wir wollen doch verſuchen, ob der Drache das Haus anzünden kann!“ und riß ſich die Jacke auf, ſo daß die Knöpfe abgeriſſen zur Erde fielen. In demſelben Augenblicke ſchlug auch ſchon die Flamme zum Dache hinaus und das Haus brannte bis auf den Grund ab. — Dem vorwitzigen Burſchen that das durch ihn herbeigeführte Unglück Leid und er grämte ſich darüber, doch konnte er den Schaden nicht erſetzen. Nach ſieben Jahren aber brannte ihm ſelbſt das Haus ab, was Gott ſo als Strafe für ſolchen Vorwitz feſtgeſetzt hat.

110.

Die beiden Hausdrachen.

In einem Hauſe wohnten zwei Hausgeiſter, die als feurige Drachen (tulli-händ) ausflogen, Korn, Geld und Wolle nach Hauſe brachten und dafür jeden Tag eine Schüſſel mit Brei bekamen. Eines Tages fand der Knecht des Bauern die beiden Schüſſeln mit ſchönem fettem Brei gefüllt, wie er auf ſeinen Tiſch ſelten zu kommen pflegte. Schnell verzehrte er denſelben und ſetzte die Schüſſeln verunreinigt wieder an ihren Ort. Die Hausgeiſter ergrimmten und überlegten, was ſie thun ſollten, um ſich zu rächen. Endlich beſchloſſen ſie, das Haus in Brand zu ſtecken. „Aber wohin gehen wir dann?“ fragte der Eine. „„O, ich habe für uns ſchon eine gute Stelle ausgeſucht,““ erwiderte der Andre; „„auf dem Hofe liegt ein zerbrochenes Wagenrad, in deſſen Nabe wir bequem wohnen können.““ In der nächſten Nacht gerieth das Haus in Brand, der Knecht aber, der das Geſpräch belauſcht hatte, war auf der Hut, holte ſchnell das Rad und warf es ins Feuer, die Geiſter flüchteten zurück auf den Hof und krochen in die Nabe eines andern Rades. Auch dies bemerkte der Knecht, nahm zwei Stücke Holz vom Vogelbeerbaum,

drückte ſie von beiden Seiten feſt in die Öffnungen der Radnabe hinein und warf das Rad ins Feuer, worauf ſich augenblicklich der Brand leicht löſchen ließ.

111.

Das friſche Brot.

Auf Worms verdang ſich ein Skrat, der in Menſchengeſtalt erſchien, auf ein Jahr als Knecht in einem Bauergeſinde. Er verlangte keinen Lohn, doch müſſe er jeden Tag friſchgebackenes Brot haben. Man ging auf ſeinen Wunſch ein, und er arbeitete ſo gut, daß er mehr zu Stande brachte, als vier andere Knechte, aber jeden Morgen verlangte er ſein Stück friſches Brot. Ein halbes Jahr lang ging dies ſo fort, da aber ſagte die Wirthin einmal zu ihrer Nachbarin: „Ich habe wohl einen guten Knecht, er arbeitet ſo fleißig und ordentlich, aber es iſt mir doch ſehr beſchwerlich, jeden Tag für ihn friſches Brot backen zu müſſen!“ Die Nachbarin rieth ihr, altes Brot mit Waſſer zu beſtreichen und dann wieder in den Ofen zu ſchieben. Sie befolgte dieſen Rath, und der Knecht merkte Nichts davon, daß ſie ihn anführe. Als nun das Jahr vergangen war, nahm er Abſchied, nachdem er auf die durch ihn mit Geld, Korn und anderen Lebensmitteln gefüllte Kleete hingewieſen, und ſagte: „Jetzt könnt ihr auch ſehn, wohin ich gehe!“ Mit dieſen Worten kroch er unter die Kleete und hob ein Ende derſelben in die Höhe, das andere Ende konnte er nicht heben, kam zornig wieder heraus und ſprach: „Ihr habt mich betrogen und mir nicht täglich friſches Brot gegeben, ſonſt hätte ich die ganze Kleete aufheben und mit mir wegführen können!“ Der Wirth und die Wirthin waren ſtarr vor Entſetzen und beteten zu Gott um Schutz; daher konnte er ihnen Nichts anhaben und verſchwand.

112.

Das Bohrloch.

Auf Dagö in einem Gesinde zu Kertell lag ein Knabe im Bett, konnte aber nicht einschlafen, sondern brachte die Zeit unter Weinen und Ächzen hin. Da bemerkte sein Vater ein Bohrloch in der Wand und weil er meinte, das Kind werde durch den Luftzug beunruhigt, so schlug er einen Pflock hinein. Alsbald aber fand er im Bette des Knaben neben diesem ein kleines hübsches Mädchen, welches ihn im Schlafe gequält hatte. Nun mußte dasselbe im Hause verbleiben. Es arbeitete mit den andern Kindern, war auch fleißig und sehr geschickt, und als der Knabe heranwuchs, nahm er es zum Weibe und hatte mit demselben zwei Kinder.

Eines Tages ging er mit seiner Frau zur Kirche. Da bemerkte er, daß sie während der Predigt lachte. Weil sie sonst sehr ernsthaft war und nie lachte, so fiel ihm dies auf, und er fragte sie, worüber sie doch gelacht habe. Sie antwortete: „Wenn du mir sagst, wie du mich bekommen hast, so will ich dir auch sagen, worüber ich gelacht habe!“ Er versprach es, und sie erzählte also: „Ich sah, wie der Teufel an der Wand des Gotteshauses stand und daselbst auf eine große ausgespannte Pferdehaut die Namen aller derer schrieb, die in der Kirche schliefen. Da die Haut aber nicht groß genug war, so viele Namen zu fassen, so suchte er sie mit den Zähnen auszurecken und schlug dabei öfters mit dem Kopfe an die Wand. Sieh, und darüber lachte ich!“ „„Nun,““ sagte der Mann, „„will ich dir auch melden, wie ich dich in meine Gewalt bekommen habe!““ Und er erzählte ihr jene Geschichte, die er von seinem Vater oft genug gehört hatte, er zeigte ihr die Stelle des Bohrlochs und zog den Pflock heraus. Aber pfeilschnell fuhr sie hindurch und ist nie wieder gekommen.

Anm. Ganz übereinstimmend ist die ehstnische Sage in Livland, die Schellbach unter der Überschrift: „Der Alp“ in Verse gebracht hat:

Mein Weib, mein Weib, wie ging es zu,
Daß heute dreimal lachtest du?

Was ich ſonſt nimmer an dir geſehn,
O ſprich, mein Weib, wie iſt's geſchehn?
„Mein Mann, mein Mann, o ſag erſt mir,
Wie kam es doch, daß zum Weibe dir
Du mich gewannſt? wie haſt du's gemacht?
Dann ſag ich dir auch, warum ich gelacht."
„Gar Wunderbares erzähl' ich dir,
Doch enthülle du erſt dein Geheimniß mir!"
„Wohlan, hältſt du dein Verſprechen treu,
So will ich dir es enthüllen frei.
Als die Roſſe du heut an den Wagen geſpannt,
Da hab ich die Augen aufs Dach gewandt;
Es flogen Federn hinunter vors Haus,
Zwei Raben hackten die Augen ſich aus.
Da hab' ich zum erſten Male gelacht,
Denn die Menſchen hattens nicht beſſer gemacht.
Sie lebten im Hauſe in Saus und Braus,
Und hackten fluchend die Augen ſich aus.
Und als wir fuhren zur Kirche Beid',
Da ſtürzte der Wagen zu unſerm Leid.
Da hab ich zum zweiten Male gelacht:
Wir fuhren grad' über einen Schacht.
Dort war verborgen viel goldenes Geld;
Ein Zwerg war dem Schatze zum Hüter beſtellt.
Dem wollt' das Rad grad' über die Naſ',
Drum machte mit uns er den groben Spaß.
Und als wir gingen zur Kirche hinein,
Da wollte ich fromm und voll Andacht ſein.
Doch hab ich zum dritten Male gelacht:
Die Leute glaubten, es wäre Nacht.
Sie ſchliefen. Da kam der Teufel herein,
Und ſchrieb in ſein Buch ihre Namen ein.
Den Einen ergriff er mit der Hand,
Und warf mit dem Kopf ihn gegen die Wand."
Mein Weib, wie ſahſt du den Teufel da,
Als doch kein andrer Menſch ihn ſah?
„O ſchweige, und ſei zur Rede bereit,
Erzähle, wie du um mich gefreit!"
Es war eine Zeit, wo den Alp ich erblickt,
Hat das Herz mir faſt aus dem Leibe gedrückt.
Er kam, ich hatte nicht Raſt nicht Ruh,
Er ſaß auf mir, wie ein Berg, im Nu.
Da faßte ich endlich den klugen Rath,
Und ins Schloß die Thür bei Tage that.
Und wahrte, daß ſich keine Ritze fand,

Und bohrte allein das Loch in die Wand.
Und ſieh, in dunkler Nacht, da kroch
Das Ungethüm grad durch das Loch.
Da rief ich dem Vater, der ſchlug in Eil'
Einen hölzernen Pflock davor mit dem Beil.
Als Tageshelle ins Zimmer drang,
Da ſahen wir dich auf der Ofenbank,
Ich war ob deiner Anmuth erfreut,
Und habe flugs um dich gefreit.
„Mein Mann, mein Mann, ich muß ſcheiden von dir,
Den alten Weg zeigſt du ſelber mir.“
Sie ſprach's und nahm mit dem Winde die Flucht;
Der Mann umſonſt nach dem Weibe ſucht.

113.

Die Erdgreiſe.

Unter der Erde wohnen kleine Weſen, die Untenwohnende, auch Erdgreiſe heißen. Sie ſchaden dem, der ſich in ihr Gebiet wagt, geben ſich den Menſchen durch Klopfen und Schmieden, worin ſie ſehr geſchickt ſein ſollen, unter den Ecken der Häuſer zu erkennen, und erſcheinen ihnen meiſtens als gutmüthige Geiſter in der Geſtalt von dicken Kröten, zuweilen auch als Menſchen. Was am Sonnabend-Abend oder am Donnerſtag-Abend ohne Licht gearbeitet wird, bekommen die Unterirdiſchen. An einem ſolchen Abende war ein Mann mit ſeiner Frau noch ſpät auf dem Heuſchlage beſchäftigt, das Heu zuſammen zu legen. Da hörten ſie unter der Erde eine Stimme: „Seht, das wird unſer Theil ſein!“ — Wenn das Heu auch nicht verſchwindet, ſo hat es doch keinen Segen; das Vieh gedeiht nicht oder fällt. Daher arbeitet man nicht am Sonnabend-Abend, lieber am Sonntag-Nachmittag, da der Sonntag mit der Dunkelheit des vorhergehenden Abends anfängt. Die Erdgreiſe waren ſo groß wie fünfjährige Kinder; aber ſtark, klug und kunſtreich. Sie verſtanden ſich beſonders gut auf das Schmieden, doch auch auf das Schneiden, Mähen und Pflügen und arbeiteten unermüdlich; einer gabelte einmal ein ganzes Heufuder auf den Boden. Sie

wohnten in einigen Gesindern in Kerflätt; da sie aber nur unter sich heiratheten, starben sie endlich aus, und zuletzt war nur ein uralter grauer Greis von ihnen übrig.

114.

Der Unterirdische.

Einst kam ein Unterirdischer auf ein fremdes in der Nähe von Worms vor Anker liegendes Schiff und kaufte vom Kapitän einige Sachen. Da er kein Geld bei sich hatte, verlangte er, daß ein Matrose ihm folgen solle. Dieser ging mit ihm in den Wald, wo er ihn durch eine Öffnung auf Treppen in eine Höhle führte und ihm drei schwere Säcke mit Geld einhändigte. Der Matrose brachte sie dem Kapitän; als dieser aber den Verlauf seines Abenteuers hörte, weigerte er sich, dieselben anzunehmen, und sprach: „Wer des Teufels Geld genommen hat, der mag es auch behalten.“ Der Matrose war mit dieser Entscheidung sehr zufrieden, behielt den Schatz und wurde ein reicher Mann.

115.

Das Schatzmännlein.

Ein Mann aus Borby auf Worms sah eines Abends spät einen kleinen Mann am Wege sitzen, mit dunkelrothem Gesichte, einem langen Barte und einer kleinen spitzen Mütze, der in ein blaues Feuer starr hinein sah. Er grüßte das Männlein freundlich; da er aber keine Antwort erhielt, merkte er, daß es ein Erdgreis sein müsse, der hier wohl einen verborgenen Schatz behüte. Erschrocken eilte er davon, und als er nachher wieder umsah, war das Männchen nebst dem Feuer verschwunden.

116.

Die kleinen Männer.

Ein Bauer von St. Martens kam einmal in der Nacht an drei großen Steinen bei Maals vorbei und sah zwischen ihnen ein niedriges blaues Feuer, als wenn Branntwein brenne. Er trat näher und erkannte drei kleine Männer mit spitzen Mützen und langen Bärten, die um das Feuer herumtanzten. Neben ihnen stand eine schwarze Sau, die grunzend und schreiend um die Steine herumschnüffelte und hin und her lief. Wahrscheinlich waren dies Erdgreise. Voller Angst lief er schnell davon.

117.

Das Rattengespann.

Ein Mädchen war Braut geworden und bereitete sich zur Hochzeit. An einem Abende kurz vor der Trauung saß sie in der Stube, als die Diele sich öffnete und ein kleiner Wagen mit vier Ratten bespannt heraus kam, in welchem ein allerliebstes Mädchen saß. Der Wagen fuhr kreuz und quer trott, trott (krippeda, krappeda) durch das Zimmer und hielt endlich vor der Braut still. Dieser kam der Aufzug so sonderbar vor, daß sie laut auflachte. Da sprach die Kleine ernsthaft: „Ich wollte dir mein kleines Gespann zeigen und dich zu meiner Hochzeit einladen; denn ich bin auch Braut und morgen ist auch meine Hochzeit. Da du aber über mich gelacht hast, so kann ich keine Gemeinschaft mehr mit dir haben, und es wird dir bei deiner Hochzeit sehr schlecht gehen.“ Mit diesen Worten verschwand sie sammt ihrem Fuhrwerke. Der Braut aber ging es wirklich bei ihrer Hochzeit so schlecht, daß man es gar nicht sagen kann.

118.

Der Wechſelbalg.

Ein Weib in Kerſlätt auf Worms hatte ein hübſches, rundes und geſundes Kind, aber mit einem Male wurde es mager, häßlich und runzlich, und der Kopf ward immer dicker. Zugleich verlangte es mehr Nahrung und war nicht mit der Milch zufrieden; aber obgleich man ihm auch andere Speiſen reichte, nahm es doch gar nicht zu, ſchrie ſehr viel und verſuchte weder zu kriechen noch zu gehen, auch lernte es nicht ſprechen. Die Mutter glaubte, es ſei krank, und als ſie es einigen Nachbarinnen zeigte, erklärten dieſe, es ſei offenbar ein Wechſelbalg, und riethen ihr, es an einem Donnerſtag-Abende nach Sonnenuntergang mit Ellernruthen, nämlich den Spitzen von drei Ellerbäumen, die ſie ſchweigend abgebrochen und unter dem linken Arm mit den Spitzen nach vorn nach Hauſe getragen, nackend vor dem brennenden Ofen über der Aſchengrube recht tüchtig zu ſchlagen und, wenn es nicht helfe, daſſelbe noch zwei Mal zu wiederholen. Da ſie es nicht über das Herz bringen konnte, das Kind ſo grauſam zu behandeln, ſo wurde es drei Jahre alt, ſchrie und aß viel und wurde immer ungeſtalter. An einem Sonntag-Morgen bereitete ſie das Eſſen in der Stube, ſetzte eine Schüſſel mit Fleiſch auf den Tiſch und ging in die Küche. Hier hörte ſie Lärm in der Stube, ſah durch das Loch in der Thür, durch welches der Bindfaden der Klinke gezogen iſt, und erblickte das Kind, welches mit einem Fuß in der Wiege, mit dem andern auf dem Tiſche ſtand und in größter Haſt das Fleiſch zu verſchlingen beſchäftigt war. Als ſie wieder eintrat, lag es ruhig in der Wiege. Nun folgte ſie dem Rath der Nachbarinnen und züchtigte das Kind am nächſten Donnerſtag recht derb mit Ellernruthen vor dem brennenden Ofen; doch ließ ſich nichts Ungewöhnliches hören, obgleich das Kind mörderlich ſchrie. Daher wiederholte ſie dieſe Geißelung noch zum zweiten und dritten Male. Da hörte ſie vor dem Fenſter eine Stimme: „Warum gehſt du mit meinem Kinde ſo grauſam um? Ich habe das Deinige niemals ſo mißhandelt; daher gieb mir meins

zurück!" Sie ging mit dem Wechſelbalg hinaus, fand ihr eignes Kind unter dem Fenſter liegen, nahm es auf und legte jenen dafür hin, der auch alſobald verſchwand. Dann trug ſie ihr Kind hinein und hatte die Freude, wenn es auch klein und mager war, ein wirkliches Menſchenkind groß zu ziehen.

119.

Der Eſpenkloß.

In Egeland ging ein Mann durch einen Wald, und da er Jemanden Holz hauen ſah, fragte er, was er da mache? Jener antwortete: „Ich mache mir aus einem Eſpenkloß ein Kind, um es irgendwo mit einem menſchlichen zu vertauſchen. Was willſt du denn?" — „„Ich will mir,"" antwortete der Bauer, „„ein Füllen kaufen."" — „Nun gut," ſagte der andere, „hier iſt ein Bauerhaus, da iſt ein ungetauftes Kind, das werde ich mir holen, und auch ein graues Füllen, das du ſtehlen kannſt; ſo iſt uns Beiden geholfen." Sie traten in die Stube, wo ein Kind in der Wiege lag, während alle Bewohner des Hauſes ſchliefen. Als der Unbekannte ſich aber der Wiege näherte, nieſte das Kind. Der Bauer, der in ſeinem Begleiter den Teufel erkannte, rief: „„Helf Gott!"" Da ergrimmte der böſe Feind, ſpie vor ihm aus und verſchwand, indem er den Eſpenkloß mitnahm. Der Bauer aber weckte die Hausgenoſſen und erzählte ihnen, welch einer großen Gefahr ſie entgangen ſeien, worauf ihm der Hauswirth aus Dankbarkeit das graue Füllen zum Geſchenk machte.

Anm. Bei der Erzählung dieſer Geſchichte entſtand die zweifelnde Frage, woher denn der Teufel die Seelen nehmen könne, mit welchen er die Holzklötze belebe. Die Antwort war gar leicht: „Die ſchon begrabenen Leichname böſer Menſchen ſtehen ja ſehr häufig aus den Gräbern auf, um die Leute zu ſchrecken. So gut nun der Teufel in dieſe todten Körper wieder Leben oder Seelen bringt, ſo gut kann er ja auch die Seelen der in die Hölle verdammten Böſen benutzen, um einen Holzblock zu beleben." Natürlich war dieſer Beweis durchaus überzeugend.

120.

Der Blocksberg.

Ein Bauersohn aus Worms war Rekrut geworden und kam nach vielen Jahren wieder in seine Heimath, fand aber von seinen Verwandten Niemand mehr vor. Da das Gesinde, aus welchem er herstammte, sehr reich und angesehen, auch an Arbeit nie Mangel war, so behielt ihn der Wirth bei sich, wogegen Jener ihm bei der Arbeit an die Hand zu gehen versprach. Der junge Soldat bemerkte einige Mal in der Nacht, daß die Wirthin heimlich aufstand und verschwand; er blickte ihr nach, fragte auch die übrigen Hausgenossen, konnte aber nichts Genaueres erfahren. Bald nachher an einem Donnerstag-Abend stand die Wirthin wieder auf; er schlich ihr nach und sah, wie sie in der Küche von einem Brett ein Töpfchen nahm, sich mit der darin befindlichen schwarzen Salbe bestrich und dann auf einem Besen zur Thür hinaus flog; da am nächsten Donnerstag dasselbe geschah, bestrich er sich ebenfalls mit der Salbe und wünschte dahin zu fahren, wo die Wirthin sei. Sogleich flog er durch die Luft auf einen hohen Berg, wo ein großer Ball gehalten wurde, und unter den Tänzerinnen erkannte er auch seine Wirthin. Sie fragte, wo er herkomme, und er erzählte ihr Alles, worauf sie ihn bat, zu schweigen, unter welcher Bedingung sie ihm freie Rückfahrt zusicherte, widrigenfalls er hier bleiben müsse. Er versprach es, und nun führte sie ihn zu der Tafel, wo Kuchen, Braten und Wein in silbernen Gefäßen im Überfluß vorhanden waren. Er ließ es sich gut schmecken, steckte Kuchen, Obst und einen schönen silbernen Becher ein, und als der Tanz vorbei war, bestrich ihn die Wirthin wieder mit einer andern Salbe, durch deren Kraft sie schnell nach Hause gelangten. Als er aber am andern Morgen seine Schätze besah, hatte er Kuhfladen, Roßäpfel und einen alten Kuhfuß. Da rief er: „Hol' der Teufel den Blocksberg! Ich mag nicht wieder hin!“

121.

Der silberne Becher.

Auf Worms ist in dem Walde bei Fällana ein Hügel, Blocksberg oder weißer Berg genannt, auf dem vorzeiten Hexenversammlungen gehalten worden sind. Vor langer Zeit ritt in einer Weihnachtsnacht ein junger Bauer aus Förby, Andurs, der sich etwas zu früh zum Morgengottesdienste aufgemacht hatte, an dieser Stelle vorbei und war nicht wenig verwundert, als er den Berg hell erleuchtet und eine große Gesellschaft beisammen fand, die an reichlich mit Speisen und Getränken besetzten Tischen es sich wohl sein ließ. In der Mitte saß der Fürst des Festes, der alte Bock, der dem Andurs mit einem silbernen Becher entgegentrat, ihn freundlich grüßend, und ihm einen frischen Trunk anbot. Andurs nahm den Becher, aber statt zu trinken, schüttete er den Inhalt über seine Schultern aus, gab dem Pferde die Sporen und entkam glücklich mit dem Becher, den er dem Pastor überlieferte und der noch jetzt in der Kirche als Abendmahlskelch (messkracken) gebraucht wird. Das Pferd aber hatte, wo es von dem giftigen Hexengebräu getroffen war, Haut und Haar verloren.

122.

Blåkulla.

Am Ufer von Worms lagen einige Fischer öfter die Nächte hindurch in ihren Böten, um auf den Zug der Fische zu achten. Einer von ihnen, Peter von Kellet (Kirkslätt auf Worms) hatte schon mehrere Mal bemerkt, daß einige seiner Gefährten sich in der Nacht auf die hohe See wagten und erst gegen Morgen wiederkamen. Einmal in der Nacht vor Charfreitag lag er auch im Boote, hatte dasselbe aber unvermerkt an eins der anderen Böte angebunden. Nach Sonnenuntergang setzten die Böte sich mit großer Schnelligkeit in Bewegung und schossen ohne Segel, ohne Ruder

und Steuer nach Finnland hinüber. Sein Boot folgte ihnen, und in kurzer Frist waren sie am Ufer. Seine Gefährten befestigten ihre Böte am Fuße eines steilen Felsens, dessen Spitze hell erleuchtet erschien. Während die Übrigen ausstiegen, blieb Peter im Boote liegen und beobachtete, wie sie dem alten Bocke ihre Ehrfurcht bezeigten, tanzten, aßen und tranken. Da erkannte er, daß er am Blocksberg (Blåkulla) liege, und gerieth in großen Schrecken. Gegen Morgen kehrten Jene in ihre Böte zurück, die auf der Stelle mit der größten Schnelligkeit nach Worms zurückschwammen.

123.

Die Maus als Reitpferd.

Von Ösel aus zogen in früheren Zeiten die Hexen in großer Anzahl zum Blocksberge hin, wo in der Nacht des ersten Mai eine große Festlichkeit gehalten wurde. Zwei Mädchen hatten sich einmal versteckt, um zuzusehen, wie die Blocksbergsritter sich zu ihrem nächtlichen Ritte anschickten. Man hatte sie gewarnt, ja nicht zu lachen, sonst würden sie platzen. Nachdem jeder der Abreisenden schon mit einem Besenstiele, Ziegenbocke u. s. w. versehen war und man schon in den Kessel gerochen hatte, wodurch man die Gespensternatur erhielt, fehlte dem Knechte noch ein Reitpferd. Der Wirth rief ihm zu: „Da in dem Winkel sitzt eine Maus, nimm die!“ Er nahm die Maus, schwang sich darauf und klatschte mit der Peitsche. Dies kam dem einen Mädchen so sonderbar vor, daß sie lachte und — platzte.

124.

Die ausgeschlagenen Zähne.

Einem Bauer fehlten in der oberen und unteren Kinnlade die vorderen Zähne, und er wollte nie gestehen, wann, wie und wo er sie verloren habe. Auf seinem Todbette gestand er endlich, daß er

einmal mit auf dem Blocksberge gewesen sei. Er habe da auch viele Deutsche gefunden, für welche separat gekocht worden sei. Nun habe er doch wissen wollen, was diese essen würden, habe daher in den Kessel geguckt, welches ihm aber der Teufel Küchenmeister mit einem so heftigen Schlage mit seiner eisernen Kelle aufs Maul vergolten, daß er alle Vorderzähne verloren.

125.

Die Wiedergänger.

A.

Ein Bauer in Kertell starb, hatte aber keine Ruhe im Grabe, sondern kehrte oft in sein altes Haus zurück, wo er viel lärmte und seine Frau, mit der er in großem Unfrieden gelebt hatte, mit Ruthen schlug. Eines Abends heizte sein Bruder am Berge einen Kalkofen, und der Wiedergänger kam ihm zu helfen. Jener aber rief: „Weißt du nicht, wohin du gelegt bist? Du sollst unter der Erde liegen! Fahre zum Wolfe!“ Da ging er fort, als er aber über mehrere große Steine durch den Bach gehen wollte, um wieder in sein Haus zu gelangen, überfiel ihn ein Wolf und verschlang ihn.

B.

Bei Pierfal sah ein Knabe eine weiße Gestalt auf dem Wege daher schweben, hüpfend wie eine Elster. Er verbarg sich im Gebüsch und rief: „Hundal! d. i. dem Wolfe!“ Die Gestalt antwortete: „Gehe selbst zum Wolfe (Minne issi hundal)!“ — Gleich nachher kamen zwei Wölfe gerannt, eilten dem Gespenste nach und erhaschten es an einem Hügel. Am andern Morgen fand man an der Stelle einige Lumpen und etwas gelben Schleim.

C.

Ein anderer Wiedergänger wurde von Wölfen verfolgt und rettete sich in das Loch einer Heuscheune. Von hier aus neckte er die Wölfe und rief: „Faß den rechten Fuß, faß den linken Fuß!“ Im

Heu lag ein Mann verborgen, und als dieſer ſich bewegte, rief er: „Verſuch', verſuch' dich zu rühren, ſo werde ich dir den Kopf abbrechen!“ Der Mann ſtieß ihn mit der Heugabel, ſo daß er hinunterfiel; da rief Jener: „Mann hilf dem Mann! der Mann wird wieder dem Manne helfen!“ Aber die Wölfe fraßen ihn auf.

126.

Die weißen Geſtalten.

A.

Als ein Bauer aus Borby einſt des Abends vom Paſtorat Worms nach Hauſe fuhr, ſetzte ſich eine weiße Geſtalt hinter ihn auf den Wagen. Zwar that ſie ihm nichts, ſondern ſprang in Borby ab und verſchwand, aber er hatte plötzlich den Verſtand verloren, ſo daß er Taback zerſchnitt und den Hühnern hinſtreute und andere närriſche Dinge that. Endlich ſchor ihm ein Mann ein Kreuz in die Kopfhaare, worauf er wieder vernünftig wurde.

B.

Der alte Küſter Halmann in Nuckö kam einſt Abends ſpät von einer Hochzeit zurück und ſah auf dem engen Wege bei Kullenäs eine große weiße Geſtalt. Ehe er ſie genauer unterſcheiden konnte, fühlte er einen ſo fürchterlichen Windſtoß, daß er niederſank. Als er ſich wieder aufraffte, war das Geſpenſt verſchwunden, er bemerkte aber, daß er ſeinen Gurt verloren habe, den er am andern Tage auf derſelben Stelle wiederfand. — Derſelbe ſah eines Abends eine große weiße Geſtalt vom Kirchhofe herunter kommen und auf die in der Nähe weidenden Pferde losſtürzen; doch konnte ſie keins erhaſchen.

C.

Ein Strandreiter ſah bei Diby auf Worms eine furchtbar große Geſtalt in weißen wollenen Kleidern mit ſchwarzen Rändern immer neben ſich herſchreiten; ein anderer ſah eine ſchwarze Geſtalt

auf Blåmark, und ein Amtmann wurde von zwei langen Weibern in weißen Kleidern von Blåmark bis nach Hullo verfolgt.

D.

Ein Herr ritt einſt im Mondſchein durch einen Wald und ſah dicht neben ſich eine hohe weiße Nebelſäule ſtehen, die ihn immer ganz nahe begleitete, obgleich er öfter ſein Pferd antrieb und dann wieder langſamer gehen ließ. Bei einem Kruge ſtieg er ab, und zwar grade nach der Seite hin, wo die Geſtalt ſtand. Sie wich aus und ging auf die andere Seite, und ſo trieb er ſie mehrmals um das Pferd herum, ſtieg dann auf und ritt weiter. Die Geſtalt folgte ihm bis zu einer Brücke, als er aber ernſtlich anfing zu beten, wuchs ſie hoch in die Höhe und zerging in Nebel.

127.

Die Todtenmütze.

Ein armes Weib in Hapſal wurde krank und ſtarb. Bei der Einſargung beſchloſſen die Vormünder ihrer Kinder, die noch ziemlich neue Mütze der Verſtorbenen nicht mit zu begraben, ſondern ſie für die Tochter aufzubewahren. Es geſchah ungeachtet des Widerſpruches mehrerer alten Weiber, die eine ſolche Abweichung von der alten Sitte unerhört fanden. Am Abend nach der Beerdigung hörte man in dem Hauſe der Verſtorbenen ein fürchterliches Getöſe, eine Geſtalt zeigte ſich mit ergrimmten und traurigen Mienen, ſo daß die Kinder erſchreckt um Hülfe riefen. Die Nachbarn eilten herbei und hörten deutlich eine hohle, klägliche Stimme rufen: „Ohne Mütze (barhûe)!“ Obgleich man nun die Nothwendigkeit einſah, der Unglücklichen ihre Kopfbedeckung wieder zuzuſtellen, ſo wagte man doch nicht, das Grab wieder aufgraben zu laſſen, was zu viel Ärgerniß verurſacht haben würde. Daher verfiel man auf den Ausweg, einer Leiche, die bald nachher auf dem Kirchhofe beerdigt wurde, die Mütze mitzugeben, mit der Bitte, der Barhäuptigen dieſelbe zuzuſtellen. Seit der Zeit hatte man Ruhe.

128.

Der Krüppel.

Ein Bauer in Worms, der den Branntwein sehr liebte, hatte einen Sohn, der auf allen Vieren kroch, weil er ganz verkrüppelt war, daher er dem Vater so zuwider wurde, daß dieser ihm oft fluchte und den Tod wünschte. Als der Knabe neun Jahr alt war, starb er. Bald nachher aber an einem Donnerstag-Abend sahen ihn seine jüngeren Geschwister wiederkommen, mit gesunden Füßen und freundlichem, aber ernstem Angesicht; er setzte sich still auf die Thürschwelle, sah sich im Hause um und ging schweigend fort. Dies geschah öfter. Die Kinder sagten es dem Vater, der ihn erwartete und fragte, warum er komme. Er antwortete: „Weil du mir so grimmig geflucht hast, so finde ich keine Ruhe im Grabe!“ Der Vater antwortete: „„Das ist meine Sünde! Geh du in Frieden zur Ruhe!““ Das Kind verschwand, der Vater aber entsagte von Stund' an dem Branntwein und lebte still und fromm.

129.

Der Bettelknabe.

Ein armer zerlumpter Betteljunge kam in einem strengen Winter ganz krank und erfroren in ein Dorf und erhielt nach langem Bitten die Erlaubniß, sich in der Rie eines wohlhabenden Bauern in einer Ecke niederlegen zu dürfen. Am andern Morgen, als man nach ihm sah, war er gestorben. Da Niemand ihn kannte, wollte man sich keine Mühe mit ihm geben; daher wurde die Leiche ungewaschen und ungekleidet in einen schlechten Sarg gelegt, und einstweilen in der Rie hingestellt. In der Nacht erschien der Knabe der Wirthin und bat sie, seinen Leib zu waschen, da er sonst keine Ruhe finden könne. Sie achtete nicht darauf, aber in der folgenden Nacht kam der Geist mit derselben Bitte wieder, die er auch in der dritten Nacht mit kläglichen und drohenden Geberden wiederholte. Da ward sie

dieſer Erſcheinungen überdrüſſig und wuſch, wiewohl mit vielem Widerſtreben, die Leiche und bedauerte nur, daß es nicht Sonntag ſei, um ſie gleich beerdigen zu laſſen. — In der folgenden Nacht erſchien der kleine Geiſt wieder und bat um ein Laken oder einen Rock, unter welchem er ſich erwärmen könnte; es friere ihn gar zu ſehr. Die Wirthin erfüllte ſeine Bitte und deckte die Leiche mit einem alten Röckchen zu, um nicht ferner Beſuche zu bekommen, ließ ſie beerdigen und war hinfort von den geſpenſtiſchen Beläſtigungen befreit.

130.

Das Geiſterſpiel.

In der Nähe eines Paſtorats ſahen die Leute am Weihnachtsabend zwei weiße Geſtalten vom Kirchhofe herkommen und in der Luft neben einander herſchweben, wobei ſie einander wie mit weißen Tüchern ſchlugen. Sie gingen ihnen in Begleitung des Predigers näher, ſchoſſen dreimal über ihre Köpfe, aber ohne Erfolg. Der Paſtor betete ein Vaterunſer über ſie, aber ſie verſchwanden nicht, daher er endlich ſagte: „Laßt ſie nur weiter ſpielen (Lät tom späla på)!“ und ſich mit ſeinen Dienſtboten ins Haus zurückzog, ihnen auch nicht mehr geſtattete, hinauszugehen. Mit dem Hahnenſchrei verſchwanden ſie. Man vermuthete, es ſeien zwei Nachbarn geweſen, die während ihres Lebens beſtändig in Hader und Zank gelebt hatten, und von denen der Eine zum Andern geſagt haben ſoll: „Du magſt durch Himmel und Erde fliegen, zu mir darfſt du nicht kommen!“ Daher fanden ſie keine Ruhe im Grabe.

Anm. Auf Pebalg ſtellte der Erzbiſchof Wilhelm, Markgraf von Brandenburg, allerlei Feſte an. Als er nun Abends mit der Frau (Baronin Ungern) von Pürkel den Reigentanz eröffnete, ſah man auf dem hohen runden Berge, der dem Schloſſe gegenüber liegt und ehemals eine Feſtung der Letten geweſen iſt, andere Reigentänze ganz in derſelben Weiſe, dieſelben Perſonen, dieſelbe Muſik, wie beim Erzbiſchof im Schloſſe. Dies Schauſpiel wurde dem Markgrafen aus einem Fenſter des Schloſſes gezeigt, und da er vermerkte, daß er wegen ſeiner Thorheiten vom Teufel geäfft werde, ſagte er: „Laſſet dem Böſen ſeinen Willen! Nachdem er ſo viel jammervolle Strafen erlitten hat, will er auch mal ein biß-

chen luſtig ſein (vult post tot poenarum miserias etiam aliquantulum exhilarari)!"

131.

Der erſchlagene Diener.

Zwei Brüder lebten zuſammen in einem Hauſe, aber ſeit Jahren ſchon herrſchte bittere Feindſchaft zwiſchen ihnen, ſo daß ſie, ohne ſich zu grüßen oder mit einander zu ſprechen, ſich gegenſeitig grimmig anblickten und einander jegliches Herzeleid anzuthun ſuchten. Zwar hatte der jüngere Bruder, Chriſtian, öfter verſucht, eine Verſöhnung herbeizuführen und den Haß ſeines Bruders Matths zu überwinden, aber alle Bemühungen ſcheiterten an der Hartnäckigkeit und dem böſen Willen deſſelben. Chriſtian hatte einen Diener, einen guten, etwas einfältigen Menſchen, der leider den Branntwein zu ſehr liebte. Eines Abends ſpät kam Chriſtian nach Hauſe, und als er die Thür öffnete, ſtand der Diener darangelehnt, ganz betrunken und bewußtlos. Beim raſchen Aufmachen der Thür ſtürzte er nieder, verletzte ſich am Kopfe und blieb ohne Beſinnung liegen. Da er ſich nicht weiter rührte und Chriſtians Belebungsverſuche vergeblich blieben, ſo ließ er ihn begraben, indem er aufrichtig bedauerte, durch einen unglücklichen Zufall die Veranlaſſung zum Tode dieſes Menſchen gegeben zu haben. Der Bruder aber wollte dieſe Gelegenheit benutzen, ihm einen empfindlichen Streich zu ſpielen, und zeigte beim Gerichte an, daß ſeines Bruders Diener in Folge von ſchweren Mißhandlungen geſtorben ſei. Er erhielt den Beſcheid, daß am anderen Morgen eine Unterſuchung Statt finden ſollte. Um alſo ſeinen Worten Glauben zu verſchaffen, grub er die Leiche aus und begann, ſie mit einer ſtarken Peitſche zu geißeln. Kaum aber hatte er ihr einige Schläge ertheilt, als der Leichnam anfing, ſich zu bewegen. Voller Angſt lief er davon, der Diener aber, der nur ſcheintodt geweſen war, erholte ſich und ging nach Hauſe. Als er an die Thür klopfte, wollte ſein Herr ihm nicht öffnen, da er ihn für ein Geſpenſt hielt, verlangte aber, daß er das Vaterunſer und einige andre Gebete ſagen ſollte. Sobald dies geſchehen war, wurde er

aufgenommen und ins Bett gebracht, erholte ſich auch zu Chriſtians Freude ſehr ſchnell. Am andern Morgen kamen die Richter, und da ſie aus dem Munde des Todtgeglaubten die Wahrheit und die Urſache der Striemen auf ſeinem Rücken erfuhren, nahmen ſie den Ankläger gebunden mit, der denn auch bald nach Sibirien verſchickt wurde.

132.

Des Todten Griff.

In Pernau lebten zwei Brüder, der eine in bitterer Armuth, der andere reich. Letzterer verreiſte und unterdeß ſtarb der Arme. Seine Wittwe ließ ihre Schwägerin um einige Kleidungsſtücke zur Beerdigung bitten, die ſie ihr auch zuſtellte. Als aber der Mann nach Hauſe kam und das Geſchehene erfuhr, wurde er ſehr ungehalten, ging in das Haus des Verſtorbenen und zog ihm die geſchenkten Kleider ab. Plötzlich erwachte der Todte aus ſeinem Starrkrampfe, packte ſeines Bruders Arm mit großer Gewalt und ſtarb gleich wieder, ohne die Hand zu öffnen. So war der Bruder an die Leiche gefeſſelt, ſein Arm ſchwand hin, während des Todten Arm anſchwoll, und wenn die Ärzte verſuchten, die Hand zu löſen oder die Finger zu zerſchneiden, empfand er die ſchrecklichſten Schmerzen. So war er ſchon acht Wochen an die unveränderte und unverweſte Leiche geheftet und ſollte mit ihr durch Leal und Hapſal zum warnenden Beiſpiel nach Reval gebracht werden, damit Alle die Strafe des brüderlichen Haſſes und der Habſucht vor Augen ſähen, weshalb am 9. März 1853 viele Bauern von Ruckö und Worms nach Hapſal kamen, um dies Schauſpiel mit anzuſehen.

133.

Der verlorne Herr.

Ein harter, grauſamer Herr, der ſeine Bauern aufs Schrecklichſte quälte, fuhr einſt im Winter ſpät Abends an einem Kirchhofe

vorbei. Als sich der Kutscher bald nachher umsah, war sein Herr verschwunden. Er hielt an und fuhr zurück. Bald traf er auf dem Wege einen Stiefel seines Herrn, dann noch einen, dann seinen Mantel, Rock und alle übrigen Kleidungsstücke, die er aufnahm und auf den Schlitten legte. So kam er endlich auf den Kirchhof und sah schon von Weitem seinen Herrn ganz nackt auf einem mit Schnee bedeckten Grabhügel sitzen, bitterlich weinend, klagend und ihn um Hülfe anflehend. Der Kutscher benutzte diese Gelegenheit, ihm seine Grausamkeit vorzuhalten und ihn zu gelinderem Verfahren zu ermahnen. Jener versprach, sich gänzlich zu bessern, und erhielt seine Kleider wieder, die er mit Hülfe des Kutschers anlegte, worauf er in den Schlitten stieg und nachdenklich nach Hause zurückkehrte. Von dieser Stunde an war er wie umgewandelt, wurde ein freundlicher gütiger Herr, und seine Bauern liebten ihn von der Zeit an eben so, wie sie ihn früher gehaßt hatten.

134.

Der Schmied.

Ein Schmied in Worms bekam in seiner Schmiede Besuch von einem Geiste, der ihm Alles nachmachte. Endlich schlug er dem ungebetenen Gaste einen Wettlauf vor, lief aber mit dem Hammer voraus und versteckte sich hinter einem Pfosten. Als nun das Gespenst erschien, gab er ihm einen Schlag ins Genick, daß es niederstürzte und verschwand.

135.

Augenverblendung.

Ein alter Schwede aus Kertell wurde in Hapsal als Rinderhirt angestellt und wohnte neben dem Kirchhofe. Eines Abends im Dunkeln sah er in der Nähe des Kruges etwas Schwarzes auf der Straße liegen, was er für eine Pferdedecke oder einen Rock hielt und mit

seinem Stocke aufheben wollte. Aber so wie er es berührte, verschwand es; denn es war nur ein Gespenst, und er war augenblicklich ganz irre, konnte Nichts sehen, und wohin er ging, waren Steinzäune vor ihm. Endlich fiel ihm ein, seine Handschuhe umzukehren und verkehrt wieder anzuziehen. Sogleich wurden seine Augen geöffnet, und er sah, daß er dicht vor seinem Hause stand, in welchem ein Licht brannte und hell leuchtete.

136.

Des Teufels Haus.

Als die Menschen anfingen, sich Häuser zu bauen, kam der Teufel zu dem Herrn und sprach: „Alle Menschen bauen sich jetzt Häuser, und ich möchte doch so gern auch eins haben. Wirst du mir erlauben, mir eins zu bauen?“ Der Herr antwortete: „„Geh hin in den Wald, und wenn du daselbst Bäume findest, die weder grade noch krumm, weder groß noch klein sind, so magst du sie umhauen und dir nach Gefallen daraus ein Haus verfertigen.““ Der Teufel ging, aber nirgends fand er einen Baum, den er hätte nehmen dürfen; erst am Abend fand er einen einzigen, der ihm weder grade noch krumm, weder groß noch klein zu sein schien. Ärgerlich und ermüdet trat er vor Gott und erzählte ihm von seiner vergeblichen Bemühung den ganzen Tag hindurch und bat ihn um einen andern Ausweg; denn aus diesem einem Baume könne er doch unmöglich ein Haus erbauen. Gott aber antwortete: „„Du siehst, daß für dich keine Bäume gewachsen sind, und daß du ohne Haus auf Erden unstät und flüchtig leben sollst allezeit!““

137.

Die Teufelsschmiede.

In der Nähe von Püchhalep auf Dagö am Strande ist ein steiler Felsabhang von 40—60 Fuß Höhe, in welchem einige

Höhlen ſich finden. Eine von dieſen heißt die Teufelsſchmiede. Der Teufel fuhr von hier aus öfter in der Nacht in einem ſchwarzen Wagen mit vier ſchwarzen Pferden beſpannt und mit großem Gefolge nach Großenhof, dem Gute des Grafen Jakob de la Gardie, wo er um den Hof herumkutſchte und dann bei der Kirche vorbei wieder zu ſeiner Schmiede jagte. Der Paſtor Jahn (?) erwartete ihn in Großenhof, exorciſirte ihn und zwang ihn auch, von da ſich zurückzuziehen. Der Böſe aber drohte, wenn er ihn auch von hier vertreibe, ihn in ſeinem eigenen Hauſe aufſuchen zu wollen. Nicht lange nachher ſah der Diener des Paſtors gegen Mitternacht den Teufel mit einem großen Gefolge bei der Kirche vorbei grade auf das Paſtorat zufahren. Schnell eilte er in das Schlafgemach ſeines Herrn, vermochte ihn aber nicht aus dem Schlafe zu erwecken. Schon erfüllte die Schaar der Begleiter des Teufels den ganzen Hof, und er ſelbſt war ins Vorhaus getreten, als der Paſtor erwachte, der alsbald ſeinen Ornat über das Hemd warf und mit der Bibel in der Hand die Bannung des böſen Feindes vornahm, der darauf nach Einigen in die Erde verſank, nach Andern in ſeine Schmiede zurückkehren mußte, die er von der Zeit an nicht mehr verlaſſen durfte. Hierin hämmerte und arbeitete er nun mit großem Lärm, welcher einige Weiber, die am Strande wuſchen, verdroß, ſo daß ſie dem Teufel mit naſſen Leintüchern zu Leibe gingen und ihn ſo durchpeitſchten, daß er verſchwand.

138.

Der kleine Thomas.

Der Teufel hat einen kleinen Sohn, Thomas, der oft mit ihm in aller Freundlichkeit verkehrt und die Welt durchzieht, ſehr häufig aber auch mit ihm in Streit geräth und ihn zu necken oder anzuführen ſucht. Einſt machte er mit ſeinem Vater eine Wette, daß er tiefer in die Erde ſpringen könne als Jener. Er hatte aber vorher in der Erde eine kleine Grube gemacht, ſie mit Moos und

etwas Erde gefüllt, und ſank natürlich tiefer in die Erde als der Alte, der deshalb die Wette bezahlen mußte.

Einſt trug ihm der alte Teufel auf, Nahrung herbeizuſchaffen. Thomas verwandelte ſich in einen Vogel, ſetzte ſich auf den Aſt eines Baumes an einem Felde, auf welchem eine Magd mit zwei Kühen pflügte. Dann rief er ihr laut mit menſchlicher Stimme zu: „Deine kleine Kuh wird die große auffreſſen!“ Erſchrocken lief ſie davon und verkündigte zu Hauſe, was der Vogel geſprochen. Unterdeß ſpannte Thomas die eine Kuh ab und brachte ſie ſeinem Vater; vorher aber hatte er ihr den Schwanz ausgeriſſen und ihn der andern Kuh vorgeworfen. Als die Bauern aufs Feld kamen, ſahen ſie voll Verwunderung, daß wirklich die kleine Kuh die größere bis auf den Schwanz verzehrt, aber nicht um ein Haar zugenommen habe. Nachdenklich und in Erinnerung an Pharaos Träume ein ſchlechtes Jahr erwartend, zogen ſie ſich in ihre Häuſer zurück. Thomas aber und ſein Vater ſchmauſten luſtig von dem Geraubten. Einmal ſetzte ſich der Teufel mit Thomas auf einen Wagen. Da das Pferd den ſchwerer gewordenen Wagen nicht gut ziehen konnte, peitſchte es der Bauer und rief einmal über das andere: „Teufel (kurrad)!“ Thomas ſtieß ſeinen Vater an und ſagte: „„Hör', er ruft dich!““ Der Bauer, der eine Stimme hörte, aber nicht verſtand und Niemand ſahe, fragte: „Was Teufel redeſt du (mis kurrad sa rägid)?“ — „„Siehſt du,““ ſagte Thomas, „„er hat dich erkannt und wird gleich mit der Peitſche über uns herfahren, da wir uns ohne Erlaubniß auf ſeinen Wagen geſetzt haben.““ Erſchrocken machte der Teufel, daß er fortkam; Thomas aber ließ ſich ganz ruhig noch weiter fahren.

139.

Des kleinen Thomas Dudelſack.

Ein Bauer fand auf dem Wege ein Päckchen mit Papiergeld, aber es wurde ihm wieder entwendet. Sehr ärgerlich ging er nach Pernau, um dort einen berühmten Zauberer (tark) um Rath zu fragen. Unterwegs kam er zu einer Rie, in welcher er ſein Nacht-

lager aufſchlug. Kaum hatte er ſich hingelegt, als er in einer Ecke ein ſonderbares Getön hörte, wie eines ganz kleinen Dudelſackes, der mit ſeltner Geſchicklichkeit geſpielt wurde. Er ſtand auf und näherte ſich der Ecke, aber augenblicklich war es am andern Ende der Rie, und auch von da wichen die Töne, ſobald er ſich näherte. Oft glaubte er ſchon den unſichtbaren Tonkünſtler in Händen zu haben, aber plötzlich entging er ihm wieder, und immer aufs Neue erſchallten die eigenthümlichen lieblichen Töne. Da der Bauer doch nicht ſchlafen konnte, ging er nach langem Umherlaufen ärgerlich fort. In der Nähe von Pernau traf er mit einem kleinen grauen Manne zuſammen, der ihn anredete und fragte, wohin er gehe. Er erwiderte: „Das geht dich Nichts an.“ Der Graue antwortete: „„Ich weiß ja recht gut, wohin du willſt! Du ſuchſt einen klugen Mann in Pernau, aber du wirſt Nichts von ihm erlangen. Wenn du dich aber an mich wenden wollteſt, ſo könnte ich dir leicht das Verlorne und noch mehr wiedergeben.““ — „Was du ſagſt, iſt wohl wahr,“ ſagte der Bauer, „aber ich ſehe, du biſt der Teufel; mit dir will ich Nichts zu thun haben!“ — „„Dann wirſt du auch dein Geld nicht wieder bekommen; aber ich will dir doch zeigen, wie reich ich dich machen könnte.““ Mit dieſen Worten ſteckte er ſeinen Stock in die Erde, und ſogleich quoll rings um denſelben Gold aus dem Boden. Dann kehrte er den Stock um, das Gold verſchwand, aber oben auf der Spitze des Stockes ſchien Papiergeld zu wachſen und eine Blätterkrone zu bilden. Der Bauer, der ſein verlornes Geld zu erblicken glaubte, ſprang darauf zu, aber plötzlich waren alle Blätter durch die Luft davongeflogen. „„Siehſt du,““ ſagte der Teufel, „„jetzt haſt du Nichts, und vorher in der Rie haſt du auch nichts weiter gewonnen, als daß du meinen Sohn Thomas auf dem Dudelſack ſpielen gehört haſt.““ Mit dieſen Worten verſchwand er; der Bauer aber kehrte nachdenklich nach Hauſe zurück.

140.

Der Dudelſack.

Vorzeiten war bei Ehſten und Schweden in Dagö auf allen Hochzeiten und Feierlichkeiten der Dudelſack das einzige Inſtrument, welches auch bei der Arbeit zur Ermunterung angewendet wurde. Zwar eiferten die Prediger gegen den Gebrauch deſſelben und auch manche Bauern hielten die aus heidniſchen Zeiten überkommene Sackpfeife für ſehr bedenklich. Da ereignete es ſich eines Abends nach einem luſtigen Tanze, als Alle ermüdet auf der Streu lagen, daß aus dem an der Wand hängenden Dudelſack die lieblichſten Melodien ſich vernehmen ließen. Die Schläfer erwachten, verwunderten ſich, da ſie nie ſo wohltönende Muſik gehört zu haben glaubten, und zündeten Licht an, um den nächtlichen Virtuoſen kennen zu lernen; aber es war weder etwas zu ſehen noch zu hören. Das Licht wurde ausgelöſcht und man legte ſich wieder zur Ruhe. Alsbald aber begann das Spiel aufs Neue und in noch lieblicheren und künſtlicheren Variationen, wie ſie unter den Anweſenden kein Einziger auszuführen im Stande geweſen wäre. Wiederum zündete man einen Kienſpan an, aber mit demſelben Erfolge. Sobald es jedoch wieder dunkel wurde, hörte man abermals die ſchönſten und luſtigſten Weiſen in unerhörten und kühnen Wendungen. Überzeugt, daß nur der Teufel oder ein Hausgeiſt (tont) mit ſolcher Meiſterſchaft dies heidniſche Werkzeug zu handhaben im Stande ſei, machte man keine weiteren Verſuche, ihn zu Geſicht zu bekommen, beſchloß aber von jetzt an, ſich des Gebrauches deſſelben gänzlich zu enthalten und an ſeiner Stelle die Violine einzuführen.

Anm. Der Dudelſack war, als Erfindung Taara's, ſonſt in ganz Ehſtland ungemein beliebt, ſo daß an manchen Orten noch jetzt ſelten eine gemeinſchaftliche Arbeit verrichtet oder eine Feſtlichkeit begangen wird, ohne dieſe wohlklingende Muſik. In frühern Zeiten, ſagt man, mußte in Dagö von zwei Arbeitern immer der Eine Muſik machen, während der Andere arbeitete, und ſelbſt bei Reval ließ noch vor wenig Jahren ein Kaufmann, den die Ehſten wanna karro, den alten Bären, nannten, ſeine Felder ſtets unter dem Klange des Dudelſacks bearbeiten. Ohne auf die Vermuthung, daß die Sackpfeife, weil ſie zuweilen auch als Dünnbierfaß (taara-pütta) dienen müſſe, wegen der Verwandtſchaft dieſes

Namens mit dem des alten Gottes Tharapitha göttliche Verehrung genossen habe, weiter einzugehen, müssen wir doch eine Verbindung derselben mit den altheidnischen Volkssitten und Götterdiensten annehmen. Später schrieb man deshalb die Erfindung des heidnischen Instrumentes dem Teufel zu, und der hochverehrte, durch die Übersetzung eines ausgezeichneten Kochbuches berühmte Pastor Lithander auf Nuckö († 1789) nannte es den Höllensack oder des Teufels Blasebalg, was verbunden mit abergläubigen Vorstellungen den Dudelsack allmählich in Verruf gerathen ließ.

141.

Der Musikant im Walde.

Einige Leute sahen drei Feuer in einem Walde, und in der Erwartung, Schätze zu finden, gingen sie darauf zu. Sobald sie sich aber der Stelle näherten, waren die Feuer verschwunden und zeigten sich in einiger Entfernung tiefer im Walde. Dieses wiederholte sich noch mehrmals, so daß sie sich endlich in der finstern Nacht in den dichsten Wald gelockt sahen, wo sie weder Weg noch Steg wußten. Endlich hörten sie ein sonderbares Getön, welches aus einer großen hohlen Eiche zu kommen schien. Je näher sie kamen, desto lauter und lieblicher klangen die Töne und endlich sahen sie ganz deutlich einen kleinen Teufel auf der Eiche sitzen, der mit großer Geschicklichkeit den Dudelsack spielte. Von Angst ergriffen, liefen sie nach verschiedenen Seiten davon, stürzten aber oft über die verwachsenen Wurzeln zu Boden, und immer wieder ertönte ihnen die unheimliche Musik bald von hier, bald von da in die Ohren, so daß sie vor Schreck und Erschöpfung halbtodt erst am andern Morgen sich wieder aus dem Walde herausfanden, hart gestraft für ihre Neugierde und Habsucht.

142.

Die Hochzeitsgäste.

Ein Kerl und sein Weib hatten gestohlen, und es wurde deshalb scharf nachgeforscht. Während der Untersuchung stahl das Weib

wieder Brot aus einem Backofen; dies wurde bemerkt, und der Verdacht wegen des ersten Diebstahls wurde immer dringender. Da gingen sie in den Wald und trafen auf einem Kreuzwege den Teufel, der ihnen reichlich Geld gab, aber dem sie dafür versprechen mußten, ihm zu dienen und ihm ihre Seelen zu verkaufen. Mit dem Gelde befriedigten sie ihre Gläubiger und lebten nun in großem Überflusse, lustig und gottvergessen in den Tag hinein, tranken und spielten Karten. Besonders ergab sich das Weib dem Trunke und führte ein schlechtes Leben, wurde aber bald nachher krank und starb unter großen Gewissensbissen. Der Todesfall machte auf den Mann einen großen Eindruck, er wurde ernster, sah sich aber veranlaßt, in eine neue Ehe zu treten. Um noch seinen alten Bundesgenossen zu benutzen, lud er ihn zur Hochzeit und bat um ein Hochzeitsgeschenk. Der Teufel gab ihm ein Geschenk und versprach zu kommen, fragte aber, wer die übrigen Hochzeitsgäste seien. Der Bräutigam antwortete: „Ich habe noch den Engel Michael, St. Petrus und St. Georg eingeladen, und sie versprachen alle zu kommen!“ Als dies der Teufel hörte, weigerte er sich, in solcher Gesellschaft zu erscheinen. So wurde der Mann seiner los und fing ein sittliches, christliches Leben an.

143.

Issiteggi.

Der Rienkerl in Großenhof auf Dagö war ein kluger und geschickter Mann, der die Kunst verstand, aus Zinn Knöpfe und allerlei Figuren zu gießen. Als er einmal Abends beim Rienofen Knöpfe gegossen hatte, trat der Teufel zu ihm und fragte: Was machst du da, Mann?“ Der Rienkerl grüßte ihn und sprach: „„Ich gieße Augen.““ Der Teufel sah die glänzenden und blinkenden Knöpfe an und fragte: „Kannst du mir nicht auch neue Augen gießen? Meine alten Augen sind schon so schwach, daß ich damit nicht mehr über drei Königreiche wegblicken kann, während ich sonst über neun Welten sehen konnte.“ — „„Warum nicht?““ erwiderte der Mann, „„komm nur morgen Abend wieder; jetzt eben habe ich nicht

genug von dem Augenwaſſer bei der Hand.““ Der Teufel ging, aber verſprach wiederzukommen. Am andern Abende — es war am Tage vor Neujahr, an welchem man aus Zinn Glück zu gießen pflegt — hatte der Rienkerl ſich mit einer hinlänglichen Menge von Zinn verſorgt, und als nun der Teufel erſchien, fragte er ihn, ob er große oder kleine Augen haben wolle. „Natürlich recht große!“ war die Antwort; „um ſo beſſer werde ich dann ſehen können.“ Der Rienkerl legte daher ein Pfund Zinn in die große Kelle, die ihm als Schmelztiegel diente. Dann wandte er ſich zum Teufel und ſprach: „„Wenn dir Augen gegoſſen werden ſollen, ſo mußt du die Augen öffnen, aber ganz ſtille halten. Daher iſt es nothwendig, daß ich dich an einen Balken feſtbinde, damit du nicht zuckeſt.““ Der Teufel ließ es ſich gefallen und wurde mit einem ſtarken Stricke an einen Balken, der zu einer Mühlenwelle beſtimmt war, feſt angebunden. Unterdeß fragte er den Rienkerl, wie er heiße: „„Iſſi (d. i. Selber) heiße ich!““ war die Antwort, mit der der Teufel zufrieden war.

Nachdem das Zinn ſich aufgelöſt hatte, rief der Rienkerl dem Teufel zu: „Halt nun ſtille und mache die Augen weit auf, denn nun werde ich gießen!“ Der Teufel riß die Augen ſo weit auf wie möglich, um neue recht große Augen zu bekommen, und der Rienkerl goß ihm das glühende Metall ſchnell erſt in das eine, dann in das andre Auge. Vor Schmerz brüllte der Teufel laut, ſprang mit dem Balken auf und wollte den betrügeriſchen Augengießer packen, um ihm den Hals umzudrehen. Dieſer aber wich dem blinden Feinde geſchickt aus, und ſo lief denn der Teufel mit dem Balken auf dem Rücken fort. Sein gräßliches Geheul lockte die anderen Teufel herbei, und mitleidig fragten ſie ihn: „Was ſchreiſt du ſo? Wer hat dir etwas gethan?“ „Iſſi teggi (d. i. Selber gethan)!“ ſchrie der Teufel wiederholt in wüthendem Schmerze. Da lachten ſie und ſagten: „Haſt du es ſelber gethan, ſo trage den Schaden ſelber!“ Nachdem der Teufel unter entſetzlichem Gebrüll 10 Werſt weit gelaufen, ſtürzte er todt nieder, und noch jetzt zeigt man die Stelle und die Überreſte des Balkens in einem Moraſte 10 Werſt von Großenhof.

Anm. Der Schluß lautet in Rosenplänters Beiträgen VI, S. 61 so: Der Teufel starb mit allen neuen Augen. Von nun an gab es keinen Teufel. Der Rienkerl schickte seinen Hund, den Teufel zu begraben. Der Hund vermochte es nicht und nahm den Fuchs zu Hülfe. Beide vermochten es noch nicht und nahmen noch die Ratze zu Hülfe. Sie erkannten aber, daß dies noch nichts helfe, der Leichnam zerdrückte nur die Ratze und den Fuchs. Daher nahm der Hund den Wolf zu Hülfe. Sie begruben den Teufel hinein in den Misthaufen eines weißen Pferdes, dann feierten sie seine Beerdigung. Dabei fraßen sie die Ratze und den Fuchs; der Hund pfiff, der Wolf tanzte. Auf diese Weise ging es zu mit der Beerdigung des Teufels.

144.

Die gerettete Seele.

Ein General war arm geworden und lebte mit seinen beiden Töchtern, deren eine sehr schön und liebenswürdig war, in großer Einfachheit und Dürftigkeit. Einst ging er auf die Jagd, traf aber Nichts und zündete sich nachher ein Feuer an, um sich etwas zu erwärmen. Da trat ein furchtbarer schwarzer Mann zu ihm und versprach ihm Befreiung aus seiner dürftigen Lage, wenn er ihm das Versprechen gebe, daß er nach dreißig Jahren ihm angehören wolle. Er nahm das Anerbieten an und gelobte sich ihm zu eigen, was er auch mit seinem Blute unterschrieb. Nach Ablauf der Zeit hörte er eines Abends einen fürchterlichen Lärm und gräulichen Gesang; gleich darauf sah er eine Menge Teufel, große und kleine, sich hereindrängen. Der alte Teufel erschien ihm in derselben Gestalt wie früher und verlangte seine Seele. Er unterhandelte mit ihm und versprach ihm endlich auch seine Tochter, wenn er beide noch dreißig Jahre lang leben lasse. Nachdem er nun noch eine Zeitlang herrlich gelebt, wurde der alte Vater nachdenkend und ernst, that viel Gutes, baute Kirchen und Klöster, und als nun die dreißig Jahre um waren, ging er mit seiner ganzen Familie in ein von ihm gestiftetes Kloster, fastete und betete und ließ auch alle Mönche für sich und mit sich beten. Am Abend kam eine große Schaar Teufel vor das Thor des Klosters, ein furchtbarer Donnerschlag erfolgte, sie schlugen an Thüren und Fenster und flogen mit häßlichem Geschrei und feuer-

ſpeiend um das Haus. Da dieſes aber unter Gottes Schutze ſtand, konnten ſie nicht hinein, und der alte General ward erlöſt; er ſtarb aber bald nachher ruhig im Kloſter.

145.

Des Teufels Arbeit.

Beim Bau einer Heuſcheune auf Worms wollte der Teufel behülflich ſein und erſchien den Arbeitern, die ihn durch ihre Flüche herbeigerufen hatten, in weiten Hoſen, deren eines Bein grün, das andere blau war, und mit breitrandigem grauem Hute bedeckt. Zwar meinte er, wenn ſein Sohn, ein kleiner Skrat, ihn auf das Rufen der Arbeiter, daß ſie der Teufel holen ſollte, aufmerkſam machte: „Unſer Name iſt das tägliche Zubrot eines wormsſchen Bauern, womit er ſich ſeine magere Nahrung würzt!“ doch arbeitete er mit, beſonders wenn die Bauleute ſchliefen. Wenn er die Balken zählen wollte, verſah er ſich häufig, auch nannte er die Balken immer kompar.

Anm. Auf Worms auf dem alten Begräbnißplatze bei Swiby, der Blamark heißt, wurde auch ein Mann von einem kleinen Kerle mit einem blauen und gelben Beine, der auf einem ſchwarzen Pferde ritt, verfolgt. Ein Kerl mit einem blauen und gelben Strumpfe erſchien am Bache Wöhhanda und der Sohn Tapio's aus Finnland, trägt einen blauen Mantel und eine hohe Mütze, die bald blau, bald roth iſt. Offenbar iſt Blau und Gelb (oder Roth oder Grün) gleich Luft und Blitz, das ſchwarze Roß und der blaue Mantel die Gewitterwolke.

146.

Das ſchwarze Buch.

Ein Runöer hatte einen Vertrag mit dem Teufel gemacht, worin dieſer ihm gute Jagd und reichliche Einnahmen verſprach. Zu dem Ende übergab er ihm ein ſchwarzes Buch mit rothen Buchſtaben, durch welches er Seehunde, ſo viel er wollte, zu ſich heranzaubern konnte. Als aber ſeine Paktzeit zu Ende ging, wollten die

Seehunde nicht mehr pariren, ſondern wurden nach jedem Schuſſe größer und kamen ihm näher, bis ſie ihm endlich die Zähne wieſen und ihn anzufallen drohten. Da ſuchte er ſein Buch loszuwerden, weil nach Ablauf der beſtimmten Zeit der Beſitzer des Buches dem Teufel verfallen ſein ſollte. Er verkaufte es auch wirklich zweimal, aber es kehrte immer wieder zu ihm zurück. Da gab ihm ein Zauberer den Rath, es in ein Brot zu backen und ſo zu verkaufen. Dies geſchah, er übergab es einem Öſeler am Tage vor dem Ende der Vertragszeit, und dieſer fuhr mit dem Brote auf die See zum Fiſchfange. Am andern Morgen fand man das Boot leer, nur das Brot mit dem Buche lag auf einer Bank, und das Meſſer des Fiſchers ſteckte im Schiffsboden, er ſelbſt aber war und blieb verſchwunden. Da es ganz ſtilles Wetter war, ſchien kein Unglücksfall vorgekommen zu ſein, und man mußte annehmen, daß der Teufel ſich ſein Opfer geholt. Die Familie des Verunglückten klagte deshalb beim Conſiſtorio über den Verkäufer des Buches und es wurde eine Unterſuchung angeſtellt, die aber ohne Reſultat blieb.

147.

Krankheiten.

Alle Krankheiten, deren natürliche Urſachen man nicht alsbald ergründen kann, ſind vom Teufel oder von böſen Menſchen (ilaka) aufgelegt. Beſonders ſind äußerliche Krankheiten, Krätze, Flechten u. ſ. w. ſtets Folgen der Einwirkung von Unterirdiſchen oder Zauberern. Die Gicht wird von verſchiedenen dämoniſchen Weſen hervorgebracht, deren man 7—10 zählt, und von denen einer der mächtigſten der braune Teufel heißt; über ſie haben kluge Männer Macht, ſie in den Menſchen oder aus ihm in den Wald zu bannen.

Ein Weib in Gudanäs hatte einer Krankheit wegen eine Doctorin aus Nyby, eine Ehſtin, holen laſſen, damit dieſe ihren Zuſtand unterſuche und ihr eventuell Schröpfköpfe ſetze. Abends wurde die Badſtube geheizt, und ſie ſagte zu der Fremden: „Wir werden jetzt erſt in die Badſtube gehen, dann kannſt du auch gehen!“

Sie ging mit einer andern Perſon zum Bade, die Doctorin aber ärgerte ſich ſo über dieſe Zurückſetzung, daß ſie nachher nicht mehr die Badſtube beſuchen wollte, ſondern ſich grollend entfernte. Noch an demſelben Abende wurde die Kranke von ſtarken Schmerzen und Zittern überfallen, ſo daß ſie glaubte, ſterben zu müſſen. Hieran litt ſie mehrere Wochen, bis ſie endlich die Zauberin wieder aufſuchte, ſie durch Geſchenke beſänftigte und ſich von ihr ein Gegenmittel ausbat.

Ein ſchwediſches Weib in Hapſal bekam mit einem Beſucher vom Zoll Streit, der ſich in heftigem Wortwechſel endete. Als ſie nach Hauſe kam, war ihr ſechsjähriges Söhnchen, das vorher ganz geſund geweſen, plötzlich wahnſinnig geworden, riß ſich die Kleider vom Leibe, hörte weder auf Vater noch Mutter, ſondern riß ſich von ihnen los und ſchrie. Da es nach mehreren Tagen nicht beſſer wurde, fragte die Mutter einen klugen Mann in Suttlep um Rath. Dieſer erklärte ſogleich, das Kind ſei bezaubert, gab ihr eine weinartige Mixtur mit, von welcher ſie dem Knaben etwas auf die Stirne ſtreichen und täglich einen Fingerhut voll eingeben ſolle, warnte ſie aber, dem muthmaßlichen Zauberer das Geringſte zu leihen, weil ſonſt das Kind keine Hülfe mehr finden werde. Als ſie nach Hauſe zurückgekehrt war, kam gleich das Weib des Beſuchers und bat um eine Stricknadel, welche ihr aber verweigert wurde. Nach einigen Tagen war das Kind geſund. Auf ganze Geſchlechter ſogar erſtreckt ſich die Wirkung des Fluches eines Zauberers. Ein Kerl in Paſchlep ſtahl ſeiner Nachbarin Kohlköpfe, und ſie ſprach die Verwünſchung über ihn aus, daß er mit ſeiner ganzen Nachkommenſchaft kahlköpfig werden ſolle. Seitdem ſind noch alle Männer dieſer Familie Kahlköpfe und meiſtens arm.

148.

Wanna Möller.

In Vogelſang bei St. Martens lebte im ſiebzehnten Jahrhundert ein alter Müller (wanna Möller), der durch ſeine Beſprechungen wunderbare Heilungen hervorbrachte, aber auch, wie man

glaubte, oft Anderen an der Gesundheit und dem Leben Schaden zufügte. Der Pastor L. Holm berichtet über ihn (1639): Der öffentliche Besprecher, Wanna Möller, geht noch heutiges Tages mit solchen teuflischen Künsten um, und giebt groß Ärgerniß. Ferner vernehme ich, daß die Zauberei und Teufelskünste mit Besprechung bei etlichen große Überhand nimmt, auch wohl also, daß einer den andern also bezaubert, daß er ½ oder ¾ Jahr auf dem Lager liegen und sich quälen müssen, etliche aber gar zu Tode gezaubert werden. Wenn sie nur etwas mit einander zu thun haben, bedräuen sie sich und die That folgt auf solche Bedräuung alsobald nachher. In meinem Kirchspiel waren zwei Zauberer bei ihrer Herrschaft zusammen und soffen, und als sie in der Vollerkeit uneins geworden, hat der eine gesagt: „Weißt du wohl, wie du hast diesen und jenen zu Tode gezaubert, daß sie haben müssen sich quälen?“ worauf der andere erwidert: „Erinnerst du dich nicht, wie du neulich den Kerl mit deiner Kunst zu Grabe gebracht hast?“ Auf diese Gespräche sind beide von den Herrschaften gefänglich eingezogen, aber am folgenden Tage wieder losgelassen. Daraus man spüret der Herrschaften große Versäumniß und Nachlässigkeit, sie wissen wohl, daß sie solche Teufelskünstler in ihren Gütern haben und lassen sie gleichwohl nicht strafen. Daher diese sich auf ihre Künste noch mehr befleißigen, dieselbigen gebrauchen und ganz keine Scheu dafür tragen. Auch hat einer mir öffentlich unter Augen gesagt, daß er seiner Kunst halben sich nicht fürchten dürfte, weil er keine Teufelswörter dazu gebrauchet, sondern Gotteswort, nämlich: Gott der Vater wohn' uns bei! und das heilige Vaterunser; worüber ich mich entsetzet und gesagt, daß er den allerheiligsten Namen Gottes freventlich geschändet.

Hierauf bekam er vom Bischof Ihering folgende Belehrung: Der alte Müller von Vogelsang, der da ein Besprecher und Zauberer, welcher nach seiner eigenen Bekenntniß vielen Kranken mit seiner Teufelskunst geholfen, sollte wohl vor der hohen Obrigkeit wegen des Mißbrauches des allerheiligsten Namens Gottes und theuren Verdienstes Jesu Christi billig angegeben und gestraft werden. Weil man aber aus etlichen Indicien gesehen, daß er solche grau-

ſame, teufliſche, nichtige Worte, die er in ſeiner Jugend etwa gelernt, mehr aus Unverſtand und Unwiſſenheit, als aus Vorſatz bei den ungebührlichen Mitteln gebraucht, ſo hat man ihn verſchont und ermahnt, daß er ſich befleißige zu beten, damit er könne ſich des Abends ſpät und des Morgens früh in den Schutz der lieben Engel begeben, um Hülfe und Beiſtand des heiligen Geiſtes anrufen, und alſo aus des Teufels Stricken gewurket werden. Auch ſoll er öffentlich Pönitenz thun.

149.

Viehzauber.

Ein Kerl in Ruckö, der um ein Mädchen geworben hatte, aber abgewieſen war, ließ das Pferd, mit welchem das Brautpaar von der Trauung nach Hauſe fuhr, ſpringen und ſich bäumen, ſo daß man nicht an ſeinem Hauſe vorüberkommen konnte. Durch Feuerſchlagen dämpfte man dieſen Zauber.

Da ein Gutsherr um 1780 vor einem Kruge mit einem Bauern in Wortwechſel gerieth, wollten nachher ſeine vier Pferde faſt eine halbe Stunde lang nicht von der Stelle.

Einem Bauern in Kurriſu bei Röiks fiel ein Ochſe und ein anderer ward krank. Er ging zu dem Manne, den er für den Zauberer hielt, und ſagte: „Haſt du meinen Ochſen krank gemacht, ſo ſollſt du wieder krank werden.“ Sogleich erkrankte derſelbe, und der Ochſe wurde geſund.

Ein Mädchen in Gudanäs kam in den Stall und fand unter dem Futter der Kühe ein Stück Fleiſch, welches ſchon in Verweſung überzugehen anfing, alſo wohl von einem todten Thiere abgeſchnitten und ihren Kühen zum Verderben dahin gelegt war. Ihr Vater legte es in die Nabe eines alten Rades, deren Öffnungen er mit Ebereſchenholz verſtopfte; dann hängte er die Nabe in den Rauch, in der Überzeugung, daß, ſo wie das Fleiſch vertrockne, auch das Vieh des Zauberers allmählich hinſchwinden müſſe.

Ein Mann fand unter dem Futter ſeiner Kühe ein Ei, welches er in den Rauch hängte. Bald darauf fiel des Nachbars Ochſe.

Legt man ſolche Zaubergegenſtände in einen Ameiſenhaufen, ſo bekommt das Vieh des Hexenmeiſters Läuſe.

Ein alter Lostreiber, der den Branntwein ſehr liebte und im Verdacht geheimer Künſte ſtand, kam auf das Gut ſeines Herrn und bat um ein Darlehen an Korn oder Geld. Da er ſchon öfter Anleihen gemacht und nie zurückgezahlt, ſondern das Geld vertrunken hatte, ſo verweigerte man ihm ſein Verlangen, und er ging ergrimmt und drohend davon. Am andern Tage bemerkte das Viehweib, daß die ſonſt gut gehaltenen Kühe von blauen Läuſen gequält würden, wie ſolche durch Hexerei zu entſtehen pflegen. Ihr Verdacht fiel gleich auf jenen alten Lostreiber, und da das Übel überhandnahm, zeigte ſie es der Herrſchaft an. Ein alter Hofsdiener, der zugleich Gärtner war, erbot ſich, das Ungeziefer der Kühe auf den Leib des Zauberers zu übertragen, und fragte, auf wie lange er ihm dies Leiden auflegen ſolle. Der Herr antwortete: „Auf ein Jahr!“ — „„Nein,““ erwiderte der Gärtner, „„ſo lange kann es kein Menſch aushalten; wenn er vier Wochen damit gequält iſt, ſo lebt er ſchwerlich mehr. Daher glaube ich, daß ihm vierzehn Tage dieſes Leidens hinreichend ſein werden, ihn zu ſtrafen und zu beſſern.“ Er nahm darauf 27 Läuſe, grub an der Nordſeite des Gutes unter drei Zaunſtäben Löcher, legte in jedes neun dieſer Thierchen und bedeckte ſie mit Raſen, den er mit dem linken Fuß zuſtampfte, ſo daß das Loch nicht mehr zu ſehen war. Auch lud er neun derſelben in eine Flinte und ſchoß ſie gegen Norden ab, warnte aber alle Hofsleute, dem Zauberer keine Lebensmittel zu geben, widrigenfalls die Beſchwörung unwirkſam werden würde. Am andern Tage kam in großer Eile der Lostreiber an den Hof gerannt und bat um Gotteswillen nur um ein kleines Stückchen Brot, da er vor Hunger verſchmachte. Es wurde ihm beharrlich verweigert; aber als er aus der Küche trat, ſah er des Kleekenkerls Söhnchen mit einem großen Butterbrote in der Hand vor der Thür ſitzen. Raſch entſchloſſen riß er ihm das Butterbrot weg und lief eilends davon. Hierdurch wurde er von der Plage befreit, doch verlor ſich auch das Ungeziefer der Kühe.

150.

Der Hexenwurm.

Ein Mann in Rumpo auf Worms hatte Streit mit einer Nachbarin, die ihm einen Wurm in den Fuß hexte. Es entstand Fäulniß, neun Knochenstückchen wurden aus den Geschwüren herausgenommen und endlich hing der Fuß nur noch an einem dünnen Hautgeflecht, so daß man stündlich des Mannes Tod vor Augen sah, den er als Erlösung von den furchtbaren Schmerzen ersehnte. In der Nacht erschien ihm ein grauer Mann, der ihm rieth, den Fuß abschneiden zu lassen; dann werde er noch wieder gesund werden, denn seine Tage seien noch nicht zu Ende. Als er erwachte, theilte er dies seiner Schwester mit, die den Fuß abschnitt, ihn in Leinewand wickelte und in einen Kasten legte. Aus dem Stumpfe aber kroch ein fünf Zoll langer zwölffüßiger Wurm, auf dem Rücken mit kleinen glänzenden Wärzchen, wie Stecknadelknöpfe. Man wickelte ihn in ein Stück Zeug, um ihn nachher in kochende Milch zu werfen oder in Espenrinde über Kohlen zu halten, wodurch die Hexe genöthigt wird, sich zu erkennen zu geben. Als man aber nach einigen Stunden wieder nachsah, war der Wurm verschwunden.

151.

Die Eidechsen.

In Dagö heirathete ein junger Bauer ein Mädchen, das vorher mit einem Andern versprochen gewesen war, worüber die Verwandten des verstoßenen Bräutigams sehr böse waren. Gleich nach der Hochzeit wurde die junge Frau krank und klagte über Schmerzen unter der Brust. Ein kluger Mann gab ihr warmes besprochenes Bier zu trinken und ließ sie sich hinter den Ofen legen. Nach einer halben Stunde bekam sie ein heftiges Erbrechen und spie eine Menge kleiner schwarzer Eidechsen oder Schlangen aus, die sich zu bewegen und wegzukriechen anfingen. Einige wurden indeß noch gefangen

und zum Prediger gebracht, der sie in Spiritus dem Kreisarzte zusendete, von welchem sie für eine sonst unbekannte Art Eingeweidewürmer erklärt wurden.

152.

Der Wurm im Branntwein.

In Siggala bei Röiks war ein alter Zauberer, der einmal in einem Kruge einem Andern einen Schnaps anbot. Dieser nahm ihn an, als er aber das Glas ansetzte, merkte er mit dem Munde im Branntwein etwas Hartes, wie ein Stück Glas, und einer seiner Begleiter, dem er den Trunk reichte, fühlte dasselbe, weshalb sie nicht trinken wollten, sondern dem Krüger das Glas mit Branntwein mit dem Auftrage gaben, es bis zum nächsten Sonntage ruhig stehen zu lassen. Nach acht Tagen, als sie wieder im Kruge zusammenkamen, entdeckten sie im Glase einen Wurm und boten dem Zauberer zu trinken an. Da er sich weigerte und widerstrebte, so hielten sie ihn fest und goßen ihm das Getränk in den Busen. Sogleich fühlte er sich unwohl, wurde krank und starb bald nachher, erschien aber als Gespenst wieder.

153.

Blutzauber.

In einem Kruge im Martensschen zankten zwei Bauern; endlich vertrugen sie sich und der Eine ließ seinem Widersacher einen Schnaps geben. Dieser aber trank nicht, obwohl er öfter erinnert wurde; endlich nach einer halben Stunde ließ er vom Wirthe Licht bringen, besah den Branntwein und bemerkte einen kleinen Wurm darin, ganz wie eine Schlange gestaltet, aber so dünn, wie ein Heuhalm. Er goß das Getränk auf die Diele in die Vertiefung eines Steines und alle Gäste sahen, wie das Thierchen sich bewegte. Dann wandte er sich zu dem Andern, schlug ihn auf die Backe, daß

Blut aus Naſe und Mund ſtrömte, fing dieſes mit ſeinem Rocke auf und ſagte: „Nun komm nur her, um mich zu verzaubern! Jetzt habe ich dein Blut!“ Da Jener mit einer Klage vor dem Herrn drohte, erwiderte er: „Ja komm nur mit! Ich werde ſelbſt gegen dich eine Klage anbringen; du hätteſt ja verdient, daß du verbrannt würdeſt, du ſchändlicher Hexenmeiſter.“

154.

Der Ring.

Ein blinder Lostreiber in Nuckö war von einem Bauern beleidigt, und als deſſen Sohn nach ſeiner Trauung mit ſeiner jungen Frau an des Blinden Hütte vorbeifuhr, pfiff derſelbe dreimal durch einen Ring. Sogleich verlor die Frau den Verſtand und kein Mittel konnte ihr Heilung verſchaffen. Nach vier Monaten lud der Mann den Blinden ein, ſchlug ihn mit der umgekehrten Hand ins Geſicht, daß Blut aus der Naſe floß, fing dieſes mit Brot auf und gab es der Wahnſinnigen zu eſſen, worauf ſie geſund wurde.

155.

Hitti Peter.

Bei der Viſitation zu Röiks am 15. Februar 1709 klagte Pihla Siffers Weib, Madle, Mickos Tochter, daß ſie von Hitti Peter bezaubert ſei. Vor drei Jahren auf einer Kindtaufe habe er ſie zur Rede geſtellt, weil ſie ihn für einen Segenſprecher und Zauberer ausgegeben habe, was ſie aber damals abgelehnt. Darauf habe ſie Bier getrunken, und alsdann ſei ihr zugleich etwas hinunter gefahren, ſie habe aber damals nicht errathen können, was es ſei, obgleich es ihr ziemlich groß vorgekommen. Etliche Tage nachher ſei es in ihr lebendig geworden, ſie habe ſich drei Tage mit Erbrechen gequält, ſei aber nicht befreit, bis Hitti Peter ihr Taback und Brot zu eſſen gerathen; darauf habe ſie einen länglichen leben-

digen Wurm, der aber in Gestalt eines Käfers sich nachgehends zusammengezogen, herausgebrochen. Weil sie aber das, was sie ausgebrochen, auf Peters Rath verbrannt und eingenommen, so könne sie den Wurm nicht zeigen, doch habe ihn der Herr Pastor gesehen. Jetzt aber fürchte sie betrogen zu sein, weil sie noch immer im Leibe Etwas fühle, wodurch sie gequält werde. Zwar habe er sie später belehrt, sie solle ein Rabenherz essen, aber auch dieses sei ohne Erfolg geblieben. Peter gestand, diese Rathschläge gegeben zu haben, läugnete aber, daß er durch Zauberei ihre Krankheit verursacht habe. Er wurde ermahnt, von solchen Künsten abzustehen.

156.

Die verschluckte Schlange.

Ein Edelmann auf Dagö oder Ösel ging mit seiner Frau, die sich in gesegneten Umständen befand, auf den Heuschlag, und da sie müde wurde, konnte sie ihn nicht weiter begleiten, sondern legte sich auf einen Heuschober und schlief ein. Nach einiger Zeit kam er zurück und sah noch den Schwanz einer Schlange, die eben seiner Frau in den Mund gekrochen war. Erschrocken weckte er sie auf, sagte ihr aber Nichts, sondern fragte nur, wie sie sich befinde, worauf sie erwiderte, daß sie etwas Kaltes unter der Brust fühle. Er beruhigte sie und schob dieses Gefühl auf eine Erkältung; zu Hause aber sandte er sogleich zum Arzte, der auch bald kam. Dieser ließ Milch warm machen und verordnete, daß die Frau, weil sie solche Kälte im Magen verspüre, den Mund offen darüber halten und den Dampf einathmen solle. Alsbald kam die Schlange heraus, stürzte in die Milch und wurde hinausgebracht, ohne daß die Kranke Etwas davon bemerkte. Der Arzt gab ihr beruhigende Pulver, und sie fühlte sich gesund. Erst bei der Taufe des bald nachher geborenen Söhnleins erzählte der Mann vor einer großen Gesellschaft, was sich begeben hatte.

157.

Der Roßkäfer.

Ein Bauer auf Worms traf einſt einen Soldaten auf der Straße ganz wie todt liegen, redete ihn an, hob ihn auf, aber konnte kein Lebenszeichen an ihm entdecken. Daher legte er ihn wieder hin, kehrte ihn aber um, ſo daß das Geſicht nach Unten gewandt war, und ſetzte ſich neben ihm hin. Bald nachher kam ein Roßkäfer (ſchwediſch thordyfwel) geflogen, ſetzte ſich auf den Soldaten und kroch immer auf ihm herum, indem er wie in großer Angſt Etwas ſuchte. Der Bauer wandte nun den Soldaten um, worauf der Käfer ſchnell in den Mund kroch und Jener, die Augen aufſchlagend, wie aus einem ſchweren Traume erwachte. Als er den Bauern ſah und hörte, was geſchehen ſei, bat er ihn, es nicht zu erzählen, was ihm dieſer auch bei einem Glaſe Branntwein verſprach.

158.

Der Prophetenſtein.

Im Kirchſpiel Karmel auf Öſel, ſieben Werſt von Arensburg, liegt auf einer weiten Ebene ein großer Stein, auf welchem bei der großen Erweckung der Ehſten (1740) ein Prophet und mehrere Prophetinnen gepredigt haben ſollen. Beſonders wenn die begeiſterte Uppa Trin den Stein beſtieg, war die ganze Ebene bedeckt von Menſchen, die aufmerkſam und ſtill den Worten der Seherin lauſchten. Sie predigte vornehmlich Buße und Glauben an das Verdienſt und Blut Chriſti, warnte aber vor Unmäßigkeit, Hoffart in der Kleidertracht und gotteslästerlichen Reden. Nach und nach wurden ihre und ihrer Freundin, der zwanzigjährigen Tulleſelja Reet, Predigten immer ſchwärmeriſcher und erreichten einen ſo hohen Grad von Überſpanntheit, daß die Obrigkeit einſchreiten mußte, welche verſchiedene Perſonen ernſtlich beſtrafte, auch den Superintendenten Gutslef, den Paſtor Hölterhoff und einige ſeiner Freunde nach

der von einer Commiſſion angeſtellten Unterſuchung gefänglich einzog und entſetzte. Die Predigten wurden nicht allein auf freiem Felde gehalten, ſondern auch in den Dörfern, in Rien und Pferdeſtällen fanden Verſammlungen Statt, die nicht ohne mancherlei Unordnungen gehalten wurden. Die Reden der Prophetinnen, denen einige Prediger beizuſtimmen ſchienen, wurden aufregender, ſie erlaubten ſich Eingriffe in geiſtliche Handlungen und verkündigten wunderbare Erſcheinungen. Ein Mädchen berichtete, da ſie ſo viel vom Blute Chriſti gehört, in welchem, wie der Weber Lund erklärte, der Chriſt ſchwimmen müſſe, wie der Fiſch im Waſſer, ſo habe ſie einſt in Bekümmerniß über ihre Sünden eine hangende blutige Hand geſehen, deren Finger von Blut geträufelt. Zwei Bauermädchen ſahen einſt, als ſie zur Kirche gingen, einen recht grob träufelnden Blutregen, der ſo breit fiel, als der Weg war, und Gras und Zaun färbte. Am Fanatiſchſten zeigte ſich die oben erwähnte Reet, die ihren Bruder mit einem Mädchen verlobte, weil der Paſtor Rahr unwürdig ſei, ſolches zu verrichten. Da ein Mann ſie dieſes Unſinns halben tadelte, trieb ihn der ganze Schwarm als ein Werkzeug des Teufels, der das Werk Gottes hindern wolle, zur Thür hinaus. — Diejenigen, welchen Paſtor Rahr bei der Abſolution die linke Hand aufs Haupt gelegt, hätten das Abendmahl im Namen des Teufels empfangen. Wenn derſelbe Paſtor nach Muſtel komme, ſehe man den Teufel mit ihm fahren. Als der Paſtor Raderecht predigte und man ihm den Mantel umhing, ſah man einen Engel, der ihn ſanft ans Ohr ſchlug; dem Paſtor Rahr aber kroch der Teufel in die Taſche. — Einſt ſah man den Teufel in einem alten Ellernbaume ſich verſtecken, deshalb eilten die Gläubigen hin und gruben ihn mit den Nägeln aus der Erde. — Bei Erblickung einer Wolke ſpuckte ein zahlreicher Haufe nach den Wolken hinauf mit den Worten, der Teufel ſei darin und Gott treibe ihm nach.

Die Reet zerſchlug auch die Tabackspfeifen, riß von den Schuhen das Eiſen ab und verbrannte die Borten der Kleider als Aureizungen zum Hochmuth. Auf ihren Befehl mußte ein Bauer ſeinen erwachſenen Sohn mit dem Ochſenziemer züchtigen, weil er ihn vorher nicht mit Ruthen geſchlagen. Desgleichen taufte ſie ſeinen anderen

Sohn und ein Kind, bei deſſen Taufe eine Gevatterin ſündliche Gedanken gehabt. Als eine deutſche Frau, Wallenia, die ſie vorher in den Himmel verſetzt, weil ſie ſich ſo kümmerlich in Bauerhütten habe behelfen müſſen, ihr Vorſtellungen machte, wurde ſie auf der Stelle zur Hölle verdammt. — Den Major v. Vietinghoff ſah ſie nebſt ſeinem Bruder von vier Teufeln zur Hölle führen, wo auch der verſtorbene Landrath Preis an einer Tafel ſchreiben mußte. Die Majorin Vietinghoff komme in den Himmel, weil ſie ſo gut gegen ihre Stiefkinder geweſen ſei. Auch habe ſie geſehen, wen dieſe Kinder, nachdem der Vater zur Hölle geführt, zum Stiefvater bekommen würden; dies ſei nämlich der Sohn des Bürgermeiſters Lingen. Da dieſer aber noch ein Kind war, ſo entſchuldigte er ſich wegen ihres Irrthums damit, daß ſie ſagte, Gott habe nicht recht Zeit gehabt, mit ihr zu ſprechen, weil er eben zum Eſſen gegangen ſei; ſie wollte ſich aber noch einmal deshalb erkundigen. Hierauf warf ſie ſich nieder, lag eine Weile wie in Entzückung und ſagte dann: „Nun hat mirs Gott ganz deutlich offenbart; es iſt der Sohn des Rathsverwandten Dellingshauſen!“ Außerdem brachte ſie noch manche thörichte Reden vor, daher ſie eingezogen wurde und eine Zeitlang gefangen ſaß. Nach ihrer Entlaſſung war ſie ruhig und prophezeite nicht mehr.

159.

Die blinde Seherin.

Vor ungefähr funfzig Jahren graſſirten auf einem Gute die Blattern. Der Gutsherr, bekannt mit der Sorgloſigkeit der Ehſten bei Kinderkrankheiten, ließ gleich eine große Rie heizen und für die Befallenen einrichten, damit ſie daſelbſt verpflegt würden. Nach einigen Wochen hatte die Wuth der Krankheit nachgelaſſen, Einige waren geſtorben, die Meiſten aber hergeſtellt und wurden entlaſſen. Der Aufſeher ſchließt die Thür zu und bringt dem Herrn den Schlüſſel. In der Nacht erſcheint ihm eine menſchliche Geſtalt, die zu ihm ſagt: „Du haſt in der Rie ein Schäflein vergeſſen, das daſelbſt hinter dem

Ofen liegt; gehe hin und rette es!" — Er achtet nicht darauf, am andern Abend aber erscheint ihm dieselbe Gestalt wieder und sagt mit unzufriedener Miene: „Du hast in der Rie ein Schäflein vergessen; geh hin und hole es!" Aber auch diesmal vergaß er den Befehl und ging nicht hin. Da zeigte sich ihm in der dritten Nacht die Gestalt drohend und sagte, er werde für seine Nachlässigkeit hart bestraft werden, wenn er nicht wenigstens jetzt noch dem armen fast verschmachteten Wesen Rettung bringen wolle. Schnell sprang er auf, eilte so früh wie möglich zum Herrn und bat um den Schlüssel zur Rie, indem er ihm von seinem Gesichte erzählte. In Begleitung des Herrn ging er dann zur Rie; hier fanden sie hinter dem Ofen ganz ausgehungert, verschmachtet und erstarrt ein Kind von sieben Jahren. Schnell wurde Alles gethan, um das unglückliche Wesen zu erquicken, es genaß auch wieder, aber durch die Blattern hatte es sein Augenlicht gänzlich verloren. — Später zeigte sich bei der Blinden, die immer kränklich und zur Arbeit untüchtig blieb, eine merkwürdige Gabe, in die Vergangenheit zurück und in die Zukunft voraus zu blicken. Theils um einen Versuch zur Heilung zu machen, theils um sie genauer zu beobachten, wurde sie in eine Stadt gebracht, wo sie Vielen geweissagt hat. Wenn Jemand zu ihr kam, sie um die Zukunft zu befragen, und sie ihm antworten wollte, was sie häufig verweigerte, so richtete sie sich im Bette auf, faltete die Hände, sah gen Himmel und sprach die Weissagung in schönem und gewähltem Ehstnisch mit alterthümlichen Ausdrücken, ja fast in Versen, und immer stimmte ihre Aussage mit der Wahrheit überein. Die Frau eines Kaufmanns Petersen, die jung und schön war und in angenehmen Verhältnissen lebte, bat sie, ihr zu weissagen. Sie weigerte sich, da sie ihr nichts Erfreuliches sagen könne. Auf vieles Andringen aber offenbarte sie ihr Folgendes: „Sie sind eine glückliche Frau und Mutter von drei Kindern; Sie hoffen, daß dies Glück fortdauern werde, aber Sie irren sich. Nach einem halben Jahre werden Ihre Kinder am Scharlach erkranken und sterben, und an einem Tage beerdigt werden. Bald nachher wird Ihr Mann eines unnatürlichen Todes sterben und aus seinen Papieren wird sich ergeben, daß Sie gänzlich arm sind." — Nach einem halben Jahre

ſtarben ſämmtliche Kinder dieſer ſonſt ſo glücklichen Mutter, der Mann wurde überfahren und ihr todt ins Haus getragen; ſeine Papiere zeigten, daß ſie gänzlich verarmt ſei. Das Übermaß des Schmerzes und der Sorge wirkte ſo auf die unglückliche Frau, daß ſie den Verſtand verlor.

In Folge dieſer tragiſchen Begebenheit wurde der Seherin das Prophezeien unterſagt und man brachte ſie aufs Land zurück, wo ſie bald nachher ſtarb.

160.

Der rothe Knochen.

Ein Menſch hatte ein Mädchen ermordet, den Leichnam verſcharrt und mit Erde, Steinen und Gebüſch bedeckt. Nach vielen Jahren wurde der Haufen weggeräumt und man fand darunter einige Knochen. Der Mörder war dabei zugegen und ſowie derſelbe einen Knochen berührte, wurde derſelbe plötzlich blutroth. Wenn ſonſt Jemand ihn anrührte, blieb er unverändert, gab man ihn aber wieder dem Verbrecher in die Hand, ſo färbte er ſich alsbald roth wie Blut. Erſchreckt geſtand er ſein Verbrechen und erlitt die verdiente Strafe.

161.

Die Neujahrsnacht.

Ein Mädchen in Kaſſininna bei Hapſal wollte gern wiſſen, ob es in dem neubeginnenden Jahre verheirathet werde oder nicht. Schon im vergangenen Jahre hatte ſie allerlei Verſuche angeſtellt und war unter anderen Proben rückwärts zum Holzſtall gegangen, wo ſie ein Scheit Holz herausgezogen hatte. Es war ein äſtiges Stück Ellernholz und ſie ſchloß daraus, daß ſie einen böſen Freier aus dem Bürgerſtande erwarten dürfe, denn ein glattes Stück Holz bedeutet einen gutmüthigen Menſchen, Birkenholz einen Soldaten. Zu ihrer Freude war aber dieſe Prophezeiung unerfüllt geblieben. Am Sylveſterabend alſo ſetzte ſie ſich gegen zwölf Uhr zwiſchen zwei Spie-

gel und sah starr in den einen hinein. Vor ihr befand sich ein Licht, neben ihr auf einem Tisch ein Glas Wasser, ein Schnupftuch und eine Scheere. Um Mitternacht erschien mit leisen Schritten, wie sie im Spiegel deutlich wahrnahm, ein hochgewachsener schöner junger Mann in einem grünen Rocke. Er trat zum Tische, trank etwas Wasser aus dem Glase und wischte sich den Mund mit dem Tuche. Schnell und unvermerkt ergriff das Mädchen unterdeß die Scheere und schnitt ihm ein Stückchen von dem Rocke ab. Die Gestalt verschwand, aber das Zeugstückchen blieb in den Händen des Mädchens, welches mit leisem Schauer das Licht auslöschte und sich schlafen legte. — Nach wenigen Wochen kam ein junger Mann in grünen Kleidern nach Hapsal, lernte sie kennen und heirathete sie.

162.

Vorbedeutungen.

Ein Bauer in Nyby erwachte in einer Nacht des Frühjahrs 1844 durch ein starkes Hundegebell vor seiner Thüre. Er trat hinaus und sah das Land zuerst ganz überschwemmt, dann erblickte er eine Menge todter Thiere, dann viele todte Menschen und zuletzt reiche Kornfelder; — was man auf die Jahre von 1844 bis 48 gedeutet hat, in denen Ähnliches eingetroffen ist.

An einem Weihnachtsmorgen sehr frühe wollte ein junger Bauer in Rälby zu seinem Nachbar gehen, ihn zur Frühkirche abzuholen. Da begegnete ihm an der Thüre ein unbekannter Knabe mit einer Schelle in der Hand, der eilig zum Hafen lief und rief: „Komm heim!“ Im folgenden Jahre sah sich der Wirth dieses Hauses veranlaßt, mit einer andern Familie nach Schweden zu flüchten.

163.

Die Todesstunde.

Vor alten Zeiten wußten die Menschen, wie lange sie leben würden und richteten darnach ihr Benehmen ein. Ein Bauer wurde

von seinen Kindern ermahnt, ihnen bei dem Baue eines neuen Hauses mit Rath und That behülflich zu sein. Da er aber wußte, daß er im nächsten Frühlinge sterben werde, weigerte er sich, und seine Kinder allein verstanden nicht die Arbeit, daher sie den ganzen Winter frieren mußten. — Ein anderer Mann band die Holzzäune statt mit starken Weidenruthen nur mit Strohhalmen zusammen, denn er meinte, da er doch im Herbste sterben müsse, so sei es nicht der Mühe werth, stärkere Bande anzuwenden. Als Gott der Herr das sahe und merkte, daß die Menschen so wenig für die Zukunft sorgten, nahm er ihnen die Kenntniß der Todesstunde.

164.

Mensch und Hund.

Gott hatte den Leib des Menschen aus Thon gemacht und auf die Erde gelegt. Dann ging er in seine Kammer, um die Seele zu holen, und stellte unterdeß den Hund als Wächter dazu. Der Teufel kam und wollte den ihm so schön erscheinenden Leib des Menschen zerstören, aber der Hund war weder mit Lockungen noch durch Drohungen hinweg zu bringen, sondern fuhr bellend und beißend auf ihn los. Da ließ der Teufel eine gewaltige Kälte kommen, wodurch der Hund, der damals noch ganz kahl war, erstarrte. Dann trat er näher und bespie den Leib etliche Male, was die Ursache von allen Leiden, Sünden und Krankheiten geworden ist. Als Gott zurückkam, setzte er die Seele ein, schalt den Teufel, ließ aber die Krankheiten und Sünden in dem Menschen bleiben, da er einsah, sie seien für sein irdisches Leben nothwendig. Dem Hunde aber, der sich so treu bewiesen, gab er zur Vermeidung ähnlicher Unfälle einen warmen Pelz.

165.

Des Teufels Thiere.

Bei der Schöpfung hatte auch der Teufel seine Künste versucht und einige Thiere verfertigt, nämlich Pferde, Kühe und Ziegen,

die aber sehr unvollkommen aussahen und in beständiger Unruhe umherliefen, auch in heftigen Streit mit einander geriethen. Noch größer wurde ihre Aufregung, als die vom Teufel zur Plage für Menschen und Thiere erschaffenen Insekten, Bremsen, Wespen und Mücken sich über sie herstürzten, vor denen sie bald nach allen Seiten auseinander liefen. Um sie zusammen zu halten, erfand er ein musikalisches Instrument, den Dudelsack, setzte sich damit auf einen hohen Baum und blies. Eine Zeitlang half dieses, als aber Gott für seine Geschöpfe einen Stall baute, in welchem er sämmtliche Hausthiere sich versammeln ließ, fand sich auch des Teufels Gethier ungeachtet seines lebhaften Blasens daselbst ein. Mitleidig erbarmte sich Gott der mißgeschaffenen Wesen, gab dem Pferde Mähne und Schwanz, sowie feste Hufe an die Füße, dem Rinde Hörner und Klauen, den Ziegen Hörner, Schwanz und Bart. Der Teufel suchte sein Machwerk, und Gott erlaubte ihm, es zurückzunehmen, wenn er es wieder erkenne. Da er dies aber bei der so veränderten Gestalt nicht vermochte, mußte er mit Schanden abziehen, und behielt nur sein Instrument, um sich zu trösten, weshalb viele Leute den Dudelsack als Blasebalg des Teufels scheuen.

166.

Die Hausthiere.

Als unser Herr Jesus Christus noch auf Erden wandelte, kam er einst an einen Bach, den er überschreiten wollte. Eine Menge von Thieren weidete am Ufer. Der Herr wandte sich an das Pferd und forderte es auf, ihn hinüber zu tragen. Das Pferd aber antwortete: „Ich habe keine Zeit, ich muß freſſen.“ Desgleichen entschuldigten sich auch das Schaf und das Schwein mit dünnen und kurzen Beinen. — Endlich rief er den Stier herbei und fragte, ob er ihn wohl durch das Wasser tragen könne. „Recht gern,“ sagte dieser, „ich werde dich schon gut hinüber bringen.“ Der Herr bestieg den Rücken des gefälligen Thieres und kam wohlbehalten an das andere Ufer. Da gab ihm der Herr den Segen, daß er und sein

Geſchlecht von allen Thieren am wenigſten Zeit zum Freſſen nöthig haben und ſo ſchnell ſatt werden ſolle, wie ein Menſch, während das Pferd beſtändig Hunger ſpüren werde. Das Schaf ſolle ebenfalls den ſchwankenden und unſichern Gang und das Schwein die Schwerfälligkeit der Bewegung behalten. Daher braucht noch jetzt das Rind nicht mehr Zeit zum Eſſen, als ein Menſch, und kann nachher ruhen; das Pferd aber muß immerfort freſſen.

167.

Die bunten Kühe.

Als Gott Vater die Welt geſchaffen hatte, bildete er auch die Thiere nach ſeinem Wohlgefallen und zum Nutzen der Menſchen. Der Teufel wollte es ihm nachmachen und formte ebenfalls Schafe, Ziegen und Rindvieh, alle aber ganz einfarbig, weiß, roth und ſchwarz. So trieb er ſie auf die Weide, wurde bald bei der brennenden Sonnenhitze des Mittags der Aufſicht müde und legte ſich ſchlafen. Die von ihm ſelbſt früher zur Plage der Welt geſchaffenen Bremſen, Weſpen und anderes Ungeziefer machten die Kühe ſo unruhig, daß ſie wie wüthend hin und her liefen, ſich mit den Schwänzen peitſchten und hinten ausſchlugen. Aus Mitleid mit den armen Thieren öffnete Gott ihnen einen Stall, in den ſie ſich retteten vor der Hitze und vor den Stichen der Inſekten. Dann ging er umher und berührte jedes Thier mit einem friſchen Weidenſtäbchen, an dem die Rinde zum Theil abgeſchält war, ſo daß weiße Streifen daran ſichtbar wurden. Alsbald verwandelten die Thiere ihre Farbe und wurden fleckig, einige bekamen einen weißen Rücken, andere einen weißen Kopf, andere einen Stern vor der Stirn oder wenigſtens einige weiße Haare an den Füßen. So entſtand das bunte Vieh, welches man jetzt Weißrücken, Weißkopf, Stern oder Weißfuß zu nennen pflegt. Unterdeß war der Teufel erwacht und ging umher, ſein Vieh aufzuſuchen. Gott ließ es hinaus, er aber erkannte ſein Machwerk nicht wieder, konnte daher keine Anſprüche mehr darauf machen, und verlangte nur ſeine einfarbigen Thiere zurück. Um ihn

zufrieden zu ſtellen, überließ ihm Gott alles Rindvieh, welches ganz einfarbig, namentlich ſchwarz, ohne ein Härchen einer anderen Farbe geboren würde, was äußerſt ſelten der Fall iſt. Wenn aber ein ganz rothes, weißes oder ſchwarzes Kalb zur Welt kommt, ſo gedeiht es nicht, ſondern ſtirbt bald, denn es iſt des Teufels Theil, weshalb man es ſo bald als möglich ſchlachtet oder verkauft.

168.

Das dachte ich mir wohl.

Es war einmal ein alter Mann und eine alte Frau. Der alte Mann war auf Reiſen geweſen und als er zurückkam, fragte er die alte Frau, wie es während ſeiner Abweſenheit zugegangen ſei. „Was iſt doch," ſagte er, „aus unſerer ſchwarzen Kuh geworden?" „„Die iſt nach Öſel gegangen und in Arensburg Amme geworden!"" „Hm, hm! das dachte ich mir wohl ſchon vor langer Zeit, als ich noch Hüterjunge war, denn wenn ſie gemolken wurde, ſo war es grade ſo, als wenn eine Amme ein Kind ſtillt. — Und was iſt denn aus unſerm ſchwarzen Hunde geworden?" „„Der iſt nach Öſel gegangen und in Arensburg Paſtor geworden!"" — „Hm, hm! das dachte ich mir wohl ſchon vor langer Zeit, als ich noch Hüterjunge war; denn wenn er bellte, ſo war es grade, als wenn der Paſtor predigt. — Aber was iſt denn aus unſerm ſchwarzen Hahn geworden?" — „„Der iſt nach Öſel gegangen und in Arensburg Küſter geworden!"" — „Hm, hm! das dachte ich mir wohl ſchon vor langer Zeit, als ich noch Hüterjunge war; denn wenn er krähte, ſo war es grade ſo, als wenn der Küſter ſingt."

169.

Der Bär als Fiſcher.

Ein Fuchs ſah einſt im ſtrengen Winter einen Bauern mit Fiſchen des Weges fahren. Schnell eilte er voraus, legte ſich wie

todt quer über den Weg, und als der Bauer ihn mit der Peitſche ſchlug, rührte er kein Glied, ſo daß dieſer ihn für todt hielt und auf ſeinen Schlitten warf. Der Fuchs machte ſich nun über die Fiſche her, warf einen nach dem andern hinunter und ſprang ſelbſt hinterdrein. Nachdem er ſich ſatt gefreſſen, verſteckte er die übrigen im Walde. Da begegnete ihm der Bär und fragte, woher er die Fiſche habe. „Komm mit, ich will es dir zeigen!“ antwortete der Fuchs, führte ihn aufs Eis, hieß ihn durch ein friſchgehauenes Loch den Schwanz ſtecken und ermahnte ihn, ruhig zu warten, bis der Schwanz ſchwer werde von Fiſchen. Bald war bei der ſcharfen Kälte der Schwanz eingefroren, der Bär wollte ihn herausziehen, konnte aber nicht. Da rief der Fuchs: „Ich werde dir Hülfe holen, denn es haben ſich ſo viel Fiſche in deinen Schwanz feſt eingebiſſen, daß du ſie gar nicht allein ziehen kannſt. Schnell lief er ins nahe Dorf, pfiff auf der Straße, und bald war ein Dutzend Hunde hinter ihm her. Sie verfolgten ihn bis zu dem Bären, der, als er das Gebell vernahm, voller Angſt den Schwanz mit Gewalt herausriß, aber die Hälfte im Eiſe laſſen mußte. Seitdem haben die Bären einen kurzen Stumpfſchwanz.

170.

Der Bär und der Bauer.

Ein Bauer pflügte am Walde ein Stück Feld, um Rüben zu ſäen. Der Bär kam dazu und ſagte: „Guten Tag, Mann! was machſt du hier?“ „„Ich will ſäen,““ antwortete der Bauer, „„aber die Vögel des Waldes reißen mir Alles heraus.““ Der Bär verſprach, für gute Bezahlung das Feld zu behüten, ſo daß die Vögel Nichts wegfreſſen könnten. Das ging der Bauer ein, fragte aber, wie viel der Bär als Lohn verlange. „Das Obere gieb mir, das Untere behalte für dich!“ ſagte der Bär, der da glaubte, daß es Hafer ſei. „„Gut,““ ſagte der Bauer, „„du ſollſt das Obere haben, wenn du ordentlich hüteſt.““ — Der Bär bewachte das Feld den ganzen Sommer, während deſſen er immer der Meinung blieb,

daß es Hafer sei. Als der Mann die Rüben eingeerntet hatte, das Kraut in die Scheune geworfen und die Wurzeln nach Hause gebracht hatte, kam der Bär und verlangte seine Bezahlung. Der Bauer gab ihm das Kraut, womit er wenig zufrieden war und zornig wegging. Im folgenden Jahre erbot sich der Bär wieder, Wächter des Feldes zu sein, aber bedang sich dafür das Untere aus. Der Bauer war damit sehr zufrieden, da er Hafer gesäet hatte. Der Bär bewachte das Feld den ganzen Sommer; dann mähte der Mann den Hafer ab und führte ihn nach Hause. Gleich nachher kam der Bär, wollte seine Bezahlung haben und da er sah, daß es Hafer gewesen, von dem auf der Tenne noch Körnchen lagen, wurde er sehr ärgerlich und ging mit der Drohung davon, dem Bauern ein Paar Ochsen zu zerreißen. Im Winter fuhr der Bauer in den Wald, um Holz zu holen. Da begegnete ihm der Bär, hielt ihn an und wollte seine Ochsen verzehren. Der Fuchs kam dazu und erkundigte sich heimlich nach dem Stande dieser Streitigkeit. Nachdem er es erfahren, ließ er sich vom Bauern drei Spulen eines Spinnrades um den Hals hängen, damit der Bär das Geklapper höre. Wenn er dann nach der Ursache desselben frage, solle er ihn für einen königlichen Jäger ausgeben. Der Bär, verwundert über den Lärm, fragte, was derselbe bedeute. Als er erfuhr, daß es der Hofsjäger sei, der Bären und Elennthiere schießen solle, gerieth er in Angst und versteckte sich neben dem Schlitten des Bauern, den er bat, ihn nicht zu verrathen. Gleich darauf kam der Fuchs und fragte: „Mann, was machst du da?“ „„Ich haue Holz!““ war die Antwort. „Was ist neben dem Schlitten?“ — „„Ein alter Klotz, die Rie zu heizen!““ „Es ist das Recht der Waldleute, solche Klötze auf den Schlitten zu legen.“ — Der Mann that es, und der Bär rief ihm beständig zu: „Sachte, sachte (tassa, tassa)!“ Dann sagte der Fuchs: „Es ist das Recht der Waldleute, die Holzklötze fest zu binden.“ Dies geschah, und der Fuchs fuhr fort: „Es ist das Recht der Waldleute, ihr Beil in den Holzklotz zu hauen.“ Da schlug der Mann dem Bären auf den Schädel und tödtete ihn dann vollends.

171.

Der Bär und der Fuchs.

Der Bär wollte mit dem Fuchſe in die Wette laufen. Der Fuchs aber, der von dem Bären vielfach gequält war, ſann darauf, ſeinen Tyrannen los zu werden. Er fand eine tiefe Grube, welche man, um Wölfe zu fangen, gegraben hatte, bedeckte ſie ſorgfältig mit Baumzweigen und Gras und machte ſich in der Nähe ein Loch. Dann zeigte er dem Bären das Ziel des Laufes, welches jenſeits der Grube aufgerichtet war, und lief mit ihm in die Wette. Zuerſt kam er ihm voraus und der Bär lief ärgerlich hinter ihm her; kurz vor der Grube aber bog er ab und verſteckte ſich in ſein Loch, während der Bär gerade aus lief und in die Grube ſtürzte, wo er anfing zu brummen und zu klagen. Der Fuchs verſprach ihm Hülfe zu holen, lief fort und zeigte ſich einem Jäger, der ihn verfolgend bald den Bären in der Grube entdeckte und erſchoß.

172.

Der Bär, der Wolf und der Fuchs.

Der Bär tödtete einmal einen Ochſen und lud den Wolf und den Fuchs ein, das Fleiſch mit zu verzehren. Da der Bär und der Wolf ihren Antheil verzehrt hatten, nahmen ſie dem Fuchſe, der noch nicht das ihm Zugefallene verzehrt hatte, auch das Seinige weg. Dieſer ſchwieg ſtill, wünſchte aber, ſich rächen zu können. — Ein anderes Mal tödtete der Wolf einen Ochſen und lud den Bären und den Fuchs zur Mahlzeit ein. Der Fuchs behielt etwas übrig, aber die andern beiden fraßen es ihm wieder auf. Er dachte: „Der Teufel wird ihnen ſchon einmal das Maul ſtopfen!“ — Nun gelang es auch einmal dem Fuchſe, einen Ochſen in eine Grube zu leiten, aus der er nicht wieder heraus konnte. Da lud er wieder den Bären und den Wolf ein, ihn mit zu verzehren; aber es ging wieder wie früher, ſo daß er faſt Nichts bekam. Während nun der Bär auf

einem Baume ſich ſchlafen legte, und der Wolf auf einem Haufen Reiſer ſich lagerte, ging der Fuchs ins Dorf, junge Männer zu ſeinem Beiſtand und zum Kampfe gegen die übermüthigen Freunde herbeizurufen, fand aber Niemand als eine Katze und einen lahmen Hund, mit denen er in den Wald zog. Als der Bär ſie von Weitem ſah, ſagte er: „Der Fuchs bringt zwei junge Männer; der eine hat einen Staken auf dem Rücken, der andere ſammelt Steine!“ Die Katze kam an den Reiſerhaufen, worin der Wolf lag, und ſah die Spitze des Schwanzes hervorragen. Da ſie dieſelbe für eine Maus hielt, ſprang ſie darnach und packte den Schwanz mit den Krallen. Der Wolf ſprang erſchrocken heraus, worüber die Katze ſo erſchrak, daß ſie eilig ſich auf den Baum flüchtete, auf welchem der Bär ſaß. Dieſer meinte, der Wolf ſei ſchon umgebracht und jetzt komme die Reihe an ihn; daher ſtürzte er ſich voller Angſt vom Baume herunter und brach den Hals. Der Wolf ſah den Bären fallen und lief erſchreckt in den Wald. So behielt denn der Fuchs ſeitdem alles Fleiſch allein.

173.

Der Wolf auf der Hochzeit.

Der Wolf und der Fuchs waren einmal zur Hochzeit gegangen, ohne Wiſſen des Hauswirths. Beide ſaßen unter dem Hochzeitstiſch und fraßen Fleiſchknochen und Brotſtückchen, die vom Tiſche herunterfielen. Der Wolf bekam auch heimlich Bier zu trinken und wurde zuletzt betrunken. Als nun die Hochzeitsgäſte ſangen, bekam er auch Luſt zu ſingen und fragte den Fuchs: „Gevatter, ſoll ich nicht auch ſingen?“ Dieſer antwortete: „„Singe nicht, wir werden Prügel bekommen (ärra laula, peksa same)!““ Zum zweiten Male, als die Hochzeitsgäſte ſangen, bat er den Fuchs um Erlaubniß zu ſingen. Dieſer wehrte ihm genug, aber der Wolf hatte eine ſolche Luſt zu ſingen, daß er zum dritten Male ihn fragte, ob er nicht ſingen ſolle. Endlich ſagte der Fuchs: „„Wenn du denn durchaus ſingen willſt, ſo ſinge, aber du wirſt erfahren, wie große Ehre dir dafür zu Theil

werden wird.““ Der Wolf ſprang auf den Tiſch und ſang ein wunderſchönes Lied. Als die Hochzeitsleute ihn ſahen und ſingen hörten, hetzten ſie die Hunde auf ihn, die ihn gehörig zerzauſten, und ſchlugen ihn mit Knüppeln. Der Fuchs ſprang auch davon; unterwegs aber ſah er ein Geſchirr mit Milch, trank davon und tauchte ſeinen Kopf hinein. Dann lief er davon. Im Walde traf er den Wolf, der über die vielen Prügel klagte, die er erhalten: „„Ach,““ ſagte der Fuchs, „„du haſt wohl viel Prügel erhalten, aber wer heißt dich ſingen? Ich aber bin ganz unſchuldig ſo zerſchlagen, daß mir der Kopf ganz weiß geworden iſt.““ Doch hatte der Wolf Luſt noch einmal hinzugehen und doch wenigſtens vor der Thür etwas dem Geſange zu lauſchen. Der Fuchs aber ſtellte ſich ganz krank und matt und ſagte: „„Ich kann nicht gehen! Nimm mich daher auf den Rücken und trage mich!““ So ungern der Wolf es that, nahm er ihn doch endlich auf den Rücken und trug ihn eine gute Strecke. Der Fuchs, dem die Zeit lang wurde, fing an zu ſingen: „„Der Kranke trägt den Geſunden!““ Der Wolf fragte: „Was ſingſt du da, Gevatter?“ „„Ach,““ ſagte der Fuchs, „„ein wüſter Kopf redet irre und weiß nicht, was er ſpricht. Aber hier iſt kein Raum für uns, denn hier ſtehen zu viele Menſchen vor der Thür des Hochzeitshauſes.““ Mit dieſen Worten ſprang er vom Rücken des Wolfes auf die Erde und lief mit geſunden Beinen davon. Der Wolf aber war von den Leuten bemerkt und kam von ihnen und ihren Hunden verfolgt nur mit Noth und Angſt wieder an ſein Lager.

174.

Erſchaffung der Wölfe.

Als Gott der Herr die Thiere erſchuf, wollte der Teufel, der ihm einige Kunſtgriffe abgeſehen hatte, ihm es nachmachen und bildete aus Lehm zwei wunderſchöne Wölfe, deren Köpfe aus großen länglichen Feldſteinen beſtanden; nur gelang es ihm nicht, ihnen Leben und Odem einzuhauchen. Voll Verzweiflung fragte er Gott

um Rath, und dieſer trug ihm auf, ihnen zuzurufen: „Wölfe, ſteht auf, freßt den Teufel auf!“ Der Teufel aber ſagte ſtatt deſſen: „Wölfe, ſteht auf und freßt Gott auf!“ Die Wölfe rührten ſich nicht; ein zweiter Verſuch war eben ſo vergeblich. Endlich ſagte er aus einiger Entfernung und hinter einem Buſche ſtehend, ganz leiſe: „Wölfe, ſteht auf und freßt den Teufel auf!“ Alsbald rauſchten die Wölfe wüthend hervor und obgleich ſie ſeiner ſelbſt nicht habhaft werden konnten, ſo ſtellen ſie doch noch immer den Nachbildern des Teufels, den Geſpenſtern und Wiedergängern nach.

175.

Die Schleifſteine.

Wenn die Wölfe ſehr heulen, ſo glaubt man, ſie riefen Gott um Nahrung an, und er werfe ihnen aus dem Himmel Klumpen herab, wie Schleifſteine. Ein Bauer auf Worms, ein Ehſte, ſah von ſeinem Schlitten, daß viele Wölfe heulend neben dem Wege ſtanden und die offenen Mäuler nach oben ſtreckten, bis ihnen aus den Wolken Etwas zugeworfen wurde. Ein Wolf aber folgte ſtets ſeinem Schlitten und blieb auch, als er in ſeinen Hof einfuhr, vor der Pforte ſitzen. Als der Bauer ſeinen Schlitten unterſuchte, fand er einen viereckigen Schleifſtein, den er dem Wolfe mit den Worten zuwarf: „Iſt das dein Theil, ſo nimm!“ Der Wolf verſchlang das Stück und lief davon.

In der Nähe einer Rie auf Dagö, in welcher Bauern draſchen, heulten die Wölfe einmal die ganze Nacht hindurch ſchrecklich. Ein Knabe ging hinaus und ſetzte ſich hinter einen Stein, von wo aus er bemerkte, daß den Wölfen Schleifſteine zugeworfen wurden. Plötzlich aber, da ein Wolf ohne Speiſe geblieben war, hörte er eine Stimme: „Dein Theil iſt der, der hinter dem Steine ſitzt!“ Schnell ſprang er auf, kehrte in die Rie zurück und erzählte ſein Abenteuer. Die Andern verlachten ihn und ſprachen ihm Muth ein, da ja die Thür feſt verrammelt ſei. Am andern Morgen aber war der Knabe

verſchwunden, und nur ein Paar Blutstropfen zeigten die Stelle an, an welcher er gelegen.

Ein Bauer auf Rukö ſah, daß in einer ſehr kalten Winternacht den heulenden Wölfen Fleiſchſtücke in Geſtalt rother Ziegelſteine in die offenen nach oben gerichteten Mäuler geworfen und von ihnen gierig verſchlungen wurden.

Anm. Der wilde Jäger theilt ebenfalls Fleiſchſtücke aus und wirft ſie ſeinen Hunden hin, die an die Stelle der göttlichen Grauhunde oder Wölfe getreten ſein mögen.

176.

Der Werwolf und das Füllen.

Zwei Bauermägde ſaßen vor einer Heuſcheune, in welcher das zuſammengebrachte Heu aufbewahrt wurde. Hungrig und ermattet legten ſie ſich aufs Heu zum Schlafen nieder, doch konnten ſie vor Hunger nicht einſchlafen. Da lief ein junges Füllen über den Platz, und das eine Mädchen bemerkte, daß ihre Gefährtin ſich leiſe aufrichtete und dem Thiere nachſah. Sie ſtellte ſich ſchlafend, aber ſah, daß jene ihre Kleider umkehrte und dann in einen Wolf verwandelt auf das Füllen losſtürzte, es tödtete und einen großen Theil davon verzehrte, auch noch einen Schinken davon mit ſich in die Heuſcheune brachte. Nachdem ſie ſich wieder umgewandelt, that jene, als ob ſie aus tiefem Schlafe erwache und fragte, was das für Fleiſch ſei und woher ſie es habe. „Willſt du nicht Etwas davon eſſen?“ war die Antwort. — „„Nein! wie kann man ſo rohes, blutiges Fleiſch eſſen?““ — „Meinſt du, daß es roh ſei?“ fragte die Hexe und ſchlug ſie mit der Keule ins Geſicht, daß ihr die Wange von der Hitze des Fleiſches ganz roth wurde. Doch weigerte ſie ſich zu eſſen und machte nachher eine Anzeige davon, in deren Folge das Wolfsweib verſchickt wurde.

er drei Tage lang Schmerzen fühlte, und den Hund wegzujagen befahl. Der Wirth, bei dem Hans diente, schickte ihn einst auf den Heuschlag zur Arbeit; er aber legte sich hin und arbeitete nicht, weshalb die ihn begleitende Magd nach Hause ging und über seine Faulheit klagte. Der Wirth ging selbst mit, ihn ernstlich anzutreiben, fand aber nur seinen Hut und Rock, der Junge aber war weg. Als er Abends spät nach Hause kam, fragte ihn die Wirthin, wo er gewesen sei, und ob er nicht vielleicht als Werwolf umhergelaufen sei. Wenn dies der Fall sei, möge er bei Zeiten bekennen, und sie wollte mit Hülfe des Predigers suchen, ihn von der Gewalt des Teufels frei zu machen. Hans gestand ihr sogleich seine Sünde und äußerte, er könne es nicht lassen, wenn geblasen würde, so müsse er fort. Die Wirthin erzählte dies dem Pastor zu Haljal, und dieser schickte ihn zu seinem Herrn, Gerhard von Bode, der ihn mit Ruthen streichen ließ und ihn fortjagte. — Nach dem Urtheile des Manngerichts wurde Hans in Betracht seiner Jugend und seines Versprechens der Besserung mit der scharfen Strafe (dem Scheiterhaufen?) verschonet und nur mit zehn Paar Ruthen bei der Kirche zu Haljal gezüchtigt.

179.

Die Korndiebe.

Ein Gutsbesitzer in Ehstland wurde, wie alle Gutsherren, in seiner Rie (Darrscheune) von den Dreschern gewaltig bestohlen und ging daher eines Abends spät dahin, um wo möglich einen der Diebe zu ertappen. Bald sah er zwei Kerle mit langen, dünnen Kornsäcken, die sie durch ein Mauerloch geschoben, sich davon schleichen und ging ihnen nach, um ihre Wohnung und daraus sie selbst zu erkennen. Da ging ein Wolf über den Weg, und einer der Diebe redete ihn an mit den Worten: „Wohin gehst du?“ Der Gutsherr, der den Redenden jetzt an der Stimme erkannte, ging nach Hause und ließ ihn am andern Morgen vor sich kommen. Jener läugnete, der Herr aber fragte: „Begegnete dir nicht gestern

auf dem Wege ein Wolf? Was ſagteſt du zu ihm?" Erſchreckt fiel der Dieb augenblicklich auf die Knie und geſtand, verbreitete aber nachher das Gerücht, der Herr gehe des Nachts als Werwolf umher.

180.

Der Fuchs und der Haſe.

Vorzeiten hatte der Fuchs keinen Schwanz. Da er nun mit dem Wolfe in großem Unfrieden lebte, ſo wurde er oft durch ſeine Fußſpuren verrathen, die er nicht verwiſchen konnte. Daher verfolgte ihn der Wolf ungeſtört, ja er kam ſogar einmal an ſeine Höhle, drängte ſich hinein, und wenn der Fuchs nicht einen andern Ausgang gehabt hätte, würde er ihn todtgebiſſen haben. Nun aber floh jener in den Wald. Da traf er unter einem Baume einen Haſen an, der damals noch mit einem langen Schwanze verſehen war und deshalb nicht ſchnell genug entſpringen konnte. Er packte ihn am Genick, der Haſe aber, da er ſah, daß es ihm ans Leben ging, legte ſich aufs Bitten und ſtellte vor, daß er mager und dürr ſei und wenig zum Sattwerden darbiete; wolle aber der Fuchs ihn verſchonen, ſo werde er ihm ſeinen langen Schwanz, der ihm doch nur auf der Flucht hinderlich ſei, überlaſſen. Der Fuchs war es zufrieden, tauſchte mit ihm und entließ ihn. Seitdem hat der Fuchs einen langen, der Haſe aber einen ganz kurzen Schwanz.

181.

Der Haſe.

Der Haſe, von allen Seiten gejagt und erſchreckt, betrauerte ſein Loos, daß er vor allen Thieren ſich fürchten müſſe, vor ihm aber ſich Niemand fürchte. Voller Verzweiflung darüber wollte er ſich in einen Bach ſtürzen, um ſich das Leben zu nehmen. Als er aber eilig auf das Waſſer zulief, geriethen einige Schafe, die ſich am Ufer gelagert hatten, in Unruhe und Schrecken, ſprangen auf

und liefen angſtvoll zu der übrigen Heerde. Bald war die ganze Schaar in Aufruhr. Da das der Haſe ſah, erkannte er, daß noch Thiere und zwar ſo viele große Thiere vor ihm Furcht hätten; daher ging er getröſtet in den Wald zurück.

182.

Die gefangene Katze.

In einem Geſinde wurde allnächtlich den Kühen die Milch ausgeſogen. Der Wirth machte ſich eine große Laterne aus Tannenholz, einen Deckel dazu von demſelben Baume und legte als Reifen drei Zweige des Baumes herum. Auf dem Deckel befeſtigte er ein Kreuz von Wachholderholz. Nachdem er ein brennendes Kirchenlicht in die Laterne geſetzt, bedeckte er ſie gut und ging in den Stall. Bald hörte er etwas ſaugen, ſchlich ſich näher, leuchtete plötzlich und ſah eine dicke große ſchwarze Katze, die eilig entfliehen wollte, aber von ihm erhaſcht wurde. Da ſie keinen Laut von ſich gab, erkannte er ſie gleich als etwas Teufliſches, trug ſie nach Hauſe und hängte ſie vor dem offenen Backofen auf, ſo daß ihr das Haar abgeſengt wurde. In voller Angſt kam der Nachbar gelaufen und bat um Himmelswillen, die Katze loszulaſſen, da ſeine Frau ſchon halb gebraten ſei.

183.

Der rothe Seehund.

Wenn die Strandbewohner auf die Seehundsjagd ausgehen, ſo wagen ſie ſich an die Grenze des feſten Eiſes auf die loſe ſchwimmenden größeren oder kleineren Schollen, auf denen der Seehund ſich am Liebſten aufhält. Entweder ſchießt man oder ſchleudert den Spieß, an dem ein Seil befeſtigt iſt, welches der Jäger in der linken Hand hält oder ſich um den Leib windet. Letzteres iſt nicht ſelten mit Gefahr verbunden, da ein ſtarker Seehund, der nicht tödt-

lich verwundet ist, oft mit solcher Gewalt die Harpune mit sich fortreißt, daß der Mensch an den Rand des Eises und in das nasse Element seines Wildes gezogen wird. Vor einigen Jahren sah man einen Menschen und einen Seehund todt auf der See treiben, die auf diese Weise mit einander verbunden waren. „Wenn das Eis gut ist," fügte ein alter Seehundsschütze, nachdem er Obiges berichtet hatte, hinzu, „so ist die Jagd ein Vergnügen; ist aber das Eis mürbe und das Wetter trübe, so fängt der Seehund eben so leicht den Kerl, wie der Kerl den Seehund!" Ein Jäger aus Kertell warf aus geringer Entfernung seine Harpune in einen großen Seehund, drehte aber dieselbe unvorsichtiger Weise so, daß der Haken zugleich seine Schulter faßte. Daher ward er vom Seehunde ins Wasser gezogen und ertrank.

Ein anderer Jäger aus Kertell, der später nach Worms zog, sah einst durch eine Eisöffnung, die die Seehunde sich zum Athemholen gemacht hatten, einen nicht sehr großen, aber ganz rothen Seehund hin und her schwimmen, der eine Menge von Stricken hinter sich her schleppte. Obgleich ihm dies bedenklich vorkam, faßte er doch Muth und sprach bei sich selber: „Ich bin ein Mensch und du ein Fisch, — warum sollte ich dich nicht schießen?" Er schleuderte seine Harpune und traf ihn glücklich, mußte aber alle Kraft anwenden, ihn festzuhalten, und erst, nachdem sein Begleiter ihm zu Hülfe gekommen war, gelang es den vereinten Bemühungen, ihn aufs Eis zu ziehen. Er war purpurroth, und sieben Harpunen steckten in seinem Leibe. Seiner Farbe und ungewöhnlichen Stärke wegen hielt man ihn für einen Seehundskönig.

184.

Der Schwarzspecht.

Eine reiche Bauerwirthin in Worms war sehr geizig und hielt ihre Dienstleute schlecht. An einem Sonntag-Morgen forderte ihr Mann sie auf, mit ihm zur Kirche zu gehen. Sie aber wollte die Zeit benutzen und unterdessen Brot backen; daher weigerte sie sich,

ihn zu begleiten. Vergeblich stellte er ihr vor, wie unrecht eine solche Entweihung des heiligen Tages sei; sie blieb bei ihrem Willen und verabschiedete ihren Eheherrn mit unziemlichen Schimpfreden und Lästerworten. Sobald jene davon gegangen waren, fing sie an, den Ofen zu heizen, den Teig zu bereiten und hinein zu schieben. Nach einigen Stunden war das Brot gar und dampfte mit angenehmem Dufte. In demselben Augenblicke kam ein armer Mann an einer Krücke an die Thür des Hauses und bat mit kläglicher Stimme um ein Stückchen Brot. Die hartherzige Frau verweigerte es ihm und sagte: „Wir haben selbst nicht einen Bissen Brot im Hause, daher kann ich Nichts geben!“ Mit diesen Worten ging sie in die Stube zurück und bedeckte das frische Brot mit ihrer Schürze, damit der Bettler nicht ihre Lüge bemerke. Dieser aber folgte ihr nach und sprach: „Duftet nicht das Brot lieblich und kräftig? Und du verbirgst es vor dem Armen, der dieser Gottesgabe entbehrt und dich um ein kleines Stücklein bittet? Aber zur Strafe für deine Entweihung des Sonntags und deine Unbarmherzigkeit sollst du mühsam deine Nahrung gewinnen und in hohlen Bäumen deine armselige Wohnung aufschlagen!“ Der Bettler war bei diesen Worten jung und herrlich geworden und mit Schrecken erkannte die Bäuerin den Herrn Jesum in ihm. Er berührte sie mit seinem Stabe und alsbald schrumpften ihre Glieder zusammen, sie sah sich in einen Vogel verwandelt. Das schwarze Kleid wurde zu schwarzem Gefieder, die rothe Mütze (rêlûa) erkannte man wieder in einem rothen Flecke auf dem Kopfe. Als Schwarzspecht (spilkråka) flog sie in die Wälder, wo sie ihr eintöniges und klägliches: spil, kro, kro! ertönen läßt und mit vieler Mühe die Würmchen aus der Rinde der Bäume heraushackt.

Anm. In Norwegen heißt der Schwarzspecht Gertrudsvogel und ist so entstanden: Als unser Herr mit Petrus auf der Erde wandelte, kamen sie zu einer Frau, welche saß und Kuchen buk. Sie hieß Gertrud und hatte eine rothe Haube auf dem Kopfe. Müde und hungrig von dem langen Wege bat sie unser Herr um ein Stück Kuchen. Sie nahm ein wenig Teig und legte ihn auf die Pfanne, wo er so hoch wuchs, daß er die ganze Pfanne füllte. Da meinte sie, der Kuchen sei für ein Almosen zu groß, nahm weniger Teig und begann zu backen, doch auch dieser Kuchen erlangte dieselbe Größe und sie weigerte sich wie-

derum, ihn zu geben. Zum dritten Male nahm sie noch weniger Teig, und da der Kuchen dennoch eben so groß aufschoß, sprach sie: „Ihr müßt schon ohne Almosen gehen, all mein Gebäck wird zu groß für euch!“ Da zürnte der Herr und sprach: „Weil du mir Nichts gönnst, sollst du zur Strafe ein kleiner Vogel werden, dein karges Futter zwischen Holz und Rinde suchen und nicht öfter trinken, als wenn es regnet.“ Kaum waren diese Worte ausgesprochen, so wandelte die Frau sich in einen Gertrudsvogel und flog zum Küchenschornstein hinaus, und noch heute sieht man sie mit ihrer rothen Haube, ganz schwarz am übrigen Leib, weil die Ofenröhre sie schwärzte. Beständig hackt sie in die Baumrinde nach Futter und pfeift gegen das Regenwetter, denn sie dürstet immer und hofft zu trinken.

185.

Hahn und Birkhahn.

A.

Zwischen Hahn und Birkhahn entstand ein Streit, wer das Recht haben solle, bei den Menschen zu wohnen und von ihnen gepflegt zu werden. Da sie auf friedlichem Wege nicht überein kommen konnten, wurde ein Wettkampf angestellt, der auch in Gegenwart vieler Vögel und Menschen Statt fand. Der Birkhahn, als der stärkere, hatte bald den Hahn zu Boden geworfen und betrachtete sich schon als Sieger, als der Hahn rief: „Ei Birkhahn, schämst du dich nicht? Dir sind ja die Hosen ganz auf die Füße gefallen!“ Beschämt sah der Birkhahn auf seine Füße, diesen Augenblick aber benutzte sein kluger Gegner, schwang sich mit lautem Krähen und lebhaftem Flügelschlag auf den Rücken des erschreckten Birkhahns, dem er mit Schnabel und Sporen so zusetzte, daß dieser sich zitternd auf Gnade und Ungnade ergab und auf den Aufenthalt bei den Menschen verzichtete.

B.

Zum Birkhahn sprach der rothe Hahn:
„Einen dummen Jungen seh' ich nahn!
Bist du nicht schier von Sinnen,
So schiebe dich flugs von hinnen!“

Der Birkhahn ſchrie: „„Wohlauf zum Streit,
Du Renommiſt im Narrenkleid!
Dem Sieger beſtimm' ich zum Lohne,
Daß bei den Menſchen er wohne.““
„Und ſo wahr ich gewinn' in dieſem Strauß,
Hack' ich dir beide Augen aus!
Auf den Miſt will ich dich ſchmeißen,
Den magſt deinen Thron du heißen!“
Der rothe Hahn mit Helm und Sporn
Schritt her wie ein Ritter auserkorn.
Wie kämpften da beide ſo muthig!
Wie kratzten ſie ſich blutig!
Sie hackten hin, ſie hackten her,
Die Federn ſtoben die Kreuz und Quer;
Sie ſprangen ſich auf den Nacken
Und thäten ſich weidlich packen.
War das für beide ein heißer Tag!
Da rauſchte ſo mancher Flügelſchlag;
Scharf ward zur Ader gelaſſen,
So hatten ſie ſich zu faſſen.
Der Birkhahn mit der ſtärk'ren Kraft
Hat bald den Hahn ſich vom Halſe geſchafft;
Schon dacht' er zu triumphiren, —
Da mußte den Streit er verlieren.
Gar plötzlich rief der Hahn mit Liſt:
„Pfui, was du für ein Flegel biſt!
Bei deinem wüthigen Toſen
Fall'n dir ja herunter die Hoſen!“
Nicht ſonder Scham der Birkhahn war,
Er blickte nach ſeiner Beine Paar:
Da ſprang der Hahn ihm zu Kopfe
Und zauſt' ihn wacker am Schopfe.
Dem Birkhahn ſchlug er manche Wund';
Der dachte: „„Vermaledeite Stund'!
Nun muß ich gar verzagen,

So rupft er mir am Kragen.
„Pardon, Pardon!“ der Birkhahn rief;
„Mit meiner Sache geht es ſchief!
Hahn, ſchenke mir mein Leben!
Will nicht mehr widerſtreben!“
Der flehende Birkhahn Gnade fand.
Er hat zum Walde ſich hingewandt;
Seine Hoſen muß er tragen
Ganz unten zu allen Tagen.
Raſch eilte der Sieger dem Dörflein zu,
Zu genießen wohlverdiente Ruh';
Da ſchlug er behaglich die Schwingen
Und thät ein Sieg'slied ſingen.
Noch hält er ſein Haupt hochaufgereckt,
Kühnlich den Schnabel nach vorn geſtreckt;
Sein Helm iſt im Blute gebadet,
Sein Muth ganz unbeſchadet.
Allzeit die Sporen angethan,
Gebeut zwölf Weibern der rothe Hahn;
Hoch ſteht er auf gold'nem Throne,
Dem Birkhahn ſchier zum Hohne;
Probirt zum Spaße auch, wie es thu',
Wenn Einer hat beide Augen zu;
Ihn juckt's durch alle Glieder,
Schnell öffnet er beide wieder.
Noch oft erſchallt mit hellſtem Klang
Bei Tag und Nacht ſein Siegsgeſang;
Der Birkhahn hört's von ferne,
Vor Ingrimm ſtürb' er gerne.
So ſchleicht er einher, ganz voller Scham,
Einſam im Walde mit ſeinem Gram,
Muß oft ſeine Hoſen betrachten,
Die ihn ins Elend brachten.

186.

Die Birkhühner.

A.

In einem Jahre waren in Dagö sehr viele Birkhühner, die aus Lappland weggezogen waren. Die Lappen schickten den Teufel in Gestalt einer großen Eule nach Dagö, um die Birkhühner zurückzutreiben. Ein ehstnischer Jäger im Dorfe-Pühhalep, Jägri Juhhan, schoß auf ihn, aber die Kugel that ihm keinen Schaden, sondern es stäubte nur etwas. Da nahm er eine geweihte Kugel mit einem silbernen Kreuze und schoß ihm mehrere Federn ab, die im Herabfallen sich in verfaulte stinkende Lappen verwandelten; der Teufel aber verschwand und ließ die Birkhühner seitdem in Ruhe.

B.

Im südlichen Finnland fliegen nicht selten alte Lappländer oder Lappenweiber im Wirbelwinde umher und sammeln Vögel, welche sie durch ihre Zauberkraft in das brotlose Lappland treiben. Oefter sieht man sie in der Nähe von Wassermühlen ausruhen. So geschah es einst bei einer Mühle, daß es plötzlich schrecklich zu wehen anfing, und im Erlenwalde rings um die Mühle sich Auerhähne und Birkhühner in zahlloser Menge sammelten. Endlich sah man auch einen kleinen Greis in der Kleidung der Lappländer in die Mühle kommen, um seine Pfeife anzuzünden. „Ich lasse jetzt meine Vögel ausruhen und eine Weile weiden," sagte er. Als er nachher aufbrechen wollte, schwang er blos einen Besen, und sogleich kam der Wind, welcher die Vögel forttrieb. — Ein anderes Mal sah man ein Weib in gleichem Geschäfte, doch ohne Pfeife. Sie hatte zwei Besen, und als sie weiter reisen wollte, setzte sie sich auf den einen und schwang den anderen in die Runde, um den Sturm hervorzurufen. Solche lappische Vögelsammler verursachen, daß die Waldvögel sich nicht, wie man erwarten sollte, vermehren; ist ein Herbst reicher an Wild als gewöhnlich, so wundert man sich, weshalb kein Lappe zum Besuch dageweſen sei.

Wenn Jemand das im Wirbelwinde fahrende Lappenweib mit einem Messer trifft und verwundet, so kommt er nicht eher zur Ruhe, als bis er zum brotlosen Lappmarken nachgewandert ist, wo er das Seinige wieder bekommt und nach Hause entlassen wird. Zum brotlosen Lappmarken ist es so weit, daß ein Bauer, der zur Zeit der Erndte ein Lappenweib verwundete und ihr nachfolgen mußte, erst am Weihnachtsabend in ihrer Heimath ankam, wo er sein Messer im Schenkel der Wirthin wiederfand. Nachdem ihm dasselbe wiedergegeben war, führte ihn der Lappe gegen Erlegung eines Ochsen in einem Augenblick in seinen eigenen Hof zurück.

187.

Der Frosch auf der Hochzeit.

Ein Frosch gerieth einst auf einem Acker unter eine Egge, während dieselbe über das Land gezogen wurde. Lange Zeit wurde er mit derselben fortgerissen, herumgewälzt und hin und her gestoßen. Endlich gelang es ihm, zu entkommen, und schnell eilte er in das nächste Wasserloch. Neugierig umringten ihn die andern Frösche und fragten, wo er gewesen sei. „Ich war auf der Hochzeit beim Tanze," antwortete er, „wo's recht munter herging. Von allen Seiten wurde ich zum Tanze aufgefordert; Einer riß mich hiehin, der Andere dahin (eit sleit me hît, eit sleit me tît), so daß ich kaum zu Athem kommen konnte. Dabei war der Tanzsaal sehr uneben und unbequem, so daß ich mehrmals zu Boden fiel und umgewälzt wurde, und ich mich nur wundern muß, wie mir nicht alle Knochen zerbrochen sind. Wie froh war ich, als ich endlich nach vielen Anstrengungen den Händen dieser wilden Gesellschaft entschlüpft war."

188.

Tödtung der Schlangen.

Man darf die Schlangen nicht tödten, weil sonst das Vieh nicht gedeiht und das Korn nicht wächst. Selbst wenn eine Schlange ge-

biſſen hat oder beißen will, braucht man ſie nicht zu tödten. Die Schlangen nämlich üben ſelbſt über ſolche ein Gericht aus, welche Menſchen gebiſſen haben, und wenn ſie ſich im Herbſt in ihr Winterlager zurückziehen wollen, laſſen ſie die Übelthäterin nicht hinein, ſo daß ſie draußen bleiben und in der Winterkälte umkommen muß. Nur wenn Schlangen über den Weg kriechen oder in die Häuſer kommen, darf man ſie tödten, damit nicht heimliche Feinde ſchädlich einwirken. Wenn die Schlangen im Frühlinge aus der Erde kommen, ſind ſie unſchädlich und man darf ſie nicht quälen. Ein Hirtenknabe ſah einſt im Frühlinge eine bunte Schlange aus einem Loche herauskriechen, die ganz matt ſich an einer ſonnigen Stelle zu erwärmen ſuchte. In der Meinung, er müſſe ein ſo ſchädliches Thier vertilgen, ſchlug er ſie todt. Alsbald aber kam eine große weiße Schlange mit goldener Krone aus der Erde, umſchlang ihn und drohte ihm die Glieder zu zerbrechen; doch ließ ſie ihn nach vielen Bitten endlich los.

189.

Die Hausſchlange.

Ein ehſtniſcher Bauer in Pergenthal hatte eine große ſchwarze Schlange, die im Hauſe wohnte und von allen Speiſen zuerſt bekam, ſich auch wohl ſelbſt ihr Theil zu holen wußte. Als er nun ſeiner Tochter Hochzeit ausrichtete, erblickten einige der Gäſte die Schlange, die in der Küche ſich dem Grapen nahete, Fleiſch herausnahm und auffraß. Entſetzt wollten ſie nicht davon eſſen, ſagten aber weiter Nichts. Abends gingen einige der Gäſte hinaus, die Pferde zu tränken und alsbald kam auch die Schlange herangekrochen, um aus dem Eimer zu ſaufen. Aber der Mann, der das Waſſer herbeigeholt, gab ihr einen Hieb mit der Peitſche und fluchte ihr, worauf ſie ſchnell verſchwand. Als ſie wieder ins Haus traten, war der Hausvater todtkrank, das Weib ſchalt den Thäter einen Mörder und rief: „Wie durftet ihr die Schlange beleidigen? Sie iſt unſer Wirth und iſt vor uns hier geweſen; ſie wird auch

nach uns hier sein! Unser Vater wird noch darüber sein Leben verlieren!" Unzufrieden mit ihren Schmähungen brachen die Hochzeitsgäste plötzlich auf und fuhren alle davon, so daß die Hochzeit ein trauriges Ende nahm.

190.

Die Freundin.

In Roslep wurde einst ein Knabe geboren, dem sich eine Schlange um den Hals gewickelt hatte. Man wollte die Schlange tödten, aber die Mutter sprach: „Ist die Schlange mit ihm geboren, so ist das so von Gott bestimmt; daher laßt sie leben." Als das Kind gewaschen wurde, kroch die Schlange von seinem Halse herab, wurde dann mit in die Wiege gelegt und mit Milch ernährt. Nachher als der Knabe heranwuchs, spielte er mit ihr in aller Vertraulichkeit, gab ihr süße Milch zu trinken und konnte ohne sie nicht leben noch ruhig einschlafen, da er sie als seine beste Freundin und Gespielin ansah. In seinem vierten Jahre spielte er einmal mit ihr auf einem großen Steine, der neben dem Hause lag; die Schlange aber fand ein kleines Loch, schlüpfte hinein und kam nicht wieder. Der Knabe war untröstlich, er weinte und bat inständig, den Stein wegzuwälzen, was denn auch endlich geschah. Da fand man einen großen Schatz von Silbergeld. Den bewahrte man für den Knaben auf, welcher von dieser Zeit an getröstet war und nachher ein vermögender Mann wurde. Die Schlange aber war und blieb verschwunden.

191.

Das Schlangenhalsband.

Ein Mädchen ging am Sonntage in den Wald, um Beeren zu pflücken. Ihr begegnete ein graues Männlein und fragte, was sie da mache. Sie sprach: „Ich sammle Beeren." — „„Wozu?""

fragte Jener. Sie antwortete: „Die Beeren verkaufe ich und kaufe mir Perlen dafür um den Hals.“ Alsbald hängte ihr das Männlein eine buntglänzende Schlange um den Hals und sagte: „„Hier hast du ein Perlenhalsband!““ Hierauf verschwand der Geber, das Mädchen aber mußte den schrecklichen Schmuck zeitlebens tragen zur Warnung für diejenigen, welche am Sonntag ihrer Eitelkeit zu lieb Beeren pflücken gehen.

192.

Der Schlangenkönig.

A.

Auf einer großen Heide in Worms waren unendlich viele Schlangen, deren König in einer Höhle wohnte, aus der er bisweilen hervorkam, um sich zu sonnen. Ein Anführer der Rostokar, — denen sonst, wie jetzt den Kosaken, die Vertheidigung der Landesgrenzen übertragen war, — sah auf dem Kopfe des Schlangenkönigs eine goldene Krone glänzen und faßte den Plan, sich derselben zu bemächtigen. Also ritt er zur Öffnung der Höhle hin und wartete mit geschwungenem Schwert auf den König. Sobald dieser erschien, hieb er ihm den Kopf ab, legte ihn in eine Schachtel, schwang sich auf sein Pferd und sprengte davon. Die Schlangen aber, in Wuth versetzt durch die Ermordung ihres Königs, verfolgten ziſchend und schäumend den Flüchtigen und nur dadurch, daß er seinen Mantel fallen ließ, den die Schlangen in kleine Stückchen zerbissen, und einen tiefen Graben mit dem Pferde übersprang, über den die Schlangen nicht so schnell kommen konnten, rettete er sich vor unvermeidlichem Verderben. Der Kopf aber mit der Goldkrone verlieh ihm in allen Kämpfen Glück und schützte ihn vor aller Verwundung.

B.

Auf dem großen Steine bei Worby auf Worms bemerkte ein Mann eine Unzahl von Schlangen und in ihrer Mitte den König

mit goldener Krone. Mit einer an eine lange Stange gebundenen Sense hieb er diesem den Kopf ab und es gelang ihm auch, die Krone mit der Spitze der Sense herauszuschleudern und zu gewinnen. Die Schlangen verfolgten ihn; er warf erst seinen Hut, dann seine Handschuhe, dann seinen Gurt und endlich sein Wamms hin; — nach Andern seinen Mantel, seinen Sattel und sein Schwert; die Schlangen aber ließen sich wenig aufhalten, sondern folgten ihm durch Pfützen und Wasserlöcher, bis er über einen Graben sprengte, woselbst ihm durch die frischgepflügte Erde des Ackers die Schlangen nicht so schnell folgen konnten. Als er aber zu Hause ankam, stürzte sein muthiges schwarzes Roß vor Erschöpfung todt zu Boden.

C.

In einem Gesinde auf Dagö zeigten sich oft Schlangen, und der Besitzer wandte sich, um sie los zu werden, an einen klugen Mann. Dieser bemerkte ein Loch am Thürpfosten und rieth ihm, ein rasches Pferd bereit zu halten und dann mit einer glühenden Eisenstange in das Loch hineinzustoßen. Dies geschah, aber plötzlich brach der Schlangenkönig mit einer goldenen Krone hervor und fuhr auf den Bauern los, der sich kaum aufs Pferd schwingen und davon sprengen konnte. Der Schlangenkönig mit vielen Schlangen verfolgte ihn, aber da es sehr kalt war, so verloren sie endlich die Kraft und erstarrten sämmtlich, worauf sie mit leichter Mühe erschlagen wurden.

D.

In der Nähe von Karusen ging ein Mann auf die Wolfsjagd und da er im Gebüsche Etwas rascheln hörte, legte er seine Flinte an. Wie erschrak er aber, als statt eines Wolfes eine ungeheure Schlange sich erhob, deren Kopf größer als ein Ochsenkopf war und die ein blitzendes Diadem auf dem Scheitel trug. Entsetzt ließ er das Gewehr sinken und machte sich eiligst davon.

E.

Der König oder die Königin der Schlangen hat eine goldene Krone auf dem Haupte und glänzende Blumen an den Ohren.

Sie wird so dick wie ein Weberbaum und, wenn sie angegriffen wird, nimmt sie den Schwanz ins Maul und rollt sich wie ein Rad vorwärts mit solcher Schnelligkeit, daß man ihr zu Pferde nicht entkommen kann. — Ein Mann sah auf dem Kopfe einer großen Schlange goldene Kleinodien und Edelsteine glänzen, trat näher und erschlug sie; nachher fand er aber nichts als den glänzenden Widerschein von den schillernden Kopfschildern. — Vor die Thür eines Bauerhauses in Gudanäs legte sich eine Schlange, die über einen Faden lang und furchtbar dick war und die man für eine Schlangenkönigin hielt. — In Worms legte sich in einer Nacht eine Schlange in die herabgefallene Mütze eines Weibes, welches am Morgen nicht wenig erschrak und ruhig wartete, bis es der Schlange gefiel, sich zu entfernen.

193.

Schlange und Aal.

Als der Herr nach Adams Fall das Urtheil über die Schlange sprach, daß sie auf ihrem Bauche kriechen und Erde essen sollte ihr Lebenlang, richtete sie sich stolz und höhnisch empor, als achte sie der Strafe nicht. Da nahm der Herr Jesus einen Stab und schlug sie in drei Theile, so daß das Kopfende in einen Wald, das Mittelstück mit den vier Füßen auf das Feld und das Schwanzende ins Meer fiel. Aus ersterem wurde eine neue Schlange, welche das böseste Thier der Welt ist, aus der Mitte die Eidechse, und aus dem hintern Ende der Aal, der von allen Fischen das beste Fleisch hat, aber doch von Ehsten und Schweden wegen seiner Verwandtschaft mit der Schlange nur selten gegessen wird. Nach Andern schlug der Herr der Schlange zuerst die Füße weg und theilte sie durch einen Hieb in zwei Theile, eine Schlange und einen Aal.

Anm. Wenn der Wind am St. Georgstage (23. April) von der See her weht, so kommen die Aale ans Land und werden zu Schlangen, bei Landwind werden die Schlangen zu Aalen.

194.

Die goldenen Fiſche.

A.

Bei Puiſt an der Einwiek wurden in heidniſcher Zeit in einem in Stein gehauenen Teiche zwei goldene Fiſche gehalten, an deren Bewegungen man ſehen konnte, wann die rechte Zeit zum Fiſchfange ſei. Ein Bauer wollte ſich dieſe Weiſſagung bequemer machen und ſtahl ſie weg, aber ſie verſchwanden und ſeit der Zeit ruht ein Fluch auf dem Fiſchfange; denn man weiß nie, wann man zum Fange ausfahren ſoll. Auch dem Bauern und ſeinem ganzen Geſchlechte ging es traurig, indem es durch beſtändige Unglücksfälle geplagt wurde und noch vor kurzer Zeit wurde Einer aus dieſer Familie mit der Kirchenſtrafe belegt.

B.

Bei Kiwidepä gingen einſt im Winter zwei Fiſcher aufs Eis, hieben Löcher hinein und warfen ihre Netze aus. Lange war ihr Bemühen umſonſt, bis endlich der Eine von ihnen durch die Eisöffnung zwei große, eigenthümlich geſtaltete, goldenglänzende Fiſche wahrnahm. Überraſcht und erfreut ſuchte er ſie zu fangen, ohne auf die Warnung ſeines Gefährten, daß er ſich vor dieſen ſonderbaren unbekannten Fiſchen hüten möge, zu beachten. Es gelang ihm auch, den einen ins Netz einzuſchließen, während er den anderen ängſtlich umherſchwimmen und dann ſich ſchnell entfernen ſah. Als er aber ſeinen Fang aus dem Waſſer herausziehen wollte, erhob ſich plötzlich ein ſo ſtarker Sturm mit Schneegeſtöber, und das Waſſer begann ſo merkwürdig ſchnell zu ſteigen, daß er verwundert ſich umſah. Er konnte keine Urſache des Unwetters entdecken und zog ſein Netz vollends aufs Eis, aber von dem goldnen Fiſche war keine Spur mehr vorhanden.

Anm. Auf einem Hügel im Kirchſpiel Pyha auf Öſel ſieht man in einem Steine die eingehauene Figur eines Strömlings. Früher ſoll darin ein ſilberner Fiſch geweſen ſein.

195.

Fischzauber.

Der eine Bach bei Kertell floß früher geradeaus in die See, während er sich jetzt mit dem anderen Bache vereinigt. Er wurde daher sonst von Lachsen, Schollen und anderen Fischen sehr reichlich besucht und die Bauern hatten großen Gewinn davon. Aber Neid und Mißgunst entstanden und mehrere Fischer, die durch ihre Geschicklichkeit und Unermüdlichkeit immer die ansehnlichste Beute davontrugen, wurden von den Übrigen so sehr beneidet, daß sie zuletzt beschlossen, ihre Klage dem Gutsherrn vorzutragen. Sobald dies geschehen war, fragte der Herr nach dem Rechte der Bauern, in seinem Bache zu fischen, und da sie keinen anderen Beweis, als den der Gewohnheit zu führen im Stande waren, verbot er ihnen ohne Weiteres den Fischfang im Bache und stellte selbst einen Fischer an, dem er ein Häuschen baute und ihm befahl, den Ertrag auf den Hof zu bringen. Die Bauern zürnten, aber sie mußten schweigen; nur ein finnischer Knecht, der im kertellschen Dorfe diente und die Absicht hatte, bald in sein Vaterland zurückzukehren, drohte, dem guten Fischfange gänzlich ein Ende zu machen. Er fing deshalb einen Hecht, setzte ihm eine silberne Spange auf den Schwanz und befahl ihm, sich nach Finnland zu begeben, was auch wirklich geschehen sein soll. Zugleich durchbrach der Bach einen Sandhügel und bekam eine solche Richtung, daß seitdem der Fischfang aufhörte und die Fische sich nach Finnland hinzogen.

Eben so zwangen kurische Fischer die Schollen von Matzal nach Ösel zu ziehen, indem sie drei von ihnen mit Zwirnsfäden zusammenbanden.

196.

Die Ameise.

A.

Die Ameisen wurden von den Hirtenknaben beunruhigt, da diese ihnen ihre Wohnungen zerstörten. Erzürnt darüber traten sie vor

Gott und verklagten die Hirtenkinder, weil sie so viel Brot unnütz verkrümelten. Gott aber antwortete ihnen unwillig: „Die Hirtenkinder haben ja keinen Tisch, an welchem sie essen könnten!“ Mit diesen Worten schlug er die Ameisen mit einer Ruthe über den Rücken. Daher sind sie noch jetzt in der Mitte ganz dünn, vorn und hinten aber dicker.

Anm. Ausführlicher lautet die Sage bei den Ehsten: Hirten hatten ein Ameisennest verbrannt, weil die Ameise sie immer sehr scharf biß. Die Ameise war damit nicht zufrieden und hatte doch nicht so viel Kraft, die Hirten dafür zu schlagen, daß sie ihr Nest verbrannt hatten. Sie ging darauf in ihrem Ärger zu Gott hin und klagte heftig über die Hirten, daß diese alle Tage auf der Hütung sehr viele Brotkrümchen auf die Erde verspilleten; aber von der Verbrennung des Nestes durfte sie Gott Nichts sagen, dieweil sie selber zuerst die Hirten angerührt hatte. Gott sprach: „Das kann zwar also sein; aber du hast keinen Zeugen, welcher die Wahrheit aussagen könnte. Gehe und hole deinen Zeugen!“

Die Ameise ging, einen Zeugen zu suchen. Im Gehen dachte sie bei sich selber: „Möchte ich mit der Spinne zusammenkommen; selbige könnte wohl dieses richtige Zeugniß zwischen mir und den Hirten sprechen, denn sie lebet ja auch täglich also unter den Hunden auf der Trift (? wird auch von den Hirten und ihren Hunden verfolgt). Sie kam auch mit der Spinne zusammen und sagte flugs zu ihr: „Komm jetzt, Bruder, als mein Zeuge! Ich gehe wider die Hirten vor Gericht.“ Die Spinne fragte, worüber der Streit sei, aber die Ameise sagte ihr nur: „Du sollst kommen! Denn nachher ist es zu spät. Gott selber giebt dir diesen Befehl.“

Als sie vor Gott kamen, da fragte Gott die Spinne: „Die Hirten sollen täglich Brotkrümchen auf die Erde verspillen; hast du das auch gesehen?“ Die Spinne antwortete: „„Daran sind die Hirten nicht Schuld! Sie haben nirgends eine Stätte, wo sie friedsam sich satt essen könnten, auch keinen Brottisch, auf welchem sie das Brot brechen könnten.““ Gott sprach: „Das ist ganz richtig, was du da zeugest! Aber du Ameise wirst zum Lügner, weil du deinen Nächsten ohne Ursache hassest!“ Er schlug die Ameise mit einem Stock auf den Rücken und warf sie vom Himmel hinunter, also daß sie mitten durch in zwei Hälften zerfiel. Aber die Spinne ließ er an einem Seile vom Himmel hernieder, dieweil sie die Wahrheit gesprochen. Darum dient der Spinne bis zum heutigen Tage immer ihr Gespinnst zum Seile, daß sie nach jeder Seite aufwärtsgehen und sich niederlassen kann. Aber die Ameise ist immer in zwei Theilen, so wie sie vom Himmel herniederfallend geworden war, in der Mitte dünn, der Kopf und das Hintertheil dick.

B.

Ameise trat, das kleine Thier,
Einst hin vor Gottes Thron:

„Die Hüterknaben," klagte sie,
„Die treiben Spott und Hohn!
Schon manches Krümchen Brot ich fand,
Das täglich fällt aus ihrer Hand!" —
„„Schweig still!"" — so sprach des Richters Mund
Zu ihr; — „„du Böſewicht,
Du willſt verleumden! Treffen ſoll
Dich ſelber mein Gericht!
Dem Hirtenkind im freien Feld,
Iſt dem ein Eßtiſch hingeſtellt?""
Zur Ruthe greift der liebe Gott,
Das böſe Thier er ſtreicht,
Deß Rücken noch die Stelle, wo
Die Schläge fielen, zeigt.
„„Bekümmre dich um dich allein,""
Sprach Gott, „„und laß die Andern ſein!"" —
Ameiſe ging, die Sünderin,
Nach Hauſe heim mit Scham;
Gott nimmermehr ein Klagelied
Aus ihrem Mund vernahm.
Manch' Broſamlein zu gutem Schmaus
Schleppt ſie ſeitdem ins eigne Haus. —

197.

Das Ungeziefer.

A.

Als Jeſus auf Erden wandelte, traf er einen Mann am Wege liegend, den er nach der Richtung fragte. Statt aufzuſtehen, zeigte dieſer nur mit dem Fuße die Himmelsgegend an. Der Herr warf eine Handvoll Sand auf ihn und die Sandkörner verwandelten ſich in Flöhe und Läuſe zur Strafe für ſeine Faulheit. Seitdem leiden die Menſchen von dieſem Ungeziefer, vornehmlich die Faulen;

auf die unſchuldigen Thiere iſt aber dieſe Strafe auch um unſerer Schuld willen übergegangen.

B.

Als die erſte Tanne gefällt war, vergoß ſie bittre Thränen, die nachher zu Harz ſich verhärteten. Der Kummer der Mutter ging den Kindern, den Tannenzapfen, zu Herzen und ſie ſprachen zu ihr: „Höre auf zu weinen, liebe Mutter! Wir werden uns an dem Menſchen, der dich ſo unbarmherzig getödtet, auf das Grauſamſte rächen!“ Darauf verwandelten ſich die Schuppen der Tannenzapfen in Wanzen, krochen in die Häuſer der Menſchen und quälen ſie daſelbſt noch bis auf den heutigen Tag.

198.

Die Bäume.

A.

Ein Holzhacker ging in den Wald, um Bäume zu fällen. Er trat zur Erle und wollte eben einhauen, als eine Stimme aus dem Baume ſich hören ließ und ihn flehentlich bat, ſie zu verſchonen, da ſie ſonſt viel Blut vergießen müſſe. Ein Wachholderbuſch, den er dann verſuchte, rief, er werde laut ſchreien, wenn er aufs Feuer gelegt werde. Er ging weiter und verſuchte es bei andern Bäumen, aber alle machten ihm Vorſtellungen und erinnerten ihn an den Nutzen, den er von ihnen haben könne. Die Eiche hielt ihm vor den lieblichen Schatten und die Früchte, die er für ſein Vieh verwenden könne. Die Birke wies auf ihren Saft hin, auf die Farbe und Heilkräfte der Blätter, die Linde und der Hollunderbaum auf die Blüthen und die heilſame Wirkung derſelben in Krankheiten, der Tannenbaum rühmte ſeine im Winter und Sommer grünen Zweige und Nadeln, der Nußbaum pries ſeine Früchte, die zu Weihnachten den Kindern ein ſo angenehmes Spiel darböten, der Vogelbeerbaum ſeine ſchönen röthlichen Beeren, die den Men-

ſchen zuträglich und den Vögeln eine angenehme Speiſe ſeien, wodurch ſie oft in die Gewalt der Menſchen gebracht würden, der Faulbaum ſeine frühen ſüßduftenden Blüthen und ſeine Beeren, die in Krankheiten (Ruhr) ein ſicheres Heilmittel darböten. Unmuthig darüber, daß er überall ſich abgewieſen ſah, wandte ſich der Holzhacker wieder zurück zur Erle und ſagte: „Und wenn du auch bluteſt, ſo muß ich dich dennoch umhauen; denn kein andrer Baum giebt mir ſein Holz, und ich bedarf deſſen nothwendig, um meinen Kindern Erwärmung zu ſchaffen.“ — So fällte er denn die Erle ungeachtet des fließenden Blutes, welches noch jetzt das Holz, ſobald es gehauen iſt, roth färbt, während es im lebenden Zuſtande weiß iſt.

B.

Vor Alters konnten die Bäume reden. Jetzt haben ſie auch zwar eine Seele (hing), was man daran erkennt, daß ſie wachſen, Blüthen und Früchte bringen, wozu ein abgehauener Baum nicht mehr im Stande iſt, die Sprache aber iſt ihnen genommen.

Ein Bauer ging in den Wald, um Holz zu hauen. Der erſte Baum, den er abhieb, war eine Tanne (kuusk, Pinus silvestris), aber aus ihrem Innern ſcholl ihm eine Stimme entgegen: „Haue mich nicht! Siehſt du nicht, wie zähe Thränen aus meinem Fleiſche hervordringen? Es würde dir übel gehen, wenn du mir das Leben nähmeſt.“ — Der Bauer wandte ſich zu einem Fichtenbaume (Grähne, ſchwediſch gran, ehſtniſch men, Abies excelsa), und hob ſeine Axt gegen ihn auf. Die Seele des Baumes aber rief ihm zu: „Haue mich nicht um! Du würdeſt wenig Nutzen von mir haben; denn mein Holz iſt gewunden und äſtig.“ Unwillig wandte ſich der Bauer zu einem dritten Baume, der Eller (lep), und begann ſie umzuhauen. Der Baumgeiſt aber ſchrie: „Hüte dich, mich zu verletzen! Bei jedem Hiebe dringt mein Blut von meinem Herzen (südda) heraus und färbt mein Holz und deine Axt blutig.“ Betrübt über dieſe Abweiſungen machte er keinen Verſuch mehr, ſondern ſchickte ſich an, nach Hauſe zu gehen. Als er aus dem Walde heraustrat, begegnete ihm unſer Herr Jeſus und fragte, weshalb

er ſo mißmüthig ausſehe. Er erzählte ſein Mißgeſchick. Da antwortete ihm der Herr: „Kehre nur wieder um und haue ab, was du willſt; denn von jetzt an werde ich den Bäumen verbieten, zu reden und den Menſchen zu widerſprechen.“ Es geſchah, und ſeit der Zeit wagt es kein Baum, gegen die Art des Menſchen die Stimme zu erheben. Doch hört man es im Walde noch ſanft rauſchen und die Blätter ſich bewegen, wenn die Bäume leiſe mit einander flüſtern.

199.

Heilige Bäume.

A.

Bei Pallifer ſtehen zwei Ulmen auf zwei nahen Anhöhen, über deren Verehrung die Prediger ſchon vor 200 Jahren geklagt haben. Sie ſollen zur Zeit der Sündfluth, da ihre Standorte zuerſt vom Waſſer frei geworden, aus angeſchwemmtem Samen erwachſen ſein, und ſtanden ſonſt in ſolcher Achtung, daß Niemand ein Zweiglein von ihnen zu brechen oder abgefallene Blätter wegzunehmen wagte. Bei Krankheiten hängte oder band man an die Zweige derſelben Bänder, wodurch man geſund und glücklich zu werden hoffte. Deshalb ſoll es früher von der Krone ſtreng verboten geweſen ſein, dieſe Bäume zu beſchädigen, weshalb auch ein Gutsherr, der einige Äſte abhauen ließ, ſtreng beſtraft worden ſei.

B.

Einſt ging die Jungfrau Maria mit ihrem Kinde durch einen Wald, und ſämmtliche Bäume neigten ehrfurchtsvoll ihre Häupter, ſie zu begrüßen. Nur die Eſpe ſtand gleichgültig da, ihre Blätter und Zweige ſtarr in die Höhe gerichtet. Da ſprach die Jungfrau die Strafe über ſie aus, daß ihre Blätter ſich bei dem geringſten Winde hin und her bewegen und zittern ſollten.

Später wurde nach Chriſti Verurtheilung das Kreuz für ihn aus Eſpenholz zugehauen.

Anm. Auch in Ehstland scheint früher die Espe göttlicher Verehrung genossen zu haben. Ganz in der Nähe des Dorfes Rökks auf Dagö stand eine große heilige Espe, die man in keiner Weise beschädigen durfte. Noch vor zehn Jahren war es ganz allgemein, bei Krankheiten des Viehes oder ähnlichen Unglücksfällen dieselbe mit bunten Bändern, Bandschleifen und kleinen Kreuzen zu behängen, welche Opfer die Gunst des Baumgeistes erwerben sollten. Die Verehrung der Espenhaine, die in Schweden allgemein gewesen zu sein scheint, läßt sich auch für unsere Gegenden aus dem Namen der Stadt Hapsal (von haab und sallo, Hain) vermuthen; auch der Asplünd (Espenhain) auf Worms mag früher heilig gewesen sein. Auch Eichen waren heilig, und noch jetzt steht nicht weit von Emmast auf Dagö eine Eiche, in welche noch vor wenigen Jahren die Ehsten, wenn sie krank waren, Kreuze einschnitten und ihr Opfer brachten. Auch gingen sie nur dreimal um sie herum und sangen, um sich vor Zauberei zu schützen.

C.

Bei einem argen Unwetter ging der Herr Jesus durch einen dichten Wald und suchte unter den Bäumen Schutz vor dem Regen. Alle Bäume aber bogen ihre Zweige zurück oder schüttelten sich, so daß die Tropfen auf den Herrn fielen und er ganz durchnäßt wurde. Nur die Tanne breitete schützend und liebend die Arme aus und er fand Sicherheit unter ihren Zweigen. Dankend verließ er den Zufluchtsort und sprach über die Tanne den Segen aus, daß sie Sommer und Winter grün sein solle.

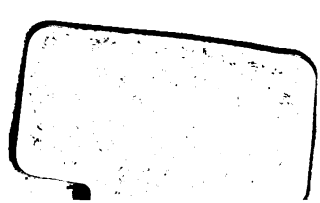
200.

Teufelsabbiß.

Der heilige Petrus ging einst mit seinem Herrn und Meister spazieren und wurde plötzlich von heftigen Leibschmerzen überfallen. Um sich zu helfen, riß er eine Pflanze aus der Erde, biß ein Ende von der Wurzel ab und fühlte sich auf der Stelle von den Schmerzen befreit. Seit dieser Zeit hat diese Pflanze eine abgebissene Wurzel, ja man kann sogar noch die Stellen der Zähne daran unterscheiden. Auch behielt sie die Heilkraft, daher noch jetzt die Ehsten sich derselben gegen Leib- und Zahnschmerzen, so wie gegen verschiedene chronische Krankheiten bedienen, und ihr den Namen Peetri pibe lehhed (Petri Pfeifenblätter, d. h. Taback) beilegen.

Anm. Der Teufel trat einſt zu Pitk Hans und ſprach: „Komm, laß uns unſere Kraft probiren.“ Wer dem Andern ſo die Hand drücken kann, daß er ſchreit, der ſoll gewonnen haben.“ „„Wohl, ſprach Hans, mag's drum ſein! Ich wollte aber nicht, daß es bei Tage geſchehe, denn ſchrie ich, und Leute gingen vorbei, ſo ſchämte ich mir die Augen aus dem Kopf.““ So verabredeten ſie denn in der Dämmerung im Walde zuſammen zu kommen, weit vom Dorfe, zum Wettkampf. Pitk Hans aber ließ ſich einen Fauſthandſchuh aus Eiſen machen und zog ihn an die rechte Hand, und als die Sonne hinter den Wipfeln des fernen Waldes hinabgegangen war zum Schöpfer, und Finſterniß die Erde bedeckte, ging er unerſchrockenen Muthes in den dunkeln Wald und fand den Teufel beim Kreuzweg auf ihn harrend. Da ſtellten ſie ſich einander gegenüber. Fuß an Fuß und Aug' in Auge, der Teufel ſtreckte ſeine langfingrige Tatze aus, ergriff Hanſens Rechte und drückte — wie der Teufel. Aber der Handſchuh war aus ſchwediſchem Eiſen geſchmiedet und Hans lachte nur dazu, denn dieweil es dunkel war, ſo vermochte der Teufel nicht zu erkennen, daß Hans behandſchuht war. „Teufel,“ rief er aus, „wie iſt deine Hand ſo hart!“ — „„Das kommt von harter Arbeit!““ „Und woher iſt deine Hand ſo ſchwarz?“ „„Das kommt vom Miſtführen!““ Und als der Teufel müde geworden war, griff Hans zu und quetſchte des Teufels Krallen zuſammen, daß dieſer anfing kläglich zu heulen wie eine Katze im Schraubſtock. „Au, au, auweh, auweh!“ ſchrie und heulte er fürchterlich und ſetzte ſich in einen Graben und biß ins Gras, legte ſich kühlende Kräuter auf die gequetſchte Hand, die es nimmer mit Pitk Hans mehr aufzunehmen wagte. — Der Wald aber, wo ſolches geſchehen, hieß fortan Litſumets (Druckwald) und liegt einſam in Wagien zwiſchen Schloß Laius und dem Finnenſchloß Somelin. Die Blümlein aber, die der Teufel abbiß und ſich auf die Pfote legte, heißen noch heutiges Tages Teufels-Abbiß und Katzenpfötchen.

Berichtigungen.

Seite 6	Zeile 1	von unten	lies	den	ſtatt dem.
„ 11	„ 8	„ unten	„	Rie	ſtatt Rien.
„ 13	„ 3	„ oben	„	und	ſtatt er.
„ 13	„ 13	„ unten	„	Sörru-nöm	ſtatt Sörrunöm.
„ 14	„ 7	„ unten	„	rahiwo	ſtatt rahwoo.

Druck von W. Steinmüller in Düben.